AUS FEUER UND WASSER GERETTET
BEIM GROSSEN BRANDE DER
BAYERISCHEN STAATSBIBLIOTHEK
IM MÄRZ DES KRIEGSJAHRES 1943

F. STAEGER

Jf. 2 16ri.

Phys. m. 120. (5.6

Philos. Theol. Nat. Magia. 1190.

R

Das Grab des Aberglaubens

fünfte und ſechste Sammlung

von

M. Ernſt Urban Keller,

Special-Superintendenten zu Wildbad.

Stutgart
bei Johann Benedict Mezler 1786.

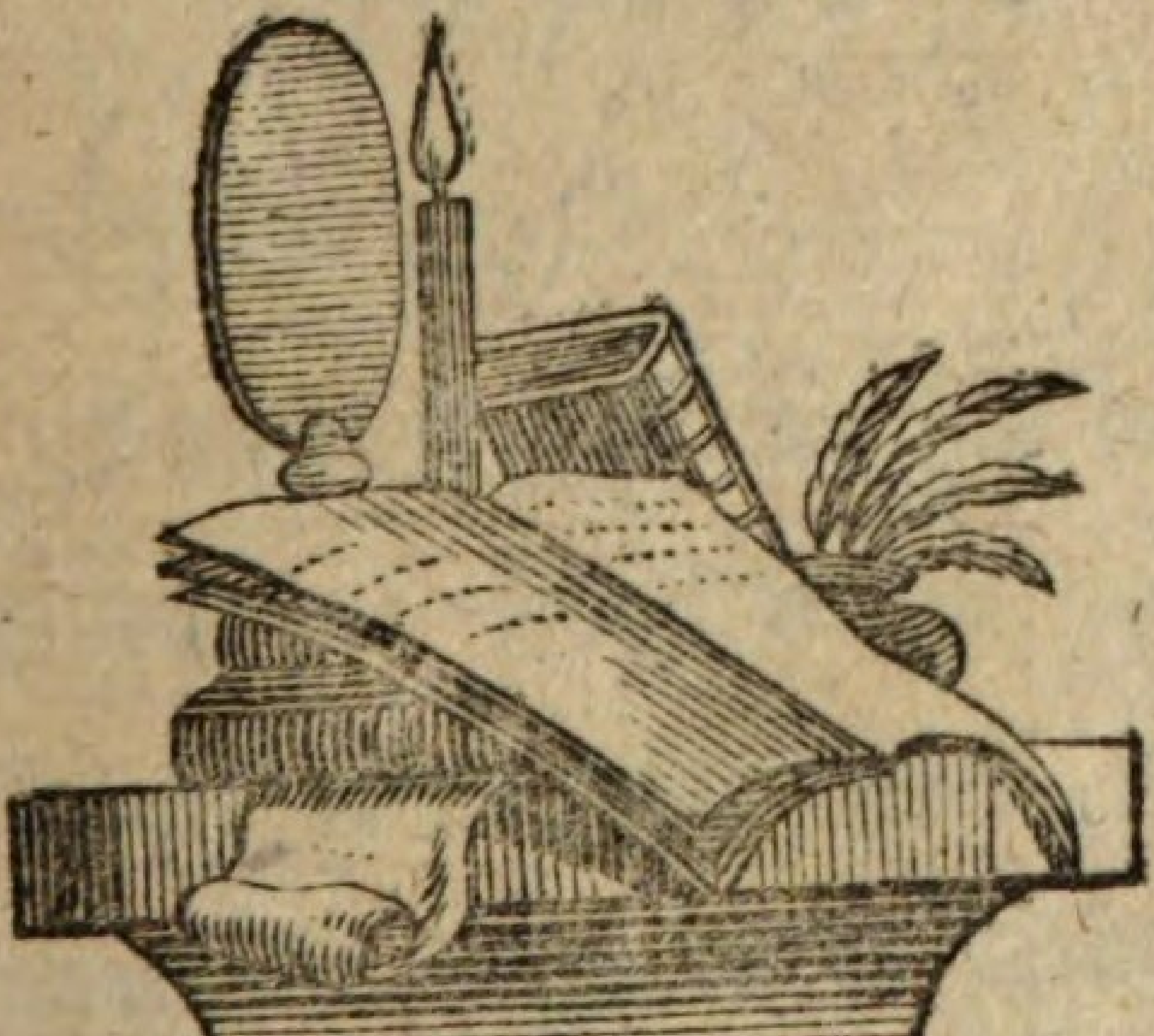
Gegen den

Aberglauben

von

M. Ernſt Urban Keller,

Special=Superintendenten zu Wildbad.



Stutgart

bei Johann Benedict Mezler 1786.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorrede.

Die göttliche Fürſehung hat durch meinen gnädigſten Fürſten mir unvermuthet eine andre Laufbahn vorgezeichnet, und den Endpfahl meines Aufenthalts in Wildbad vorangerückt, ſo daß ich dieſen Sommer zu der hieſigen Superintendenz befördert worden bin, wo ich beym Eintritt mehr zu arbeiten angetroffen habe, als ich vermuthete. Um nun

den Druck dieſer Schrift an ſeiner Beendigung nicht zu hindern, muß ich den Fürſaz fahren laſſen, nach welchem ich mir fürgenommen habe, in dieſer Vorrede die allgemeinen Säze, welche der Aberglaube aufgeſtellt hat, zu unterſuchen und zu exiliren. Z. B. Man müſſe viel glauben, wovon man nicht ſehe, wie es damit zugehe. In der Natur ſey viel verborgen, wavon man die Kräfte nicht kenne. Helfe es nicht: ſo ſchade es auch nicht. Wenn es nicht helfe: ſo mache man es nicht recht. Vielleicht habe man die rechte Zeit, die rechten Umſtände nicht beobachtet. Es ſey das rechte Zeichen nicht geweſen. Es ſey beſſer, man glaube zu viel als zu wenig. Die Alten ſeyen auch keine — Narren geweſen u. d. Durch Fortpflanzung ſolcher Säze ſattelt immer der Vater ſelbſt ſeinem Sohne den Eſel, worauf er

reutet, und damit immer im Irrthum blei-
bet.

Es hat zwar in den neuern Zeiten die Kenntniß der Natur den Aberglauben in ſeine lezte Verſchanzungen bey manchen ge-
trieben, jedoch aber nicht ganz vertrieben, da er izt nur eine andre Geſtalt angenom-
men hat, womit er ſeine Kunden an ſeinem Gängelbande erhält. An neuen Wehr und Waffen fehlt es im Arſenal des Aberglau-
bens nicht. An ſtatt des plumpen Aber-
glaubens, der die vergangene Jahrhunderte ſo ſehr entſtellt hat, iſt nur ein feinerer ge-
tretten, der um ſo gefährlicher iſt, weil er von einer ſophiſtiſchen Vernunft einen An-
ſtrich von Wahrheit bekommen hat. Man ſchämet ſich heut zu tage, aus der Stellung der Geſtirne bey der Geburt eines Menſchen

seine künftige Schickſale zu beſtimmen, und in dem Schweif eines Kometen den nahen Tod eines Monarchen zu leſen; gleichwol hat man nicht auf alle Prophezeyhung Verzicht gethan. Es gibt noch immer Leute, die die Epochen vom Sturz der Reiche, ja elbſt vom Ende der Welt berechnen wollen. Die Chiromantie wird den Zigeunern überlaſſen und verlacht; aber die Phyſiognomik iſt an ihre Stelle getretten; eine Afterwiſſenſchaft, die nur durch langwierige, mannigfaltige und genaue Beobachtungen dieſen Namen verlieren, und ſich zum Rang einer ächten Wiſſenſchaft erheben kann; die aber in unſern Tagen durch Uebereilung und den beygemiſchten Sehergeiſt unzählige Irrthümmer veranlaßt, der Eitelkeit und dem Müſſiggange geſchmeichelt, und den wahren und nüzlichen Kenntniſſen groſſen Abbruch gethan

thun hat. Man hat die Thorheiten der ſympathetiſchen Kuren eingeſehen, und ſpottet izt über die Wunderkuren, die vor fünfzig Jahren über dem Grabe des Paris geſchehen ſeyn ſollen; allein Gaßner hat mit ſeinem Exorcismus in Teutſchland Beyfall, und in der Schweiz Bewunderung gefunden. Und Mesmer hat in unſern Tagen mit ſeinem thieriſchen Magnetismus, dem er das Anſehen einer vernünftigen Theorie zu geben gewußt, in einer der größten Städte von Europa, die auf ihre Aufklärung ſo ſtolz iſt, eine Menge Köpfe verrückt. Nicht nur der Pöbel in Paris, ſelbſt vornehme Standsperſonen und Gelehrte liefen Schaarenweiſe zu dem magnetiſirenden Arzte. Der franzöſiſche Verſtand hat freylich auch ſeine Auswüchſe. Noch vor wenigen Jahren zitterte ganz Paris über der Gefahr, welche ein

Komet drohen ſollte. Im vierzehenten Jahrhundert war, wie Deumenier verſichert, die Länge der Schuhe der Maasſtab der Rangordnung bey den Franzoſen. Die Schuhe eines Prinzen hatten die Länge von zwey und einem halben Fuß. Die eines Barons von zwey Fuß; daher kommt die Redensart: er lebt auf einem groſſen Fuß. — —

Dieſe neue Sammlungen zum Grab des Aberglaubens habe ich noch in Wildbad ausgearbeitet, und liegen ſchon ſeit ein paar Jahren zum Druck bereit; welches bey Durchleſung derſelben zu wiſſen nöthig iſt.

Ich rücke hier noch das fürtrefliche Gedicht ein, welches der geſchickte Würtembergiſche Prediger zu Langenbrand, Herr

M.

M. Karl Friedrich Ludwig Kurrer, Ehren-Mitglied der lateiniſchen Geſellſchaft zu Jena, aus Gelegenheit des Grabs des Aberglaubens verfertiget hat. Es verdient bekannt gemacht zu werden. Schriebs Laufen am Neckar, am Tage Jakobi 1786.

* * *

Wie jene ſchröckende Phantome ſchwinden! —
Soll denn die Menſchheit immer hofnungsleer
Sich unter dieſem Joche winden?
Es iſt genug! wie lang? wie ſchwer
Lag ſchauervolle Finſterniß
Auf unſers lieben Gottes Welt?
Die Menge zitterte; nur riß
Sich hie und da hindurch ein Held.

Des Himmels Schmuck, Nordſcheine und Kometen,
Verkündigen bey Nacht des Schöpfers Ruhm.
Doch ſchaft Gunild ſie zu Propheten
Des Unglücks ſtille ſeufzend um.
Ein ohnbedeutend Würmgen nagt,
Die Hunde heulen, Käuzlen ſchrei'n,
Ein Topf zerbricht, ſie ſeufzt und zagt,
Das müſſen Todtesboten ſeyn!

Sie

Sie kann für Angſt zu Hauſe nimmer bleiben,
Geht aus, bekreuzt ſich dreymal ohnbeſchri'en;
Diskurs, und Schmaus und Früling treiben
Sie auf das Dorf zur Nachbarin.
Schon ſinnt ſie, was ſie reden will,
Und freut ſich auf den Abendſchmaus,
Ein Haas ſpringt auf, ſie ſtehet ſtill,
Erſchrickt, kehrt um, und geht nach Haus.

Die Sonn' entweicht, nur wenig Sterne funkeln,
Sie eilt und rennt — die Nacht iſt niemands Freund! —
Im Angſtſchweis hin, als in dem Dunkeln
Von Ferne ihr ein Licht erſcheint,
Vom Gottesacker kommt es her, —
Es mag wol ein Geſpenſte ſeyn!
Kommt immer näher, feuriger,
Sie eilt und fällt und bricht ein Bein.

Da liegt ſie nun! des Aberglaubens Beute!
Ruft ächzend Hilf' und nahe Thorwach' her.
„Da ſeht! wenn auf dem Wege heute
„Mir nicht ein Haſ' begegnet wär,
„Wär mir dies Unglück nicht geſcheh'n.
„Stellt, Wizlinge! das Spotten ein!
„Hier kann mans augenſcheinlich ſeh'n,
„Es muß ein ſchlimmes Zeichen ſeyn!

„Lauft,

„Lauft, Mägde! lauft zu jenem weiſen Manne,
„Der ſympathetiſch Wunderkuren thut,
„Daß er den Brand vom Fus verbanne,
„Da! bringt ihm dieſen Strumpf mit Blut!
„Noch denk' ich, wie mit weiſer Hand,
„Als Klare jüngſt den Arm zerbrach,
„Er ſeines Stules Fus verband,
„Und ſeinen Seegen drüber ſprach.

„Und ſollt', ich hoff' es! ſeine Kur ihm glücken,
„Bey meinem erſten Ausgang will ich dann
„Altar und Kanzel reichlich ſchmücken.
„Ich habs zwar ſchon einmal gethan,
„Doch in die Kirchen ſtift ich gern
„Von meinem ehrlichen Gewinn,
„Und beſſer iſts, ich leih's dem Herrn,
„Als werf es einem Armen hin."

So, Aberglauben! träumen Weiberſeelen
Von deinem Zauberdunſte eingewiegt!
Doch finſtre Männerköpfe quälen
Die Welt noch mehr. In Klöſtern liegt
Ein unerſchöpfter Seegenkram
Für Menſchen gut, und gut für's Vieh,
Wer je von dieſen Mitteln nam,
Dem ſchadte ſelbſt der Teufel nie!

Oel=

Oel — Waſſer — Beiner — Splitter — Amuleten —
Charakter, die kein Menſchenſinn erräth.
Noch mehr! im heil'gen Unſinn tödten
Sie Menſchen tauſendweis. Hie ſteht
Ein Kezerhäufgen. — — Folter her!
Und Scheiterhaufen! Schwerd und Strick!
Stirb! Kezer! ſtirb! zu Gottes Ehr! —
Stirb! oder kehr zu uns zurück!

Bartholomäusnächte — Dragonaden —
Salzburger — Calas — Sirven — fordern Rach!
Ravaillaks und Clemente baden
Im Königsblut die Hand. — Erwach'
Aus deinem Schlummer, Menſch! zerbrich
Die Feſſeln der Tirannin! ſchon
Sind ſie morſch! Erwach und ſprich
Dem Höllenkinde einmal Hohn!

Wie lange willt du Mord und Tollheit ſchnauben?
Des Stupors Tochter und der Schwärmerey!
Herab von deinem Throne, Aberglauben!
Die finſtre Zeiten ſind vorbey,
Der Tag bricht an, die Nebel flieh'n,
Die Sonne der Religion
Stoßt ſtralend ſie zu Boden hin,
Herab einmal von deinem Thron!

Sieh!

Sieh! deines Thrones ſchwarze Stüzen ſinken,
Stolz, Unſinn, Heucheley, Unwiſſenheit,
Von hohem Alter mürb. Nun winken
Dir Schande und Vergeſſenheit.
Die Menſchheit ſiegt. Tirannin! flieh
Flieh zu der Muter, Höll', hinab!
Stirb, altes Ungeheuer! hie
Erwartet dich das ofne Grab!

Wie Uhu, Fledermäuſe, Käuzlen, Eulen
Bey deinem Grab' harmoniſch munter ſind!
Nur Mönch und alte Weiber heulen
Sich faſt bey deinem Falle blind.
Weint immer, leere Köpfe! weint!
Dann euer Göze iſt gefällt,
Dank, Menſchheit! Dank dem Menſchenfreund,
Der deine Rechte hergeſtellt.

Thomaſius und Becker! welche Namen!
Noch unentſchieden iſt ihr wahrer Werth:
Sinds — Helden? oder — Kezer? — kamen
Und ſchlugen drein mit Feur und Schwerdt —
Nun kommt der dritte Menſchenfreund
Bewafnet mit Religion
Zu Hilfe dir, und ſtürzt den Feind
Als Menſch und Chriſte von dem Thron.

Inhalt.

Inhalt.

I. Nothwendigkeit, dem Aberglauben zu ſteuren, aus ſeinen neuſten Ausbrüchen.

II. Verſuch, wie dem Aberglauben auf die kräftigſte Weiſe zu ſteuren ſey.

III. Anwendung der in dem Verſuche gegebenen Regeln.

IV. Fernere Anwendung der in dem Verſuche gegebenen Regeln.

V. Fortgeſezte Anwendung dieſer Regeln.

VI. Nachahmungen der Chriſten in dem altheidniſchen Aberglauben.

VII. Die bezauberte Raupen.

VIII. Entdeckte Quellen abergläubiſcher Meinungen.

IX. Die weiſſe Frau.

X. Ueberbleibſeln des altheidniſchen Aberglaubens unter den Chriſten. Fortſezung des ſechsten Stücks.

XI. Von der magiſchen Kraft der Glocken.

XII. Von den Urſachen des Aberglaubens ſamt dem Schaden, den er anrichtet.

Erſtes Stück.

Nothwendigkeit, dem Aberglauben zu ſteuren, aus ſeinen neuſten Ausbrüchen.

Quo ſemel eſt imbuta recens ſervabit odorem
Teſta diu.

Horat.

Ohnſtreitig behält der Aberglauben eine gleiche Dauer mit unſerm Planeten, und die Sonne wird noch oft genug ihren Lauf durch den Thierkreis machen müſſen, bis er einen Theil ſeiner Herrſchaft fahren läßt; gleichwol kann es von keinem vernünftigen Menſchen als eine überflüſſige Arbeit angeſehen werden, wenn der Aberglauben in

in ſeiner Blöſſe hingeſtellt, und gegen ſeine Grundveſte gegraben wird. Der Schaden iſt zu beträchtlich, den er anrichtet, und ſeine Macht zu ausgebreitet, als daß man gleichgültig auf ihn hinſehen, und ihn ungeſtört ſeine finſtre Arbeit verrichten laſſen könnte.

Ich komme zwar ungerne daran, das Grab des Aberglaubens zu erweitern, und neue Ausfälle auf kanoniſirte Thorheiten und verjährte Irrthümmer zu machen; allein ich bin überzeugt, daß dem Pöbel die Schuppen noch nicht von den Augen gefallen ſind, und er noch immer eine tiefe Ehrfurcht für den Popanz der Kirche hat; ich weiß auch, daß noch eine Menge Geſpenſter, Erſcheinungen, Hexen, Drachenkinder, wütende Heere, Kielkröpfe, Wechſelbälge, Nixen, Allraunen, Wehrwölfe, Inkuben und Wunder, wenigſtens unter dem Landvolke, wo ſich alle Moden und Meinungen am längſten erhalten, gleich der Peſt, im Finſtern ſchleiche, und unſer achtzehendes Jahrhundert noch nicht ſo helle ſey, daß nicht die Fauſten, die Kornelius Agrippa, die Paracelſus

celſus mit ihren Zauberſpiegeln, Amuletten, verſchloſſenen Billets, Wünſchelruthen, Uringläſern, Zeichendeutungen und Wundern ihr Glück darinnen machen ſollten. Ich will nun einige von den neuſten Ausbrüchen des Aberglaubens anführen, um ſeine groſſe Macht zu erkennen zu geben, und zu zeigen, wie nöthig es ſey, ihm zu ſteuren.

Noch vor kurzem ritten Gaßner und Schröpfer auf Ebentheuer aus, und fanden Beyfall. Ich kenne eine ädle Frau, eine gewis ſonſt vernünftige Perſon, und zwey Lehrer der Rechte, welche nicht mit 13. Perſonen an Einem Tiſche ſpeiſen wollen, aus Furcht, eine unter ihnen möchte in wenigen Monaten eine Beute des Todes werden. Ganze Städte revoltiren, wenn ein Todter, der ſich ſelbſt aufgeknüpft hat, auf ihren Kirchhof begraben wird. Es ſoll ein ehrliches Begräbnis eines ſolchen Unglücklichen den Fluch über ein Land ziehen, und der Hagel die Erndte verheeren. In Arnheim iſt An. 1783. eine Auf-

ruhr entſtanden, daß der daſige Magiſtrat ſich erklärt hat, einen neuen Kirchhof vor der Stadt anzulegen; Als die erſte Leiche dahin gebracht worden war, grub eine Menge Weiber die Leiche wieder aus, trug ſie in die Stadt zurück, und beerdigte ſelbige neuerdings in die Kirche. Das Volk ſiehet eine jede Veränderung als bedeutend an, und der Abergläubige hält eine Begräbniß in den Kirchen für einen ſichern Vorſchritt in den Himmel. Mumlar, ein Mann vom erſten Rang, befielt, ſeinem in der Ferne verſtorbenen Sohne einen grünen Raſen unter das Kinn zu legen, um ſeinem Haupte alle Wendung zu verwehren, damit er nichts vom Sterbetuch in den Mund bekomme, er ſich auch nicht nach andern in der Familie umſehen, und davon nach ſich ziehen könne. Dieſer Befehl wurde auch pünctlich befolgt. Nach des Hrn. Paſtor Gözen in Quedlinburg gemachten Anmerkung iſt die Spinne beym ſchwächern Geſchlechte immer noch ein Unglücksprophete. P. Faſt und P. Weyder tretten in Teutſchlands erſter Stadt bey aller Aufklärung derſelben auf,

und

und behaupten, (*) das Pötſcher Bild habe geweint; durch das Wallfahrten ziehe man ſich eher die Gnade Gottes zu, als wenn man zu Hauſe bleibe; die Andacht zum fleiſchernen Herzen Jeſu ſey löblich; Brüder und Schweſtern hätten ein ausſchlieſſendes Recht auf die künftige Glorie, die ſie ſich zum theil durch ihre heilige Brüderſchafts-Werke verdienen; der Segen mit einem hölzernen Jeſubild ſey gut; man empfange wirkliche Gnaden, wenn man bey Bildern ſilberne oder güldene Opfer aufhänge u. d. g.

Sicher wird es noch mehr als eine Wäſche koſten, bis die Wahrheit aller Orten in einem reinen Gewande herfürtretten kann, da die Flecken grauer Vorurteile ſo tief ſizen, und oft mit Fleiß begünſtiget werden. Jeder Vernünftige weiß z. B. daß die Wallfahrten beſonders auſſer Lands thöricht und ſchädlich ſeyen; ſie hören deßwegen nicht auf, und wenige Lehrer ſind ſo bidern Her-

(*) S. Epiſtel an die = dem ächten alten Glauben anhangende Herde zu Wien wegen ihres Oberhirten von Chriſtian Ehrlich. Wien 1783.

Herzens, daß, wann ſie auch gleich nicht phantaſtiſche Andächtler ſind, ſie dem Volke frey heraus ſagten, daß Gott in der Kapelle des Dorfs eben ſo nahe, eben ſo willfährig ſeyn, uns zu erhören, als zu Altötingen, zu Waldthürn, oder ſelbſt in der Sanctpeterskirche zu Rom. Mit gutem Bedacht läßt man dem Volke ſeine Gözen, welche zu Koloſſen erwachſen, und geſtattet ihre Afterandachten unter anderm auch darum, daß die hundert kleine Kanäle nicht verſiegen gehen, welche der groſſen Waſſermühle der Kleriſey Zufluß verſchaffen. Mit redlichen Herzen zieht das gute Volk ſeinen Beutel, um von der chriſtlichen Gemeine nicht als kontreband angeſehen zu werden. Der Bayriſche Zuſchauer wollte ſich nach den Schlözerſchen Staats=Anzeigen vom Jahr 1782. zu Beleuchtung gewiſſer Dinge nahe hinzuwagen; aber man ſchlug ihm die Laterne aus der Hand. Das Gefühl für Wahrheit und ächte Frömmigkeit iſt noch nicht in allen Gemütern angefacht und erhöhet. Würde nur einſtweilen Verdacht gegen die Lüge erweckt, bis die Wahrheit dereinſt triumphirt!

Ohne=

Ohnelängſt mußte ich mit Augen ſehen, wie ein düſtrer Franziskaner, welcher Fremdlingen neben den Chor- und andern Kleidern auch den Kelch in einer Kirche wieß, ſich zurückzog und die Stirne faltete, weil ein ungeweihter Lay nach dem Kelch grif und ihn in der Hand halten wollte. Mauer und Dach, Kanzel und Altar, Taufſtein und Orgel und alles Geräthe des Heiligthums ſind mit nichten das Heiligthum ſelber; bloß der Zweck und die Abſicht, daß gottesdienſtliche Handlungen in dieſem Hauſe und mit dem Geräthe vorgenommen werden, machen beydes ehrwürdig, und durch den Angrif wird ſolches nicht herabgewürdiget.

Der Knabe, der kaum die Flügelkleider abgelegt hat, fragte den Gukguk mit ſtammlender Zunge: Gukguk! ſage mir, wie lang ich leben werde? Zählt an ſeinen Fingerchen nach, wie vielmal er rufe, und hüpft in die Höhe, wenn er ihn recht vielmal rufen hört; denn er hat ſchon von andern Kindern gehört, man könne aus dem Gukguks-Geſang die Zahl der künftigen Lebens-

jahre abnehmen. Die junge Brigitte ſeufzt; ſie läßt es ſich nicht nehmen, und behauptet dreiſte, es werde nächſtens ein Inwohner ſterben, weil es in das Abendläuten geſchlagen. Sie läuft in ihren Gedanken von Hauſe zu Hauſe, ob ſie nicht einen Kranken irgendwo wiſſe, und dieſem muß es gelteu. Ein Knabe ſagt es dem andern, daß eine ſieben Jahre lang in ein Schächtelchen eingeſiegelte Spinne einen ädlen Stein oder ein Stück fein Gold zurücklaſſe; und unbarmherzig ſchließt er gleich die nächſte groſſe Spinne in ihr ewiges Gefängniß ein. So löblich die öffentlichen Schulanſtalten ſind, und die Nachahmung ein Wezſtein des Verſtandes wird: ſo ſtreuet doch oft, aller Aufmerkſamkeit ohngeachtet, der Straſſenjunge ſchädlichen Samen aus, und gleicht nicht ſelten einem Reiſenden, der aus der Levante die Peſt mit ſich und ſeinen Waaren nach Europa bringt. Er ſteckt andre horchende Schüler mit ſeinen ſelzamen Meinungen an, da der Geiſt des Menſchen von Jugend auf zu allem, was ſelzam, ebentheurlich und wunderbar iſt, nur gar zu geneigt

neigt zu ſeyn ſcheinet. Der Fürwiz und die Neu⸗begierde, die der Schöpfer zu einem beſſern Zweck in unſre Seele gepflanzt hat, leiten uns in Zeiten von der Natur und Vernunft auf auſſerordentliche Vorſtellungen.

Herr Albert, mißtrauiſch auf die Einſichten ſeines Arztes, wenn er auch ein vernünftiger Mann iſt und ſich nie berauſcht, läßt den Urin zu irgend einem Quackſalber, Scharfrichter oder einer ſonſt grundgelahrten Frau Baaſe tragen. Das Orakel redet von Verſtopfung der Lunge, die Leber koche ſchlechtes Geblüt u. d. g. Der dankbare Klient, zufrieden über die prophetiſche Erklärung des Urins, legt einige Dreybäzner auf den Dreyfuß dieſes Urinpropheten, und erhält zum Troſt des durch die Doktoren mishandelten Kranken ein ehlenlanges Rezept, welches für Hauen und Stechen untrüglich iſt. Das Wunder⸗mittel wird heimlich gebraucht, die Krankheit ver⸗ſchlimmert ſich, der Patient ſtirbt, und der Haus⸗arzt wird zur Beerdigung gebeten, ohne zu wiſ⸗ſen, daß das Mordmeſſer eines tölpelhaften Quack⸗

ſalbers, oder die grauſame Scheere einer heilloſen Parze den Lebensfaden vollends abgeſchnitten hat.

In England ward Robert Andrews, Profeſſor der Aſtrologie in Grantham, zu Anfang des Maymonats 1782. ins Zuchthaus zu Nottingham gebracht, weil er die Leichtglaubigkeit des Volks, das haufenweiſe zu ihm lief, mißbraucht, und es durch Weiſſagen und Nativitätſtellen ums Geld gebracht hatte. (*) In Londen wundert man ſich, wie dergleichen Thorheiten zu unſern Zeiten noch Beyfall finden können; wird man ſich aber anderwärts nicht wundern, daß man in England noch einen Profeſſor der Aſtrologie beſoldet, und ihn ſtraft, wenn er ſeinem Amte Genüge thut?

Valet in M. ſchleicht ſich im November 1779. um Mitternacht auf den Kirchhof, fragt ſein neubegrabenes Wiegenkind um Rath, was für Zahlen er ſich wählen ſoll, um in der Lotterie glücklich zu ſeyn? Aber vergebens wartet er auf eine Antwort, auch der nächſte Traum geht

hülflos

(*) Stuttgart. privil. Zeitung 1783. 73. St.

hülflos vorbey. Er wird zwar geſtraft, aber die Strafen beſſern den Menſchen nicht von Grund aus. Das Tadelhafte und Strafbare des Aberglaubens beſteht darin, daß die Menſchen nützliche und ſchädliche Wirkungen von verborgnen Kräften erwarten, ohne in dem Worte Gottes, oder in der vernünftigen Erkenntniß der Natur eine Anweiſung dazu zu haben; und in dieſer Abſicht iſts einerley, ob abergläubiſche Handlungen die geſuchte Wirkung hervorbringen oder nicht.

(*) Zu Seville in Spanien hatte ohnelängſt ein franzöſiſcher Mechanikus beynahe das Unglück, als Zauberer in die Hände der Inquiſition zu fallen. Er verfertigte eine redende Puppe; er mußte die Inquiſition von ihrem Mechanismus augenſcheinlich überführen, worauf man ihn frey ließ, und ihm ein eigenes Certificat ertheilte, worin bekräftiget wurde, ſein unbegreifliches Kunſtſtück gehe wirklich ohne Zauberey zu.

Nun,

(*) Stuttgart. privil. Zeitung 1783. 150. St.

Nun, Leſer! ein Hexen-Prozeß! (*) eine Geſchichte nicht aus dem vorigen Jahrhundert, ſondern die ſich vor wenigen Jahren zugetragen hat, freilich in einem Lande, wo es mehr Rinder als Papageyen gibt. Ein demüthigender Beweiß, wie weit der Verſtand und das Gefühl der Menſchen unter dem Joch des Aberglaubens und tief eingewurzelter Vorurteile ſinken kann! In Pomerellen ligt unter der Jurisdiction des Landvogteygerichts zu Koniz oder Choiniz das Dorf Orſowo, deſſen Einwohner auſſer einigen Bauren Aedelleute ſind, die ſich vom Ackerbau nähren. Einer von dieſen, Andreas von Zabinsky, hatte dem Bauer, Matthias Kapka, ein Gärtnerhauß vermiethet, wodurch die Familien von beyden in einen nähern Umgang gekommen waren. Unter Leuten von ſo eingeſchränkten Begriffen, bey denen folglich auch jede Begierde äuſſerſt heftig iſt, kann es nicht leicht an Gelegenheit zu Zänkereyen fehlen,

(*) Leſebuch für alle Stände zur Beförderung edler Grundſäze, ächten Geſchmacks und nüzlicher Kenntniſſe. von Joh. Friedr Zöllner, Prediger in Berlin. Berlin. 1781. Th. III.

fehlen, welche oft unerheblich genug ſind; allein eben deßwegen mit vieler Bitterkeit von beyden Seiten geführt werden. Auch hier war dieß der Fall. Die Frau des Aedelmanns merkte an, daß ſich allerley kleine Unglücksfälle in ihrer Wirthſchaft zutrugen, ſeit die Kapka in ihrem Hauſe wohnte; und manche derſelben mochten ſich gerade nach einem vorgefallenen Zwiſte unter ihnen beyden ereignet haben. Dadurch gerieth ſie auf den Argwohn, daß jene eine Hexe ſey, und ſich durch Zaubereyen zu rächen wiſſe. Folgender Zufall beſtärkte ſie in dieſer Meinung, und wurde die Veranlaſſung zu einer höchſttragiſchen Geſchichte.

Agnes, die Tochter des von Zabinsky, wurde unter vielen Schmerzen an dem rechten Knie und Schenkel lahm. Der Arzt verſicherte zwar, daß dieß blos eine Folge von einer gichtiſchen Materie ſey, die ſich an dieſen Theilen abgeſezt habe; allein die Mutter war davon nicht zu überzeugen; ſie behauptete, es ſey eine unnatürliche Krankheit, die keinen andern Grund als die

Zau-

Zauberey der Kapka haben könnte, zumal da kurz vorher zwiſchen ihr und dem Fräulein Agnes ein Streit vorgefallen ſeyn ſollte. Was bedurfte es mehrerer Beweiſe für ihren Argwohn? Sie nahm daher auch weiter keinen Anſtand, die Bauerfrau im ganzen Dorfe für eine offenbare Hexe zu erklären. Bey dieſer Rache ließ ſie es indeſſen nicht bewenden, ſondern zeigte den ganzen Vorfall, ſamt allen ihren Vermuthungen und Schlüſſen, dem Dorfſchulzen Albrecht von Kowalewsky an, und verlangte von ihm, daß er das ganze Dorf zuſammen berufen, und in Gegenwart deſſelben an der Kapka die Waſſerprobe ſollte machen laſſen. Der Schulze weigerte ſich anfänglich, ihrem Geſuche Genüge zu thun, und damit er ſie los würde, wandte er ein, daß man dazu wärmere Witterung abwarten müßte. Als aber endlich am 13. März 1779. ein gelinder Tag einfiel: wiederholte ſie ihre Vorſtellung ſo dringend, daß der Schulze ſeine Einwilligung gab.

Sogleich veranſtaltete die von Zabinsky, daß die ſogenannte Schulzenkeule, als das Zeichen

einer angeſezten Dorfverſammlung, im Orte um-hergeſchickt wurde; und gegen Mittag waren bereits die meiſten Einwohner bey dem Schulzen verſammlet. Nach einer kurzen Erzehlung des Falls und einer noch kürzern Uberlegung, was zu thun ſey, wurde Andreas von Zabinsky nebſt ſeinem Sohn Franz und etlichen Bauern nach dem Hauſe, worin die Kapka wohnte, förmlich abgeſchickt, um ſie vor die Verſammlung zu ſtellen, und durch die Waſſerprobe auszumitteln, ob ſie wirklich eine Hexe ſey oder nicht. Die erſchrockne Frau wurde fortgeſchleppt, und nach einem Dümpel (Teiche) geführt, welcher ohngefehr tauſend Schritte vom Dorfe ligt, etwa 200. Schritte im Umkreiſe, und 20. Schritte in der Breite hat, aber nahe am Ufer ſchon über Mannes Länge tief iſt.

Hier zog ſich die Unglückliche auf Verlangen der beyden Zabinsky bis aufs Hemde gutwillig aus; jedoch legte ſie das ſogenannte Skapulier nicht ab, welches ihr aber ihre Anklägerin abriß, indem ſie ſagte: Du Hexe! biſt nicht mehr wehrt, das Bildniß der Mutter Gottes zu tragen! Eben

dieſe

dieſe beſprengte darauf den Dümpel mit Weihwaſſer, und ihr Sohn band der vermeinten Hexe die Hände und Füſſe kreuzweiſe mit Stricken von Stroh zuſammen. Der Schulze ließ ſie hierauf auf ein 3. Ellen langes und 1. Elle breites Brett ſezen; an dies Brett befeſtigte Franz von Zabinsky einen langen Strick, warf ihn ſeinem am entgegengeſezten Ufer ſtehenden Vater zu, und dieſer zog ſodann das Brett mit der Kapka ins Waſſer. Sie fiel gleich am Ufer vom Brette ins Waſſer, die Strohſtricke lösten, da ſie naß wurden, ſich auf, und ſo kam ſie, frey von ihren Banden, wieder glücklich ans Land. Nachdem dieſer ſchlecht abgelaufene Verſuch die Aedelleute nicht zufrieden ſtellte: ſo wiederholten ſie denſelben, der ſich wieder damit endigte, daß die Frau, wie das erſtemal, ans Land ſchwamm. Die meiſten Anweſenden machten ſich nun auf den Rückweg nach dem Dorfe; denn, daß ſie nicht unterſank, dünkte ihnen ein hinlänglicher Beweiß, daß die im Waſſer geprüfte eine wirkliche Hexe ſey.

Ihr

Ihr Mann, der mit ihr 21. Jahre in einer zufriednen Ehe lebte, war bis izt ein müſſiger Zuſchauer des ganzen Auftritts geweſen, weil er ſich der Gewalt nicht widerſezen konnte, auch im Dorfe keinen Freund fand, der ihm beygeſtanden hätte. Da er aber nun ſah, daß man ſeine Frau für ſchuldig erklärte, ſo gieng ihm das ſehr nahe, und er kannte kein anders Mittel, ihre Unſchuld, von der er ſich ſelbſt zur Genüge überzeugt hielt, zu beweiſen, als die Wiederholung der Probe, an deren Zuverläſſigkeit er im mindeſten nicht zweifelte. In dieſer Meinung lief er dem zurückgegangenen Haufen nach, und forderte ſie ſämtlich, beſonders die Zabinskyſche Familie, auf, die angefangene Prüfung ſeiner Frau völlig zu Ende zu bringen, ſie beſſer zu binden, ſie mitten auf den Dümpel zu ziehen, und ſie ſodenn ins Waſſer zu werfen. Jene kehrten wieder um, und banden die arme Frau mit hänfnen Stricken kreuzweis zuſammen, die beyden Zabinsky nahmen ſie unter die Arme, wadeten mit ihr in den Dümpel, und ſtieſſen ſie ſo weit vom Ufer, als ſie

konnten. Die nun zum drittenmale der Probe unterworfene bejammernswürdige Frau ſchwamm eine geraume Zeit auf dem Bauche im Waſſer umher, bis ſie endlich vermittelſt eines an ihr befeſtigten Stricks wieder heraus gezogen und losgebunden wurde. Ihre Kräfte waren erſchöpft; alleine das grauſame Verfahren ihrer Feinde hatte ſie in eine Art von Wuth geſezt, ſo daß ſie nach einer kurzen Ruhe freywillig ins Waſſer ſprang, und erſt, nachdem ſie wol eine Viertelſtunde umhergeſchwommen war, wieder ans Ufer kam.

Hiedurch hielten ſich nun die anweſenden Aedelleute völlig überzeugt, daß ſie eine Hexe ſey, und glaubten ſich deßwegen zu einer jeden Grauſamkeit gegen ſie berechtiget. Faſt alle, fürnemlich die Zabinskyſche Familie, ſchlugen ſie mit groſſen Stricken und Ruthen, ohne Vorſicht, wohin ſie trafen, und verlangten, daß ſie die Agnes entzaubern ſollte. Nachdem ſie ſie, ihrer Meinung nach, genug gemartert hatten, vereinigten ſie ſich ſämtlich dahin, daß ſolche Hexe nicht wieder ins Dorf zurückkommen dörfte.

Die gemißhandelte Frau hörte nicht auf, ihre Unſchuld zu betheuren, und um Erbarmen zu fle- hen. Sie bat nur, man möchte ſie aufrichten und auf die Füſſe bringen; auch das wurde ihr verſagt. Einer von den Aedelleuten nahm durch ihr Bitten ſo gar Gelegenheit, ſie noch einmal mit einem Stocke, ſo lange bis er ſprang, zu ſchlagen, und ſie dann mit dem in der Hand be- haltenen Stücke ins Geſicht zu ſtoſſen, wobey er ihr ſagte: ſteh auf, Beſtie! und ziehe dich an! — Möchte doch die Vorſehung auch unter den Po- lacken einen **Reuchlin** und **Thomaſius** erwe- cken, die als polniſche Colombe ihren Landsleuten den Weg zeigten, den ſie gehen müßten, wenn ſie ſich mit den Schäzen der wahren Gelehrſam- keit bereichern, und durch Irrthümer und Vorur- teile durcharbeiten wollten!

Müde, einem Schauſpiele zuzuſehen, wel- ches ihnen wahrſcheinlich nicht mehr Abwechslung genug hatte, giengen die Verſammelten nun in das Dorf zurück, und lieſſen die mit Blut be- deckte, dem Tode nahe gebrachte Frau ohne alle

Hülfe unter freyem Himmel in der Abendkälte liegen. Endlich kamen ihre beiden Töchtern, die eine von 14. die andere von 11. Jahren, welche ſich ſo lange vor der Menge gefürchtet hatten, durch den Jammer ihrer Mutter gerührt, griffen ihr unter die Arme, und führten ſie bis an die äuſſerſten Zäune des Dorfs, wo ſie vor zu groſſer Schwachheit liegen blieb, ohne daß ſich weiter jemand um ſie bekümmert hätte.

Gegen Abend wurde von ſämtlichen Aedelleuten des Dorfs beſchloſſen, ſie über die Grenzen zu bringen. Franz von Zabinsky ſpannte zu dem Ende den Miſtwagen ſeines Vaters an, legte die von allen verlaſſene Frau darauf, und fuhr in einer zahlreichen Begleitung mit ihr hinweg. Unterwegs gab er ihr immer noch die empfindlichſte Peitſchenhiebe, und ſeine Mutter ſchrie ununterbrochen, ſie ſollte die Agnes entzaubern. Sie waren bereits zimlich weit mit ihr gefahren, als das Brett des Wagens, worauf ſie lag, brach, und mit demſelben ſie ſelbſt auf die Erde fiel. Sie weinte heftig und bat aufs flehentlichſte, ſie

nicht

nicht ſo hülflos, ohne Kleider, vor Kälte erſtarrt, mit Wunden und Striemen bedeckt, auf freyem Felde liegen zu laſſen; allein alle Anweſende blieben fühlloß, und giengen nach dem Dorfe zurück.

Während dieſer Zeit hatte ihr Mann, der ſie aus Furcht vor den ihm angedroheten Schlägen verlaſſen, zu Hauſe allerley Ueberlegungen gepflogen. Die angeſtellte Waſſerprobe hatte ihn in der Ueberzeugung von der Unſchuld ſeiner Frau wankend gemacht; vornehmlich trug dazu viel das übereinſtimmende Urteil der Aedelleute und des Schulzen bey, denen er doch zutraute, daß ſie die Sache verſtehen müßten. Er fieng an, ſich vor ihr als einer Hexe zu fürchten, und getraute ſich wenigſtens nicht, ihr zu Hülfe zu kommen, da er ſah, wie allgemein der Haß und die Wuth gegen ſie war. Als er ſich aber dagegen vorſtellte, daß die treue Genoſſin ſeines Hauſes, mit deren er eine lange Reihe von Jahren hindurch ſo zufriden gelebt hatte, in einem ſo äuſſerſt elenden Zuſtande, vielleicht noch immerfort den Mishand-

lungen ihrer Peiniger ausgeſezt wäre: ſo überwand Mitleid, Erbarmen und Zuneigung jede andre Regung ſeines Gefühls. Er nahm ſo viele Kleider, als er für nöthig hielt, mit ſich und gieng dem übrigen Haufen nach. Dieſen fand er ſchon auf dem Ruckwege; er vermied es, von ihnen bemerkt zu werden, und fand bald darauf ſeine Frau auf dem Wege, auſſer Stande zu ſprechen. Sie röchelte blos noch, und aus der Naſe und dem Munde flos häufiges Blut. Alle Mühe, die er ſich gab, ſie aufzurichten und anzukleiden, war vergebens; ſie rang bereits mit dem Tode. In einer Art von Verzweiflung gieng er nach Hauſe, nachdem er ſie mit Kleidern bedeckt hatte, und nach anderthalb Stunden kam er wieder und fand ſie todt. Auf dieſe ſo traurige, als grauſame Art muste die bedaurenswürdige Frau, die nach der Ausſage aller abgehörten Zeugen jederzeit ein ſtilles und ehrbares Leben geführt hatte, und die blos durch Zufälle, und durch die tumme Bosheit der Zabinskyſchen Familie in den Verdacht der Zauberey gekommen war, ihr Leben beſchlieſſen,

nachdem ſie unmenſchliche Martern erduldet hatte. Ihr hinterlaſſener Mann war vor Schmerz ganz auſſer ſich. Er lief zum Pfarrer zu Wiehle, um ihm den Vorfall anzuzeigen, und ſich Beruhigung und Troſt zu ſuchen. Dieſer gab dem Landvogteygerichte zu Koniz davon Nachricht, das ſogleich die Verbrecher der Unterſuchung unterwarf.

Die von Zabinsky hatte Gelegenheit gefunden zu entkommen, und damit der Strafe, die ihrer Bosheit gebührte, zu entgehen. Es ſind indeſſen die nöthigen Masregeln genommen worden, ihrer wiederum habhaft zu werden. Das hieſige Cammergericht verurteilte die Mitſchuldigen des Mords auf 4. 3. und 2. Jahre. Der hohe Grad von Einfalt, der Aberglaube, die Rauhigkeit der Sitten und tief eingewurzelte Vorurteile, ſamt dem Mangel der Ueberlegung, welche allenthalben in der ganzen Geſchichte herfürleuchten, bewogen billig die Richter zu einer ſolchen Milderung der Strafe.

Was würde Rouſſeau, der ſeine durch die Wiſſenſchaften erlangte Aufklärung anwendete, um

um gegen die Wiſſenſchaften den Verdacht zu erregen, daß ſie über die Länder, die ſie in ihren Schoos aufnehmen, Unglück und Elend verbreiten, — was würde er antworten, wenn man ihm in Begebenheiten, wie dieſe, es anſchaulich machte, welch ſchröckliche Auftritte der menſchlichen Geſellſchaft drohen, wenn der Geiſt der Nation nicht mit geſunden Begriffen genährt, und ihr Character nicht durch ädle Grundſäze gebildet worden iſt? In einem Lande, wo auf die Ausbildung und Verſchönerung des Geiſtes die wenigſte Sorge gewendet wird, kann es an dergleichen Auftritten nicht fehlen. Aber auch noch auf andern Ländern ligt dickes Gewölke.

Im Glarner Lande glaubt man auch noch Hexen, und richtet ſie hin. (*) Anna Gölti, welche von einem 9 jährigen Kinde beleidiget worden iſt, ſoll demſelben verſchiedne Stecknadeln von man-

(*) S. freundſchaftliche und vertrauliche Briefe, den ſogenannten ſehr berüchtigten Hexenhandel zu Glarus betreffend, von Heinrich Ludwig Lehmann. Zürich. 1783. 8.

mancherley Gröſſe und Krümmung, ein paar eiſerne Nägel, zwey meſſinge Häftlen, und ein paar krumm-gebogene Eiſendrät in einem Läckerlein aus Rache beygebracht, und endlich daſſelbe, nachdem es jene Stücke zu verſchiedenen malen von ſich gebrochen hat, und darüber contrakt worden iſt, nach einer 16. wöchigen höchſtgefährlichen Krankheit entzaubert, und auf eine ſo wunderbare als ſelzame Weiſe geheilet haben. Ein Teufelsbanner, der zu Hülfe gerufen worden, behauptete, daß, wenn er nicht helfen könne, niemand als die Hexe ſelbſt es zu thun im Stande ſey. Man bat die Anna, und verſicherte ſie, daß, wenn ſie helfen würde, ihre Strafe dadurch erleichtert werde. Anna nimmt auf vieles Bitten und Drohen den Antrag an; ſie ſtrich und drehete den kontrakten Fuß, ſie weinte und beklagte ihr unglückliches Schickſal und betete eifrig während der Berührung des Kindes, ohne daß man nach zwey Stunden eine Beſſerung an dem Fuſſe bemerkt hätte. Diß geſchah den 11. März 1782. Nach mehrfältigen Berührungen und Drücken des Fuſſes wurde zum

Erſtaunen der Geſellſchaft das Kind wieder ſo hergeſtellt, daß es an der Hand eines Führers gehen konnte. Dieſe poſirliche, aber ſehr natürlich ſcheinende Cur, wenn man das ſo oft wiederholte ſtreichen, drehen, drücken, ſtrecken des Fuſſes u. d. betrachtet, machte ein ungemeines Aufſehen, und ließ nun niemand mehr zweifeln, daß Anna eine Hexe wäre. Sie ſelbſt ſagte, nachdem man ihr das Todesurteil angekündigt hatte: ich weiß nicht, durch weſſen Kraft das Kind geheilet worden; ich glaube durch mein heiſſes Flehen zu Gott. Mit dem Teufel habe ich nichts zu ſchaffen gehabt, nur mein Herze war böſe —. Dies iſt die neuſte mir bekannte Hexengeſchichte; denn ſie trug ſich Anno 1782. zu. Wäre ſie doch die lezte! Glückſelige Zeiten, in welchen Aberglaube und Dummheit das menſchliche Geſchlecht nicht mehr feſſelt!

Gaßners Geiſt ſpuckt noch hie und da in denen Zellen, ſchaft darinnen Teufeleyen, und benedicirt ſie ſofort aus den verhexten Körpern weg. Ein paar Beyſpiele ſind redende Beweiſe: Neulich,

lich, ſchreibt Hr. Prof. Schlözer (*), machten die Mönche in Laybach einem armen Bauermädel, welches aus Eiferſucht wanſinnig worden war, weis, ſie ſey vom Teufel beſeſſen. Die Sache kam vor die daſige Landeshauptmannſchaft; einigen alten Räthen gieng es, wie dem Richter zu Linz; man machte einen ordentlichen Prozeß daraus, und hörte die Mönche ab, die ſie oft exorciſirt hatten. Ein Arzt, den man mit dazu genommen, wollte auch nicht ganz in Abrede ſeyn, daß nicht der Leidige die Freiſchen bey der Wanſinnigen verurſacht hätte. Ein andrer Arzt hingegen erbot ſich, die Beſeſſene, die nicht übel ausſah, zu heurathen, falls man ihr 50,000. fl. Brautſchaz gäbe. — Kaum aber hatte der Biſchoff den Handel erfahren: ſchlug er mit ſeinem Stab drein, ſezte den Pfarrer des Dorfs ſamt ſeinem Kaplan ab, lies die vier Franziskaner, die die Teufelsbanner waren, aus dem Kloſter, verbot, keinen Mönch mehr zu der Perſon zu laſſen, ſon-

(*) S. deſſelben Stats-Anzeigen. Göttingen 1782. 8. S. 359.

ſondern dafür einen geſcheuden Weltprieſter. Zu- lezt kam auch der berümte Hr. D. Hacquet dazu. Die Stelle und das Volk ärgerten ſich über den Biſchoff, daß er keine Teufel mehr ſtatuiren wollte, und man ſandte den ganzen Prozeß nach Wien. Den 7. März 1781. kam ſolcher uneröfnet zurück, mit der Verordnung: Nachdem Ihro Majeſtät mit groſſer Unzufriedenheit aus dem Beygelegten des Prozeſſes erſehen, daß die dortige Stelle, an ſtatt ſie dem gemeinen Manne die ſchändlichen Vorurteile zu benehmen ſuchen ſollte, ſolche ebender darinn beſtärken wolle: ſo gienge das Begehren dahin, niemals mehr mit dergleichen zum Vorſchein zu kommen, die Wanwizigen zu heilen, wenn Krankheit die Urſache iſt; wo aber Bosheit, ſie mit Zuchthaus und ſtrenger Diät zu behandeln. Vor allem ſoll, bey dermaligem Falle, kein Mönch zu der Perſon gelaſſen werden; und wenn ſie in die Noth verfiele, das Abendmal zu empfangen: ſoll es durch einen Weltgeiſtlichen geſchehen.

Das andre Beyſpiel führet der biedere Herr Ackermann (*) an, und ſagt: „Ein junger Menſch von 16. Jahren wurde von den heftigſten Zuckungen überfallen. Er verdrehte Geſicht und Glieder, knirſchte mit den Zähnen; Sein Blick drohte allen Umſtehenden die äuſſerſte Wuth, im Bette wandte er ſich, wie eine Schlange, bald darauf lag er ganz ſtarr ausgeſtreckt. Jeder, der ihn ſah, zuckte die Achſel, und eilte mit einem viel bedeutenden Stillſchweigen davon; entfiel einem oder dem andern ein Wort: ſo ſagte man ſich ganz leiſe ins Ohr: dies Unglück kommt von böſen Menſchen, vielleicht gar vom leidigen Teufel. Die bedrängte Mutter des armen Jungen befolgte jeden Rath, den man ihr gab. Endlich haben die allgemeinen Stimmen entſchieden: man müſſe dem Kranken einen Pater aus dem nächſten Mönchskloſter berufen, damit er durch Segen und Ge-

(*) Mediciniſches Glaubens-Bekenntniß eines ſchwäbiſchen Harnpropheten von Michael Ackermann, Wundarzt zu Eutingen in der Kaiſerl. Königl. Grafſchaft Niederhohenberg. Tübingen. 1783. S. 80.

Gebete das Böſe entferne. Der liebe Pater that alles, was ſeine Kunſt vermochte, aber vergebens. Endlich nach acht Tagen lang fruchtloſen Verſuchen, kam die Mutter mit dem Auftrag von dem Mönchen zu mir: ich ſolle für ihren Sohn ein recht ſtarkes Laxier verfertigen, er wolle ſelbiges benediziren, und dem Kranken eingeben.

Die Mutter erzählte mir das Unglück ihres Sohnes nach der Länge und Breite. Freilich, liebe Frau! iſt euer Sohn beſeſſen, antwortete ich ihr, und zwar mehr, als nur mit einem Teufel, und was dabey noch das ſchlimmſte iſt, weichen ſolche Teufel keiner Segenſprecherey eines Mönchen; Es ſind Würmer, welche ein einziges Laxier nicht abtreiben wird. Sagt euren Pater, daß ich über meine Arzneyen keinen Segen ſprechen laſſe; denn ich verſtehe die Zauberkunſt nicht, und daß ich eurem Sohne für keinen Heller Arzneyen gebe, bis der Pater das Krankenbett verläßt. Die Mutter befolgte nach langem Zaudern meinen Rath; verſüßtes Queckſilber, Baldrianwurzel u. ſ. w. befreyte den armen Kranken von

einer

einer Menge Teufel, über welche alle Segen und Benediktionen keine Gewalt hatten.“ Die Zahl vernünftiger Mönche wächst täglich, die gewiß kein Wohlgefallen daran haben, wenn viele ihrer Brüder die Verbreitung der geſunden Vernunft und den Fortgang der wahren Heilkunſt verdunkeln, und wenn ſie unter der Larve des Chriſtenthums ihren Eigennuz verbergen. Inzwiſchen zerſtreuet der Glanz der Wahrheit das düſtre Gewölke, und ſie, die liebenswürdigſte Wahrheit, wandert gleich dem Regenten des Tages, der Sonne, auf ihrer blauen Straſſe lächlend fort. — Gemach! eine Wolke von Süd-Oſt, welche ſich dem Lichte der Wahrheit frech entgegen ſtellt! Vorlängſt laß ich die Anzeige folgender Schrift: ein neues Mirakel die Augenverwendung eines Marienbildes bey St. Peter in München im April 1783. nebſt vernünftigen Gedanken darüber. 8. Weiß nicht, was an dem Ding iſt, und mag auch die Geſchichte ſelbſt nicht leſen. Vermuthlich wollten die Obern in München dieſem Marienbilde einen andern Stand anweiſen, der ihm nicht

gefiel,

gefiel, und es von den Augen des Pöbels entfernte, worüber das Bild ſich zornig anſtellen und die Augen verdrehen mußte. Mich wundert, daß nicht noch mehrere wunderthätige Bilder vor Angſt ſchwizen und Blut weinen, weil ihnen vermuthlich ein Unglück bevorſteht, und ihr Ende ſich nähert.

Die Magie hat in den neuſten Zeiten noch ihre Verehrer. Selbſt der verewigte Herr von Haen hat in ſeiner Schrift: de Magia, die in Leipzig 1775. in gros 8. gedruckt worden, der Zauberey das Wort geredt. Ich komme beynahe in Verſuchung, bey dieſer Gelegenheit meinen kleinen Satyr loszubinden, wenn mich nicht deſſelben übrige Verdienſte zu einem gelindern Ton ſtimmten. Die Philoſophie kam bey dem Herrn von Haen nur zur Dämmerung, und warf matte Stralen über ihn hin; In der Arzneykunde aber zeigte er ſich in ſeiner rechten Gröſſe. Er umkraiſet alle mögliche Betrüger, und führet ſie als wirkliche Zauberer an. Die Egyptiſchen Zauberer, die Hexe zu Endor, jene Magd, die einen Wahrſagergeiſt hatte, Simon Magus u. a. ſtunden

ſeiner

ſeiner Meinung nach in dem engſten Bande mit dem Teufel, und thaten durch ihn Wunder und Zeichen, da doch Schwärmen, Lügen und Betrügen dieſer Leute Handwerk war. Seiner Meinung nach würde jenes Mädgen zu Glarus behext geweſen ſeyn, welches Nägel und Haarnadeln auswarf; denn er gab als ein untrügliches Zeichen magiſcher Krankheiten an, wenn Steine, Eiſen, Meſſing, Haar u. d. aus dem menſchlichen Körper ausgeworfen werden.

Minder bedeutend iſt die Schrift, die Herr D. Rübel (*) ausgehen ließ. Ich kenne dieſen Mann, und bin mehrmalen mit ihm in Geſellſchaften geweſen. Er iſt ein munteres Geſchöpfe, ſpricht viel, und ſeine Ausſprüche erhebt er gerne zu Orakeln. Er beweißt, daß der Teufel keine Wun-

(*) Syſtematiſche Abhandlung von den faſt allgemein eingeriſſenen Irrthümern, betreffend die Beſizung der Menſchen vom Teufel, die Hexerey und die Geſpenſter, die Erſcheinungen u. ſ. w. nach Phyſikaliſchen Lehrſäzen ausgeführt. 1758.

Wunderwerke thue; die meiſten ſogenannten Teufels-Beſizungen ſeyen Betrügereyen; gleichwol behauptet er: Gott könne gar wol den Teufel ſolche Dinge verrichten laſſen, die alle Kunſt und Natur überſteigen.

Unter die neuere Vertheidiger der Magie ſezt Herr D. Eberhardt in ſeiner Abhandlung vom phyſikaliſchen Aberglauben auch einen verdienſtvollen Mann, den Herrn Prof. Schröder in Marburg, und beruft ſich auf deſſen erſten Band ſeiner Bibliothek für die höhere Naturwiſſenſchaft und Chemie. Marpurg 1775. Er gebe die Schröpferſche und Swedeborgſche Träumereyen als wahre Zeugniſſe eines Umgangs mit den Geiſtern und höheren Weſen an. Nach deſſen Meinung ſolle es noch wirkliche Hexen geben, die durch Hülfe der böſen Geiſter ſich verwandeln, die Leute behexen, Hagel und Gewitter erregen können ——!

Ich erſchrecke, daß wir noch nicht weiter vor dem ſechszehenden Jahrhundert hinweggerückt ſeyn ſol-

ſollen! Jezt erſt fångt man in einigen ſich auf⸗heiternden Gegenden der påbſtlichen Kirche zu zwei⸗feln an, ob die Hexen⸗Proceſſe vernůnftig und chriſtlich ſeyen? Man fångt an, zu fragen, ob nicht die Wůrzburgiſche Subpriorin, Renata Sen⸗gerin, 1749. auf die ungerechteſte Art in den Flammen ein Opfer des Aberglaubens habe werden můſſen (*)? Aber in Bayern hat nicht die Schule, nein, das Geſezgebende Anſehen des Kur⸗fürſten alle dieſe Kathederfragen ſchon långſt auf einmal entſchieden. Ein eignes, und beſonders abgedrucktes Geſez des neuen Koder hat alle ſol⸗che Tragödien der von Pfaffen und Mönchen beherrſchten Richter verbannt. Ein Bayriſcher ge⸗lehrter Geiſtlicher hat dieſes vortrefliche Geſez 1767. mit den ſtårkſten Grůnden angeprieſen, und den Herrn Pater März grůndlich widerlegt. Dieſer hat alſo die Ehre, der neuſte Vertheidiger der Hexenmåhrchen in Teutſchland zu ſeyn.

Leſer! aus dieſer kurzen Abhandlung erhel⸗let, wie finſter es noch izt hie und da auf Got⸗

(*) S. Acta hiſt. eccl. Th. XIII. S. 363 ⸗ 389.

tes Erdboden ausſehe. Heil alſo denen Wohlthätern des Menſchengeſchlechts, die, mit der Fackel einer geſunden Philoſophie in der Hand, den Nationen auf dem Pfade der Wiſſenſchaften vorangehen, und die auch für die geringere Glieder des Staats Sorge tragen. Ihre Fußtritte bezeichnet Segen und ihr Andenken bleibt der Nachwelt heilig!

Zweytes Stück.

Verſuch, wie dem Aberglauben auf die kräftigſte Weiſe zu begegnen ſey.

Nemo adeo ferus eſt, qui non miteſcere poſſit,
Si modo culturæ patientem præbeat aurem.

Horatius.

Jedermann ſchreyet wider die Macht des Aberglaubens, und will ihn, des groſſen Schadens halber, den er allenthalben anrichtet, von Gottes Erdboden verbannet ſehen. Man ſagt immer, daß Prediger dabey das Beſte thun, und in den Kinderlehren und bey dem Umgang mit den Leuten aus ihrer Gemeine jede Gelegenheit ergreiffen müſſen, um den Ungrund der althergebrachten

Meinungen zu zeigen. Ich bin auch ganz nicht in Abrede, daß Prediger ſolches thun, und, nach dem Ausdruck des Perſius, die alten Gros-Müttern aus den Herzen herausreiſſen ſollen, da es ja ihres Amtes iſt, der Macht der Finſterniß Einhalt zu thun, und überall ein helles Licht anzuſtecken, wo es finſter iſt; denn durch ihre Hände laufen die Menſchen von Jugend auf, und ſie verlaſſen ſie nicht eher, als bis ſie vom Schauplaz der Welt abtreten; allein es wiſſen die wenigſten Prediger die abergläubiſche Meinungen, die unter dem Volke herrſchen, und wie ſollen ſie ſolche erfahren, da auch der Bauer die Triebfedern ſeiner zweydeutigen Handlungen verbirgt, und nur die gute Seite davon blicken läßt? Ich war ſelbſt lange die Düpe des Volks und ließ mich bereden. Ein verlobtes Paar bat mich einſt, es in der Stille zu trauen, wenn niemand in der Kirche zugegen wäre, damit ſie dieſe heilige Handlung mit mehr Andacht verrichten, und allen Aufwand, den eine ſolenne Hochzeit erfordere, vermeiden möchten; ich wußte aber nicht, daß ſie

das

das Neſtelknüpfen und Zuſchlieſſen des Schloſſes damit verhüten wollten. Ein anderes Paar verſchob ſeine Trauung von einer Woche zur andern, bis der Vollmond einbrach; und ich wußte nicht, daß dieſe öde, dürre Seelen den Gedanken hegten, daß, je nachdem ein Paar entweder zur Zeit des Vollmonds oder des Neumonds ſich trauen lieſſe, ſeine Haushaltung alsdenn voll Segen ſeyn, oder bey allem Fleiß und Arbeit leer bleiben würde. Herr Robert, der längſt eine leere Hirnſchale zeigte, verlangte von mir, ſeinen Sohn zwar bey öffentlicher Verſammlung mit ſeiner Braut, aber allein und nicht mehrere Paare zugleich zu trauen. Sein Angeſicht umwölkte ſich ſchon, als ich nur Mine machte, mich ihm entgegen zu ſezen; nach langer Zeit erfuhr ich erſt, daß er glaube, Eines von den Verehlichten müſſe bald ſterben, wenn mehrere Paare zugleich getrauet würden, da doch ſolches in groſſen Städten oft genug zu geſchehen pflegt. Ich wußte nicht, warum man plözlich einen obern Fenſterflügel aufriß, als Valentin in meiner Gegenwart verſchied? Es gefiel mir

wol, und ich dachte, man wolle dadurch die dumpfe, giftige Luft auslaſſen, und einer reinern den Eintritt verſchaffen — Nein, das war nicht die Urſache; man öfnete darum das Fenſter bey ſeinem Erblaſſen, damit der erledigte Geiſt einen freyen Paß hätte, deſto eher entweichen, und in der friſchen Luft ſich in die Höhe ſchwingen zu können. Einen alten Knaſterbart ſah ich, mit einem kurzſtielichten Herbſtpfeifchen im Munde, ganz traurig. Guter Alter, warum ſo traurig? fragte ich ihn; erſt aber nach mehrfältigen Fragen erforſchte ich die Urſache der Traurigkeit, daß die Todtenuhr in ſeinem Hauſe ſich hören laſſe. Dieſe und andre abergläubiſche Meinungen waren mir ganz unbekannt; gleichwol will ich damit nicht behaupten, daß ich von Jugend auf von allen Säzen der Rockenphiloſophie unangeſteckt geblieben ſey. Ohnfehlbar habe ich auch in meiner Jugend dem Guckguck gerufen, und war froh, wenn ſeine Antwort meinen Wünſchen entſprach. In jener Gährung des jugendlichen Alters, wo die Knoſpen der Seele jedem Hauche ſich öfnen,

ſog ich auch meinen Theil ein. Bey der Erzehlung einer drollichten Geſpenſter-Geſchichte rückte ich auch meinen Kameraden näher, und blieb nicht an der Thüre ſizen. Damals war kein Weiſſe, kein Campe, welche als Kinderfreunde, die eckelhaften Ragouts der Ammengeſchichten verdrungen, und nüzliche Wahrheiten in markichten Soſen aufgetiſcht hätten, die nun die Kinder mit geizigen Zügen einſchlürfen. In dem Fortgang meiner Jahre aber achtete ich wenig auf das Gewerbe des Aberglaubens und war nicht eher begierig, in ſeine Myſterien einzudringen, bis in meiner nahen Nachbarſchaft die traurigſte Scene in B. ſich öfnete, da die Bürger zu ihrem groſſen Schaden ſich der Beerdigung eines Mitbürgers, der ſich ſelbſt in der Melancholie erhenkt hatte, auf ihrem Kirchhofe äuſſerſt entgegen ſezten, aus Furcht, der Hagel möchte ihre Erndte zu Grunde richten, davon ich oben, gleich bey dem Anfang dieſer Schrift, Nachricht gab. Bey dieſer Ereigniß giengen mir erſt die Angen auf; ich fieng an, auf den ſchädlichen Gang des Aberglaubens zu merken, und

mich demſelben in den Weg zu ſtellen. Zu meinem Erſtaunen erfuhr ich, wie ausgebreitet ſeine Säze, und wie mächtig ſeine Herrſchaft ſey; und nachdem die Vorſehung mir am Fuſſe des Schwarzwaldes einen andern Wohnplaz, in einer Entfernung von fünfzehen Stunden von dem vorigen, angewieſen, und mich in eine waldichte Gegend verſezt hat, wo ein berühmtes Baad iſt: ſo äuſſern ſich da neue Auftritte des Aberglaubens, z. B. wer im Märzen drey Freytage nacheinander, und beſonders am Charfreytage, bade, der habe nicht nöthig, eine ganze Cur von vier und zwanzig Bädern zu thun. Wer den 91. Pſalm bete, der werde von dem Förſter nicht bemerkt, und könne ohngeahndet im Walde Holz ſammlen. Man müſſe den Todten im Grab ſo legen, daß ſein Angeſicht gegen Morgen gerichtet ſey. Man müſſe in die Milch, die man andern abgebe, etwas Salz werfen, damit durch Zauberey ihrem Milchwerk kein Schaden zugefügt werden könne. Der Todte könne im Grab nicht ruhen, woferne dem Leichenredner die Gebühr nicht gleichbalden eingehändiget werde.

Nun

Nun das leztere iſt immer noch leidentlicher, als wenn die Kämpfer bey der Aſche des Verbrannten ſich bis auf den Tod raufen, und damit ein verſöhnendes Opfer von Menſchenblut bringen mußten, weil ſonſt, nach der Heiden Meinung, die Seelen der Verſtorbenen eher nicht ruhen könnten, und überall herum irren müßten.

Aus dieſem allen erhellet, wie nöthig es einem Lehrer ſey, ſich mit dem Aberglauben näher bekannt zu machen, um ihn mit guten Erfolg angreifen zu können. Es geht langſam zu, ihn erſt in dem Umgang mit andern zu erfahren. Ich weiß, was ich dabey ausgeſtanden, als ich die alten Mütterchen belauſchen, und ſie über alt hergebrachte Meinungen urteilen hören mußte. Die geſtriegelte Rocken-Philoſophie und der hölliſche Proteus enthalten ſchmackloſes Zeug; vielleicht hat der Leſer weniger Anfälle zu gähnen, wenn Er das Grab des Aberglaubens liest ——.

Es hat der Herr Superintendent Künneth zu Bayreut die wichtige Frage gemacht;

Wie iſt dem = beſonders auf dem Lande herrſchenden Aberglauben aufs kräftigſte zu begegnen? (*)

Ich weiß nicht, wie Er ſelbſt dieſe Frage beantwortet, oder wie ſie von andern, an die Er ſich zuerſt mit dieſer Frage gewendet hat, beantwortet worden iſt. Ich wünſchte es aber zu wiſſen; entweder würde mein Verſuch als überflüſſig wegfallen, oder er durch Einwebung der Künnethiſchen Säze in denſelben einen entſcheidendern Werth erhalten. Mir iſt niemand bewußt, der eine Abhandlung über jene Frage im Druck geliefert hätte, und ich wundre mich, daß nicht ſchon hieraus eine Preisfrage gemacht worden iſt. Bey Erörterung dieſer Frage iſt hauptſächlich auf ſolche Vorſchläge zu ſehen, welche ſich ſchicklich ausführen laſſen, wenn es nicht gehen ſoll, wie es ſchon mit manchem Plan zur Bildung der Jugend gegangen

(*) in deſſelben Zeit = und Hand = Büchlein für Freunde der Theologiſchen Lecture im Jahr 1779.

gen iſt. Sie ſind vielfältig von der Art, daß, wenn man ſie ausführen, und die Jugend darnach bilden wollte, man allenthalben anſtößt; und ſie daher kein beſſers Schickſal haben, als die Projecte des Raphael in der Utopie des Sir Thomas Morus. — Gewis iſt, daß je mehr die Menſchen zur Religions- und Naturkenntniß kommen, deſto mehr die abgeſchmackte Meinungen verſchwinden, welche unter dem Volke, und ſelbſt noch bey denenjenigen ſtatt finden, deren Stand und Lebensart ſie zwar von den Vorurteilen der Altmüttern befreyen könnte, wenn ſie nicht von den Ketten derſelben zu ſehr gefeſſelt wären. Je heller die Fackel iſt, deſto mehr weicht Nebel und Finſterniß. Die Verbeſſerung der Kirchen und Schulen iſt eine wichtige Angelegenheit des Staats worden, und dieſe reifen ſchon wirklich an vielen Orten zum männlichen Alter. Die unſchuldigen Volks-Seelen, die man mit Bedacht brach liegen ließ, werden durch eine getreue Wartung urbar gemacht, und aus der Unwiſſenheit herausgehoben. Schnell wird in allen Ländern, von dem zahmen

Chri-

Chriſten an, der ſich willig unter das Joch der Inquiſition bog, bis zu dem wilden Zobeljäger, aus dem Schooſe der Nachtdämmerung—Morgenröthe—und ſelbſt die Sonne in vollem Glanze heraufſteigen!

Aber nun zum Vorſchlag! ich denke, man begegne dem Aberglauben aufs kräftigſte alsdenn, wenn man ſolche Säze aufſtellt, durch deren Anwendung derſelbe ſeine ganze Abfertigung bekommt. Es werden Säze erfordert, die mit der geſunden Vernunft an allen Orten verbunden ſind. Je weniger Säze hiezu nöthig ſind: deſto beſſer iſt es, und je mehr abergläubiſche Meinungen in wenigern Gegenſäzen ihre Abfertigung finden: deſto beſſer iſt es auch. Nun kommt es darauf an, welches ſolche feſte Grundſäze ſeyen, wodurch, wo nicht alle, doch die meiſten althergebrachten Meinungen als thöricht und verwerflich erkannt, und ſofort ausgeſchäzt werden müſſen. Ich wage es, folgende Säze oder Regeln anzugeben:

I, **Wenn ein Faktum ſeine unläugbare Richtigkeit hat: ſo hat man Urſache, es zu**

glau-

glauben, ob man auch gleich die Möglichkeit davon nicht einſieht. Der Abergläubige behilft ſich mit der Ausflucht, man müſſe vieles glauben, wovon man nicht einſehe, wie es damit zugehe. Es ſey vieles in der Natur verborgen, das man nicht begreiffen könne, wie es möglich ſey; genug die Ur-Eltern haben es ſchon geſagt, andre Leute glauben es auch; ja er geht ſo weit, und hält dafür, es ſey beſſer, man glaube zu viel, als zu wenig.

Das iſt ein Abgrund, in welchen der Aberglauben allen ſeinen Quark ausſchüttet, den ſeine Knechte begierig aufklauben, und ſich und andere damit beſchmuzen. Ich gebe gerne zu, daß in der Natur vieles, recht vieles verborgen ſey, wovon wir die Möglichkeit nicht einſehen; das läugne ich nicht. Davon fragt es ſich vielmehr: ob das vorgegebene Faktum auf unumſtößlich richtigen Gründen beruhe, und es daher der Vernünftige als wahr annehmen und glauben könne. Iſt es z. E. wahr, daß die Flinte nicht zerſpringt, die Ladung mag ſo groß ſeyn, als ſie will, wenn

drey

drey Broſamen in das Rohr gethan, und die drey höchſten Namen dabey ausgeſprochen werden? Wenn das wahr iſt: ſo glaube ich es willig, ob ich gleich die Möglichkeit nicht einſehen kann, wie drey Brodbroſamen unter Nennung der drey höchſten Namen ſolche unerhörte Wirkung herfürbringen können. Hat das Eiſenkraut wirklich die Kraft, daß man damit wolverſchloßne Thüren öfnen kann? Iſt das Faktum richtig, daß die Braut leichter gebiert, wenn ſie vor der Trauung die Bänder an ihren Schuhen auflößt? und iſt auch das richtig, daß die Braut das Regiment über den Mann bekommt, wenn ſie ihren Fuß während der Trauung vorwärts ſezt; oder, wenn es ihr gelingt, indem ſie ſich die Hände geben, die Hand des Mannes umzuwenden, daß ſie gegen der Erde gerichtet iſt; die Hand der Braut aber oben an ſtehet? Hat das Schloßſchlieſſen, Neſtelknüpfen u. d. die ſonderbare Eigenſchaft, daß dadurch dem Manne das Vermögen entzogen wird, ehelich beyzuwohnen? u. ſ. w. Hat es mit dieſem allen ſeine unläugbare Richtigkeit: ſo würde es Unſinn

ſeyn,

ſeyn, die angeführten Kräfte ferner zu bezweifeln. Das Weſen der Vernunft beſtehet nicht in der Fähigkeit, eine Sache vollkommen zu begreifen, ſondern vielmehr in dem Vermögen, ſie um richtiger und unumſtößlicher Gründe und Urſache willen für wahr zu halten. Ich weiß z. B. nicht, wie die Sonne leuchte und wärme; aber das weiß ich doch gewis, daß ſie leuchtet und wärmt. Ich weiß nicht, wie der Magnet, wie die Electricität die bekannte Erſcheinungen herfürbringen können. Aber mit dieſen Erſcheinungen iſt es doch kein Blendwerk. Wenn das Daſeyn der wahren Magie, die durch Hülfe der Geiſter bewürkt werden ſoll, durch unläugbare Fakta erwieſen werden könnte: ſo würde die bloſſe Unwahrſcheinlichkeit nichts helfen. Ein einzig Beyſpiel, wo es gewis iſt, daß Geiſter wirklich im Spiel geweſen, daß Todte wirklich durch Hülfe der Magie aus dem Grabe gerufen worden und erſchienen ſind, würde alle Theorie über den Haufen werfen; allein daran fehlt es den Vertheidigern der Magie gänzlich, und ich fordere einen jeden Zauberpatron auf, mir nur

ein Beyſpiel von der Art anzuführen. Wenn man alle Zaubergeſchichte unpartheyiſch unterſucht, wird man durchgängig finden, daß es entweder eine natürliche Magie, oder ein Betrug geweſen, oder die ganze Sache wol gar erdichtet ſey.

Bekanntlich kann man auf eine dreyfache Weiſe zu der Glaubwürdigkeit einer Sache gelangen: Erſtlich, durch Hülfe der Sinne, mit welchen man, wenn ſie nicht beſchädiget ſind, die Dinge und ihre Beſchaffenheiten wahrnimmt. Wir hören z. B. den Wind blaſen und erfahren ſeine groſſe und mannigfaltige Wirkungen; ob wir gleich eigentlich nicht wiſſen, wie er entſteht, wodurch er verſtärkt, und wo er ſich endigen wird. Aus einem kleinen Samen ſehen wir Gras, Halm und Aehren entſtehen; allein wir begreifen nicht, wie es zugeht. Wir ſehen die Wirkungen des Magnets, wir glauben, daß eine gewiſſe Materie da ſeyn müſſe, welche dieſe Wirkungen herfürbringt; allein ob dieſe durch eine wirbelnde Umdrehung oder durch eine eigenthümliche anziehende Kraft wirke, das wiſſen wir nicht. Wir empfinden

pfinden die Kälte; allein woher ſie eigentlich entſtehe, hat noch kein Naturforſcher beſtimmen können. Aber in meinem Leben haben weder ich noch andre das Mutisheer in der Luft ſummen gehört, noch die Hexen auf Böcken und Gabeln über die hieſige Gebürge weg gegen dem Heuberg reuten geſehen. Fürtreflich iſt es, wenn man den Irrenden durch den Augenſchein überzeugt, welches bey der Naturgeſchichte meiſtens thunlich iſt. So machte es Nollet bey einem Gärtner, der ein Inſectenneſt für einen Hexenknoten hielt. Dergleichen Wahrheiten heißt man augenſcheinliche oder in die Sinne fallende Wahrheiten. Zweytens gründet ſich auch die Glaubwürdigkeit auf Vernunftſchlüſſe. Ich halte das, was mir als wahr angegeben wird, gegen andre Wahrheiten, die ich ſchon weiß, und gegen die vorigen Erfahrungen von ſolchen Dingen, deren Umſtände, Urſachen und Wirkungen ich izt unterſuchen will. Wenn das, was ich beweiſen will, wirklich dadurch bewieſen, und deutlicher wird, dann iſt es ein richtiger Schluß; wenn aber das, was ich

beweiſen will, gar nicht daraus folget, iſt es ein unrichtiger Schluß. Z. B. weil auf heute Regen im Calender verſprochen wird: darum muß es heute regnen. Weil Chriſtus mit zwölf Perſonen an Einem Tiſche geweſen, und einer davon bald geſtorben iſt: alſo muß auch, wenn an jeder andern Tafel 13. Perſonen ſpeiſen, eine davon daſſelbe Jahr ſterben. Weil der Froſch im Frühling quacket; darum blühen die Bäume. Weil der Sohn in dieſem Monat geboren iſt; darum wird er glücklich u. ſ. w. Drittens iſt etwas glaubwürdig um des Zeugniſſes willen desjenigen, der da ſpricht und ſchreibt. Ein Zeugniß iſt, was jemand von ſich ſelbſt, oder von andern Dingen als Wahrheit verſichert. Nur alsdenn hat man das Zeugniß nöthig, wenn wir, weder durch unſre Sinnen, noch durch eignes Nachdenken, die für uns wichtige Wahrheit entdecken konnten. Auf die Beſchaffenheit des Zeugen kommt es lediglich an, ob wir ihm glauben ſollen oder nicht. Er muß die Wahrheit ſagen können, d. i. er muß ſie wiſſen; und er muß ſie auch ſagen wollen,

d. i. er muß als eine redliche Perſon bekannt ſeyn. Wer kann dem Fabelhanß Goldſchmid glauben, der in ſeinem hölliſchen Proteus eine Menge tummer Schnacken fürträgt, und bald einen Bedienten in einen Wolf, bald ein altes Weib in eine Kaze verwandeln läßt? Ob ich wol nicht in Stuttgart war, noch mit Augen ſehen konnte, wie Herr Hofrath Kempeln daſelbſt ſeinen Schachſpieler aufführte: ſo glaube ich doch die Nachrichten davon um der vielen glaubwürdigen Zeugniſſe willen, und bewundere dieſe Erfindung als eine der gröſten und merkwürdigſten dieſes Jahrhunderts in der Meßkunſt. Der Vernünftige glaubet, was glaubwürdig iſt, und bemühet ſich, die Wahrheit zu erforſchen. Wer von den Kräften des Satans und ſeiner Diener, und der menſchlichen Worte und Künſte zuviel glaubet, der glaubet gewiß von Gott, von der höchſten Weisheit, Allmacht und Gütigkeit ſeiner Regierung zu wenig. —

II. **Wenn uns, beſonders aus der Geiſterwelt, Wunderdinge erzehlt werden, wo man gar keine Möglichkeit ſieht, daß dieſe**

Wirkung von dieſer Urſache herkommen könne: ſo wollen wir hundertmal langſamer ſeyn zu glauben, als wenn man uns etwas natürlich begreifliches verſichert. Wenn der Abergläubige erzehlt, daß ein Menſch durch Hülfe der Hexenſalbe ſich in einen Wolf, Kaze u. d. verwandeln, und als Wolf Menſchen und Thiere anfallen und zerreiſſen könne; oder daß die geſchmierte Gabel mit einer alten Ritterin durch den engen Paß des Kamins in die weite Luft hinausſtürmen, und ſie friſch und heiter auf den beſtimmten Lärmplaz zu liefern vermöge: ſo beben wir zurück, weil wir die Möglichkeit ganz nicht einſehen, wie dieſe unerhörte Verwandlung und feurige Luftreiſe von einer bloſſen Salbe bewirkt werden könne; wenn wir aber hören, es gebe eine Salbe, die, wenn ſie an das Haupt des Menſchen geſchmiert werde, denſelben betäube, und in tiefen Schlaf verſeze; und daß der Menſch, dem man zuvor mit lauter Hexenmärchen und Gabelreutereyen unterhalten, ſich bey ſeinem Erwachen beredet, er ſey bey einem Hexenritt zugegen

gewe=

geweſen: ſo iſt uns dieſes etwas natürlich begreifliches, um ſo mehr als uns die Macht der Einbildung auch bekannt iſt. Malebranche (*) erklärt ſich hierüber ſo: „Ein Schäfer erzehlt nach dem Abendeſſen ſeiner Frau und Kinder im Stalle die Geſchichte der Hexenzuſammenkunft. Da ſeine Einbildungskraft durch den Wein zimmlich erhizt iſt: ſo glaubt er derſelben bereits oft beygewohnt zu haben, und redet von ihr ſehr lebhaft und nachdrücklich. Seine natürliche Gabe zu plaudern, erhöhet durch die Aufmerkſamkeit ſeiner ganzen Familie auf einen unerhört fürchterlichen Gegenſtand, muß in ihrer kranken Einbildungskraft ungewönliche Züge erwecken, und es iſt natürlich, daß ſeine Frau und Kinder über das, was ſie hören, in Erſtaunen geſezt, demſelben nachdenken und es glauben. Ihr Mann, ihr Vater erzehlt etwas, was er ſelbſt geſehen, ſelbſt gethan hat; ſie lieben und ſchäzen ihn, warum ſollten ſie ihm nicht glauben? der Hirte wiederholt es öfters.

(*) Von der Wahrheit B. 1. S. 364. nach der Ueberſ. Halle 1776.

Die Imagination der Mutter und der Kinder erhalten davon tiefere Züge, ſie gewöhnen ſich daran, das Fürchterliche verliert ſich, die Ueberzeugung bleibt — aus Neugier wollen ſie auch dieſer Ceremonie anwohnen. Sie ſalben ſich, legen ſich ins Bette, dieſe Vorbereitungen erhizen ſie noch mehr; die durch die Erzehlung des Schäfers bereits gemachten Eindrücke im Gehirn öfnen ſich dergeſtalt, daß ſie die ganze Feyerlichkeit im Schlafe ſo zu ſehen glauben, wie er es ihnen erzehlt hatte. Sie ſtehen des Morgens auf, fragen und ſagen einander, was ſie geſehen. So beſtärkt einer den andern, und wer die ſtärkſte Einbildungskraft hat, ermangelt nicht, in wenig Nächten das ganze Bild der Hexenzuſammenkunft zu entwerfen. Nun ſind die Hexen da, die der Hirte entſtehen ließ, und werden ſich gewis vermehren, wenn die Furcht dergleichen Erzehlungen nicht unterdrückt. Ja es hat Zauberer gegeben, welche heiliglich verſicherten, daß ſie zur Hexenverſammlung gehen würden, die ſo überzeugt davon ſind, als wenn ſie ſchon ein paar Ritt mitgemacht

gemacht hätten, daß, wenn man ſie aus dem Schlafe erweckte, und ſie überzeugte, daß ſie nicht aus dem Bette gekommen wären, ſie es ſchlechterdings nicht glauben wollten."

Nicht ſelten geben auch Viehärzte, Marktſchreyer und Henkersknechte Wunderdinge von ſich aus, und erwerben ſich durch ihre vorgegebene Kunſtſtücke ein übermäſiges Zutrauen bey den armen Landleuten, denen ſie Stundenlang von heimlichen Anzeigen, Heilmitteln, Abtreibungen, Beſprechen, Räuchern u: d. fürplaudern. Sie mahlen Trottenfüſſe und andre Figuren an, gauckeln Creuzſtreiche, machen allerley Wendungen mit dem Haupte, bald verſtummen, bald murmeln ſie; und wenn ſie nicht ganz Erzbetrüger ſind: brauchen ſie natürliche Mittel, um Menſchen und Vieh zu helfen, welches ſie aber mit Fleiß verbergen, um ihrer Kunſt den Anſtrich eines wunderthätigen Hilfmittels zu geben, und das unwiſſende Volk auf ihre Seite zu bringen, worinn ſie um ſo glücklicher ſind, als das Volk nur gar zu geneigt iſt, allem beyzuſtimmen, was ſeltſam,

 eben-

ebentheurlich und wunderbar iſt. Je weniger oft ein Beſucher des kranken Viehes verſteht, deſto mehr prahlt er mit geheimen Sachen. Er verachtet alles, was vernünftige Bücher darüber lehren, und hält ſich an ein Duzend Recepte und Pflaſter, die er auch den Menſchen ohne Unterſcheid anräth. Aber wie ſelten, wie koſtbar wird von ihnen Hülfe geſchaft? wie kann man ihrer ſo ſchwer wieder los werden? dann ſie wiſſen allemal noch etwas zu probiren. ——

III. Wenn etwas aus den Kräften der Körper erklärt werden muß: ſo ſchreibe man es nicht ohne Noth Geiſtern und übernatürlichen Urſachen zu. Ich habe einen Freund an den Ungariſchen Gränzen, der als Forſtmeiſter angeſtellt iſt, und in einem gräflichen Schloß wohnet, das zuſamt einem beträchtlichen Stücke Waldung mit einem Palliſaden-Zaun umgeben iſt. Da wäre er nun ganz gut; allein das daſige Volk, das eine feine Witterung und ſcharfes Geſicht hat, merkt gleich, wenn etwas um den Weg

iſt,

iſt, das ihm wolgefällt, und ſeinen Bedürfniſſen abhelfliche Maas gibt. Da es in Ungarn bey der Nacht auch des Sommers ſehr kalt iſt: ſo blieb einsmal deſſelben Sohn irgendwo auf einem noch warmen Herd übernacht und ſchlief, mit der rechten Hand hielt er einen wachſamen Hund an dem Laitſeil, mit dem linken Arm umſchlos er eine Flinte, und auf dem Ranzen legte er das Haupt auf. Nichts deſtoweniger fand er beym Erwachen den Ranzen durchlöchert und ausgeleert, und ſein Feurgewöhr war verſchwunden. Nun ſann mein Freund auf Mittel, dieſen verwünſchten Diebsgriffen auf eine bequeme Weiſe abzuhelfen. Er lies ſich für einen Zauberer ausſchreyen, der die Diebe bannen und hinſtellen könne. Um ſich in der Stärke eines bejahrten Zauberers ſehen zu laſſen, und deſto furchtbarer zu machen, gewöhnte er Hirſche und wilde Schweine, die innerhalb des Forſtzauns waren, daß ſie auf den erſten Ruf, den er that, vor ihm erſchienen, ja ſo gar unerſchrocken ſtehen blieben, ob er auch gleich ein Piſtol losſchoß. Nicht ſo bald ſahen dieſes ſeine

wilden Nachbarn, als ſie ihn in der ganzen Qualität eines Zauberers ſämmtlich anerkannten, der mit den böſen Geiſtern in Verbindung ſtünde, und durch Hülfe derſelben nicht nur die wildeſten Thiere zu citiren, ſondern auch wider ſeinen Willen nicht vom Plaze zu weichen zwingen könnte. Von Stunde an war ſein Hausgeräthe geſichert; denn ſie mußten alſo ſchlieſſen: Kann er reiſſende Thiere bannen: ſo kann er noch viel eher ſeine Macht an ſchwachen Menſchen zeigen.

Nun wenn die Sclavonier und Raizen noch krankes Gehirn in ihren Köpfen haben, und die Bezähmung der wilden Thiere verborgnen Kräften zuſchreiben: iſt es eben kein Wunder, indem bisher bey ihnen weder Philanthropine noch Kontreband geweſen ſind. Wenn aber der Teutſche, auf deſſen Boden die Naturlehre ſo mächtig, ſo friſch aufſchießt, und worauf die Wahrheiten der Religion, zumal wo ſie auf evangeliſche Grundſäze gepfropft iſt, herrliche Früchte treiben, noch dafür hält, daß ſeine Kuh verhext ſey, weil er nicht gleich die Urſache ihres Kopfhängens einſieht, die doch oft

oſt in der ſchlechten Fütterung zu ſuchen iſt: iſt es unverzeihlich. Martin hält noch die Irrwiſche für Seelen der Verſtorbenen; das nächtliche Gepolter der Kazen für ein Spiel des Teufels; die Folgen eines auf der Bruſt angehäuften, dicken Bluts für den Druck der Alpen; die convulſiviſche Anfälle ſeines Kindes, deſſelben Verdrehungen der Augen, das Kniſchen mit den Zähnen, ſein aufgeblaſen Angeſicht, den dicken Kopf, ſeine ungewöhnliche Stärke und todtblaſſe Farbe für eben ſo viele richtige Beweiſe, daß der Böſe es beſeſſen habe, da doch alles dieſes traurige Folgen der engliſchen Krankheit oder der Anfälle der Würmer ſind. Der blinde Martin iſt nicht zufrieden, dieſe Erſcheinungen böſen Geiſtern zugeſchrieben zu haben, ſondern er nimmt auch zu abergläubiſchen Mitteln ſeine Zuflucht. Er ſchreibt im Stall drey Kreuze an, räuchert darinn mit ſieben Kräutern, welche eine beſondre Wirkung haben ſollen; bedient ſich bey ſeinem todtkranken Kinde angeprieſener Amulete, Agnusdei, Skapuliere, Ignatiusbleche, u. d. und verſäumt damit die beſte Zeit,

ihm

ihm durch natürliche Mittel und Arzneyen helfen zu laſſen. Man kann daher dem gemeinen Volk dieſe Regel nie genug einſchärfen, die Urſache einer Wirkung nicht ohne Noth in verborgnen Kräften zu ſuchen, wenn man ſie in natürlichen Kräften finden kann und muß.

IV. Körpern, Wörtern, Figuren, Zeichen, Zeiten, Zahlen u. d. ſchreibe man weder nüzliche noch ſchädliche Wirkungen zu, ohne in dem göttlichen Worte oder in der vernünftigen Erkenntniß der Natur eine Anweiſung zu haben. Die Franzoſen geben vor, (*) der König von Schweden, Guſtav Adolph, habe einen Degen gehabt, darinn gewiſſe Talismänniſche Figuren (**) gegraben geweſen ſeyen.

Mit

(*) Triga Diſſ. de *gladio magico Guſtavi Adolphi*, Suecorum Regis, præs. D. *Wallino*. Upſal. 1728. Lipſ. 1746.

(*) Sind Bilderchen, Zeichen, Characters, die unter gewiſſen Conſtellationen und Stande der Planeten in ein gewiſſes Metall, Blech, Schaupfenning oder auch Edelgeſteine mit gewiſſen Ceremonien gegraben worden.

Mit demſelben habe er in dem 30.jährigen Krieg groſſe Heldenthaten gethan, und ſo viele Schlachten gewonnen. Warum hat aber Joh. Baptiſta Morinus, der Franzos, der ihn bekommen, nicht auch ſolche Heldenthaten gethan? Scanderbeg, der Epirote, hatte ſo eine männliche Stärke, daß er mit einem Säbelhieb dem gröſten Ochſen das Haupt abſchlagen konnte. Amurad glaubte, in Scanderbegs Säbel ſtecke dieſe auſſerordentliche Kraft, und bekam Luſt, einen gleichen Hieb damit zu thun; aber die gehofte Wirkung fehlte. Nun ſchickt er den Säbel an Scanderbeg zurück, und beſtraft ihn der Lügen; allein dieſer läßt ihm ſagen, er habe ihm nur den Säbel, nicht aber ſeine Fauſt geſchickt. Materialiſten werfen etwas von Goldſchaum in Temperier-Pulver und andre Arzneyen, um ihre Kunden zu bereden, als ob dadurch dem Pulver mehr Kraft mitgetheilt werde. Amulete ſind noch immer im Flor. Pantoffeln, kreuzweiſe unter die Bettſtätte geſtellt, verhindern den Druck des Alps. Der Banner ſtellt den Dieb mit gewiſſen Worten hin, daß er keinen

nen Schritt thun kan; auſſer der Bannende habe das Schnupftuch um ſein Haupt geſchwungen, und gewiſſe Worte gemurmelt. Der ſterbende, rachgierige Menſch fordert den, der ihn beleidiget, wörtlich für das jüngſte Gericht, und derſelbe muß erſcheinen. Durch angeſchriebene **Wörter** und gewiſſe Zeichen an das brennende Haus wird die Flamme des Feuers gehemmt: ſo ſpricht der Aberglaubige. Wenn es am Urbanstag regnet, mißräth der Wein. In der Andreas-Nacht ſezt die mannſüchtige Dirne Salzhäufchen, und gießt Bley. Die Witterung in jenen zwölf Tagen deutet die Witterung der zwölf Monate an. Alles muß in ſeinem beſtimmten Zeichen gethan werden; ſonſt fehlen jene Blumen, jene Arten des Getraides, jene Arzneyen. In gewiſſen Zeichen iſt es nicht gut aderlaſſen, nicht gut mediciniren, nicht einmal gut Gras abmähen, das Futter werde bitter; nicht gut, einem weinenden Kinde nach der Bettglocke eine Milch über die Gaſſe zu holen; an gewiſſen Tage der Woche nicht ſo gut, wie an andern, bey der Obrigkeit zu klagen, zum Pfarrer

zu gehen, Hochzeit zu halten. Der Charfreytag, ſo ungleich er fällt, wird bey Erdgewächſen, ja gar bey Eyern in Obacht genommen. Die Mitternachtſtunde ſoll gefährlicher ſeyn, mehr in der Macht des böſen Geiſtes ſtehen, als die übrigen —. In der ungeraden Zahl 3. 7. 13. ſteckt eine eigene Kraft. In den drey höchſten Namen iſt in jedem Fall eine durchdringende Kraft; die Zahl 7. iſt längſt in gutem — die Zahl 13. aber in ſchlimmen Ruf. ——

Man muß ſich wundern, wie vernünftige Menſchen eine Urſache in den Eigenſchaften oder Stellung eines Körpers — zu gewiſſen Wirkungen finden können; aber der Abergläubige behilft ſich damit, daß er glaubt, die Körper, Wörter, Zeichen und Zeiten hätten zwar nicht allemal ſelbſt diejenigen Eigenſchaften, die ihnen beygelegt würden; allein die Welt ſey mit Geiſtern angefüllt, die ſich hiebey geſchäftig erzeigten, und die verlangte oder erwartete Wirkungen zu ſtande brächten, um die Leute zu hintergehen. Ich berufe mich aber hiebey auf das, was ich ſchon bey der

erſten Regel angeführt habe: Man habe nämlich nicht nöthig einzuſehen, wie ein Faktum möglich ſey, wenn nur das Faktum gewis iſt. Iſt es wahr, daß, wenn gewiſſe Wörter an ein Haus angeſchrieben werden, und derjenige, der das Feuer beſprechen will, dreymal um daſſelbe Haus herumgeht, das Feuer nicht weiter um ſich greifen könne? Es muß nur damals keiner zugegen geweſen ſeyn, der die Kunſt verſtanden oder der gewollt hätte, der Gewalt des Feuers Einhalt zu thun, als Göppingen und Neuenbürg ein trauriger Raub der Flammen worden iſt.

Ich gebe gerne zu, daß Körper manchmalen unglaubliche Wirkungen herfürbringen können, und man daher im Urteilen und Widerſprechen ſehr behutſam ſeyn müſſe, damit man nicht zulezt mit Beſchämung zu ſagen genöthiget ſey: das hätte ich nicht geglaubt! Alle Wiſſenſchaften bieten uns Beyſpiele dieſer Art an. Ohne Zuthun irgend einer brennenden Materie, blos mit dem Finger, Weingeiſt in Flamme ſezen zu können, iſt dem wunderbar, dem die Kraft electriſcher Verſuche

unbe-

unbekannt iſt. Dem Feuer des Himmels durch Hülfe der Wetterleiter eine unſchädliche Richtung und ſichern Gang zu geben, war ehedem unglaublich, und noch bey manchen ſo gar ſündlich. So ſind noch wunderbare Kräfte in der Natur verborgen, die ſich mit der Zeit entwickeln. Vielleicht werden die Menſchen noch in Stand geſezt, die Gewittermaterie zu ſammlen, und ſo zu koncentriren, daß ſie dieſelbe auf göttliche Zulaſſung zu mehrerem Behuf im menſchlichen Leben anwenden, und plözlich damit z. B. Metalle ſchmelzen, Felſen ſprengen, und das dickſte Holz u. d. zertheilen können, wie es der Strahl und das Pulver thut. Bey dem allen hüte man ſich, wunderbare Kräfte einem Körper — beyzumeſſen, wenn ſie andern Kräften der Natur widerſprechen; wenn ſie überdiß mit der vorgeblichen Wirkung in keiner Verbindung ſtehen, noch ſtehen können; und wenn man keine ſichere Data hat, die angebliche Kräfte zu glauben, davon ich weiter reden werde.

V. Auch darf man dem Worte Gottes, Gottesdienſtlichen Uebungen, und andern beym Gottesdienſte gebräuchlichen Stücken keine andre Kraft zuſchreiben, als ihnen in Gottes Wort ſelbſt gegeben wird. Der Abergläubige hält dafür, daß, wenn er die Worte aus 1. Buch Moſ. III. 15. ich will Feindſchaft ſetzen u. ſ. w. an ſeine Kammerthüre anſchreibe, die Hexen und Geſpenſter dadurch abgehalten würden, in die Kammer zu kommen. Die Worte: Da ſchrye das Volk zu Moſe, und Moſes bat den HErrn, da verſchwand das Feuer. 4 B. Moſ. XI. 2. ſeyen dienlich das Feuer zu löſchen. Wer den 109. Pſalm rücklings ſpreche, könne ſeinen Feind todt beten. Die Anfangsworte des Evang. Johannis geſchrieben oder gedruckt am Halſe getragen, bewahre vor dem Fieber. Die Juden tragen auch einige Sprüche an ſich, und berufen ſich auf die Worte Salomons: Hänge ſie an deinen Hals. Spr. Sal. VI. 21. Denen es die Chriſten hierin nachmachen. Wenn der König Ludwig XI. in Frankreich eine böſe That

vorzunehmen willens war: bat er Gott auf den Knien um Beyſtand; und wenn er jemand ſeines Eigenthums berauben wollte: verſprach er der Jungfrau Maria einen Theil davon (*). Kriſpin ſtielt das Leder, und verſchenkt die Schuhe an Arme. Es gibt noch immer Leute, die das ſogenannte Chriſtophels-Gebet ſprechen, und ſich dadurch einer ſchnellen Hülfe zum gröſten Reichthum getröſten. Die heilige Hoſtie trägt man für ein Verwahrungsmittel gegen Gefahren und Krankheiten bey ſich herum. Wenn man einem kranken Kinde etwas aus einem geweihten Kelch eingibt: bricht ſich die Krankheit. Taufwaſſer iſt gut für Zahnweh. Ein Kind, dem nach der Geburt ein Blatt aus der Bibel auf die Bruſt gebunden wird, wird fromm und gelehrt. Wachslichter, die auf dem Altar geſtanden und angezündet werden, vertreiben die Hexen und Geſpenſter; das Zeichen des Creuzes — die böſen Geiſter. Pantoffel, unter der Bettſtätte kreuzweiſe

 geſtellt,

(*) Hollbergs vermiſchte Briefe. Th. II. S. 253.

geſtellt, halten den Alp zurück. Getaufte Glocken vertreiben die Gewitter.

Wenn man meint, eine gewiſſe Uebung in gottesdienſtlichen Sachen ſey uns zum ewigen Heil dienlich, dieſe Uebung möge dann beſchaffen ſeyn, wie ſie wolle: ſo erwartet man zwar mit beſtem Grund alles Gute von einem ſteten Fleiß in andächtigem, vernunft- und bibelmäſigen Gebet; aber wenn man nur die Viertelſtunden, die Worte, die Seiten im Betbuche gleichſam Gott vorzählt: ſo hat man ſeinen Lohn dahin. Die Taufe und Nachtmal ſind erwecklich und nüzlich; aber wenn man glaubt, das heil. Nachtmal tilge die Sünden, und die heil. Taufe gebe den Kindern eine neue Seele; oder das Eilen zur Taufe ſey viel wichtiger, als hernach das Eilen mit vernünftigem Unterricht und Zucht: ſo iſts Aberglaube. Man treibt, daß das Kind bald möglichſt zur Taufe komme; nun das iſt gewiſſer Maaſen gut; aber wenn eben dieſe Aeltern ihr Gott aufgeopfertes Kind lang genug ohne gute Anweiſung und Zucht laſſen, und für ihr Vieh und Haushaltung

mehr, als für ihre Kinder ſorgen: ſo iſts nicht recht. Dort rühmt ſich eine Mutter vor den Leuten, ihr kleines Kind von drey, vier, fünf Jahren könne ſchon beten; aber ſie iſt unbekümmert, wenn das Kind daneben Lügen lernt, und Schimpfreden ausſtößt. Es gibt Leute, die ſich ein Gewiſſen machen, ihr Gebet einmal abzukürzen, oder im Nothfall gänzlich aufzuſchieben; die ſich aber in ihrem Gewiſſen nichts daraus machen, gerade in dem halben Tage, in dem ſie ſo ordentlich ihr ſogenanntes Gebet verrichtet haben, den Nächſten zu vervortheilen, zu verleumden. — Mancher beſchenkt die Waiſenkinder, und ſezt ſein ganzes Vertrauen in ihr Gebet. In Croatien glaubt man, für die geheimen Verbrechen einen mehr als hinlänglichen Erſaz durch die Faſten zu thun. In dem Faſten beſteht ihr Gottesdienſt. Die Faſten ſind ihre gröſte Tugend; ſo wie dieſelben zu brechen, in ihren Augen das abſcheulichſte von allen Laſtern iſt. Man hat kürzlich ein Beyſpiel geſehen, daß der Anführer einer Räuberbande, von den Seinigen ſelbſt, welche ſich aus Mord

und Straſſenraub nichts machten, getödtet worden, weil er an einem Faſttage, bey Ermanglung des Waſſers, ſeinen Durſt mit Milch gelöſcht hatte. (*) Weg mit allem abergläubiſchen Gottesdienſte und Gebräuchen!

VI. Gewiſſe natürliche Erſcheinungen ſehe man nicht als Zeichen künftiger und moraliſcher Begebenheiten an, mit welchen ſie in keiner Verbindung ſtehen. Es ſoll beſſer ſeyn, am Morgen zuerſt einer Manns- als Weibsperſon zu begegnen. Das Uhrſchlagen im Geläute, das Fallen des Geſchirrs in der Küche, oder wenn eine Kindstaufe zu einer Leiche einfällt, oder wenn die Eule ſchreyt, ſoll, ich weis nicht, was für Unglück, Todesfälle und dergleichen andeuten. Es trift dies nur zuweilen ein, ſo wol, wie die Bauerregeln im Kalender. Wird eines Menſchen Leben daran hangen, ob der Möſner ein wenig früher oder ſpäter läute? Hat uns Gott von unſrer Sterb-

(*) Schlözers Stats-Anzeigen. Göttingen 1783. S. 367.

Sterblichkeit nicht ſonſt genug Erinnerungen gegeben?

Noch iſt der unſinnige Schluß nicht aus allen Kalendern ausgeſtrichen, daß es heißt: Ein Sohn in dieſem Monat geboren, wird glücklich — eben als ob das Geſtirn ſolche Einflüſſe auf die Seele des Menſchen hätte, daß ihm gewiſſe gute oder böſe Eigenſchaften mitgetheilt würden. Wenn einige Tage ein ſtarker Wind wehet: macht der Abergläubige den Schluß, es habe ſich irgendwo einer aufgehangen, der Teufel gebe ſein Frolocken hierüber durch einen heftigen Wind zu erkennen. Von dem Steigen und Fallen des neuen Weins, und von dem Zu- oder Abnehmen des Maaſes im Korn in der Chriſtnacht ſchließt man auf die Güte und Menge des Weins im folgenden Herbſt, und auf den Preiß der Früchten in jeglichem Monate des folgenden Jahres. Die Koffeeguckerin ſieht in die fernſte Zeiten. Das Bleygieſſen in der Andreasnacht entdeckt der fürwizigen Dirne das Gewerbe ihres künftigen Bräutigams. —

Es gibt auch wirklich in der Natur ſolche Erſcheinungen, die Zeichen bevorſtehender Begebenheiten ſind, die aber in einer oft unmerklichen Verbindung ſtehen; Wenn die Baurenregel verſichert, daß, woferne die Johannisbeere und der Holder gut abblühen, der Herbſt wol gerathen werde: ſo iſt die Hofnung nicht ganz ungegründet; ja die Weingärtner holen noch weiter aus, und behaupten, daß, wenn das Epheu in Weihnachten ſchön ſtehe: gerathe der Wein folgenden Jahres. Wenn das Epheu um jene Zeit ſchön ſteht: iſt es ein Zeichen, daß es einen guten Nachſommer gegeben, und das Holz des Weinſtockes habe zeitigen können, mithin ein guter Herbſt auf das folgende Jahr zu hoffen ſey. Nur der Thor ſiehet den guten Stand des Epheues als die Urſache eines folgenden guten Herbſtes an. Iſt jenes, daß Holder und Johannesbeere gut verblühen, und nach der Blüte nicht abfallen: ſo hat auch der Weinſtock, der mit jenen Gewächſen zugleich blühet, gute Zeit zu blühen gehabt. Das Meiſte aber bey dem Weinſtock

kommt

kommt auf ein gutes Blühen an. Thöricht hingegen iſt die Baurenregel, daß, wenn es am Urbanstag regne, der Herbſt mißrathe; denn der Regen an dieſem Tage hat keine Einwirkung auf die Trauben; es wäre denn, daß in einer Gegend die Trauben ſchon um den Urbanstag blühten, wo durch anhaltenden kalten Regen der Rebſtock Schaden leiden würde. In einer ſichtbaren Verbindung ſtehet die Morgenröthe mit einer nahe bevorſtehenden naſſen, und die Abendröthe mit einer ſchönen Witterung. So auch das Steigen und Fallen des Wetterglaſes. —

Durch anhaltenden und ſchicklichen Gebrauch und Anwendung der angeführten ſechs Regeln hoffe ich, dem fürchterlichen Koloſſe des Aberglaubens nach und nach die Beine zu brechen. Wenn an Kindern und Erwachſenen gegen den Aberglauben auf dieſe Art gearbeitet, und damit immer ein vernünftiger Religionsunterricht verbunden würde: ſo wäre zu hoffen, daß eine Gemeine von dieſem Feinde der menſchlichen Ruhe und Glückſeligkeit ziemlich befreyet werden könnte.

Drittes Stück.

Anwendung der in dem Verſuch gegebenen Regeln.

Tanta eſt corruptela malæ conſuetudinis, ut ab ea tanquam igniculi extinguantur à natura dati, exorianturque & confirmentur vitia contraria.

Cicero.

Abend-Geſpräche eines Vaters mit ſeinen Kindern über verſchiedne Gegenſtände.

Obgleich die hieſige Gegend für viele Menſchen wenig Reiz hat: ſo verſchließt ſie doch ein Kleinod, welches ſonſt in ganz Europa nirgend angetroffen wird. Es quillet bekanntlich hier in Wildbad ein Waſſer, welchem eben derſelbe Grad von

Wärme zukommt, den das Blut eines geſunden Menſchen hat, welches alſo für den menſchlichen Leib weder zu warm noch zu kalt, ſondern eben recht iſt, und ganz unerwartete Kuren thut; daher auch hier in den Sommermonaten eine beſtändige Ebbe und Flut von Badgäſten iſt. Einige kommen mit Krücken an, um ihre halbgelähmte Glieder wieder in Gang zu bringen, und viele werden froh, daß ſie ihre Krücken bald wegwerfen, und mit feſten Knocheln ihren Ruckweg antretten dörfen. Andere wollen hier die Maſchine ihres Leibes für gefürchteten Stillſtande ſichern, und ihr ſtockendes Gliederwerk durch einen pünktlichen Gebrauch des Baades zu einem neuen ungehemmten Gang auf ein Jahr lang gleichſam einſchmieren. Einige trinken in ungezählten Zügen von dieſem heilſamen Waſſer, um ihre drohende Bruſt zu einer jugendlichen Stärke zu härten, oder eine neue Schnellkraft ihrem ſchlaffen Eingeweide mitzutheilen, und damit den Maßſtab ihrer Lebensjahre möglichſt zu verlängern. Andere wollen ſich nur auf einige Wochen von dem Gürtel

ihres

ihres Amtes losſchnallen, um zu deſto munterer Amtsführung neue Kräfte zu ſammlen. Ich wundre mich nicht, wenn der Städter ſeine dumpfe Stadtluft eine Zeitlang verläßt, und die hieſige sehr geſunde Luft ſeiner Bruſt gönnet; wenn er nach abgeworfenen Zwang das Landleben kopirt, und ſeinen Marmorſaal oder ſchwiele Amtsſtube mit weichen Raſen und heiteren Spaziergängen vertauſcht. Hier wallen die Fremdlinge in brüderlicher Harmonie untereinander. Man ſiehet edle und nichtedle, gelehrte und nichtgelehrte Menſchen von allerley Zuſchnitt, Original-Menſchen, denen die Flamme der Gottheit aus dem Auge bricht, und Alltagköpfe, wahre Freunde der Religion und Amphibien, welche mit und ohne Religion leben können, nicht ſelten politiſche Kannengieſſer, ſelbſt armeniſche Prinzen, die ſich von einem Orte zum andern kutſchen laſſen.

Man kann freylich die hieſige Gegend in widrigem Lichte aufſtellen. Wer gewohnt iſt, eine freye Ausſicht auf wallende Fruchtfelder zu genieſſen, und an Hügeln ſchlanke Reben ſucht; wer

nur

nur erſt in ſchwindelnder Ferne Berge zu entde⸗cken hoft, die das begierige Auge begrenzen, der kommt hier nicht zurecht. Wenn ich den ſchma⸗len Horizont betrachte: denke ich an die Wette Virgils, die er mit Damöten anſtellte, da er von ihm zu wiſſen verlangte, welches der Ort in der Welt wäre, wo der Himmel nur drey Ellen breit ſey?

Dic, quibus in terris, & eris mihi magnus Apollo,
Tres pateat cœli ſpatium non amplius ulnas?

Eclog. III. ad fin.

Wenn ich zu nächtlichen Zeiten das prächtige Ge⸗ſtirn des groſſen Bären entdecke, ſobald ſich der⸗ſelbe nach ſeinem Aufgang in die Breite gelegt hat: ſo befaßt er nach meinem Augenmaß bey nahem den dritten Theil des ganzen Horizonts von einem Berge zum andern. So ſchmal iſt hier die Decke des Himmels. Winters wirft die liebliche Sonne ihre Stralen erſt gegen zehn Uhr in die Tiefe des Thals, und verabſchiedet ſich wieder vor drey Uhr Nachmittags, und läßt nur wenige Minute ihren Abendſchmuck ſehen. Doch herrſchen

auch Vorurteile gegen dieſe Gegend. Man hält ſie für kälter und unfruchtbarer, als ſie iſt; Selbſt das Brennen der Felder ſtellt man auf ſchiefer Seite vor. Ich weiß nicht, aus welcher trüben Naturlehre der Herr von G. die Meinung geſchöpft hat, wenn er in der Beſchreibung ſeiner Reiſe durch den kleinen Theil des Schwarzwaldes (Frankfurt. 1781. S. 61.) ſagt: „Wie kalt der Boden im Schwarzwalde zu aller Kultur iſt, ſieht man daraus, daß der Boden durch die Kunſt erwärmt werden muß, wenn man auch in deſſen fruchtbarſten Gegenden Kraut u. d. ziehen will. Es werden nämlich Reiſer auf ſolche Aecker getragen, und dieſe mit ausgeſtochenen Bodenſtücken überdeckt, worunter dieſe Reiſer, wenn man ſie anſteckt, viele Tage brennen, bis alles zu Aſche verzehrt iſt, wodurch der Boden die nöthige Wärme und Fruchtbarkeit erhält." Virgil gibt (Georg. L. I. v. 83. ſqq.) andre Urſachen des Brennens der Aecker an:

Sæpe etiam ſteriles incendere profuit agros,
Atque levem ſtipulam crepitantibus urere flammis:

Sive inde occultas vires & pabula terræ
Pinguia concipiunt: ſive illis omne per ignem
Excoquitur vitium, atque exſudat inutilis humor:
Seu plures calor ille vias & coeca relaxat
Spiramenta, novas veniat qua ſuccus in herbas; &c.

Hätte man allenthalben ſo viel Abholz, wie hier: ſo würde ich rathen, daß man auch ſelbſt in den wärmſten Landſtrichen die Felder brenne, und ſie damit zur Fruchtbarkeit tauglicher mache. Die Wärme, die dadurch dem Boden mitgetheilt wird, kommt hiebey gar nicht in Anſchlag; vielmehr iſt es nöthig, den Samen ſo lange, als die Wärme im Boden iſt, nicht auszuſtreuen, damit der Same nicht Schaden leide; ſondern die Aſche führt ein düngendes Salz mit ſich, welches den Pflanzen einen beſondern Trieb gibt. Laugt man doch bekanntlich aus der Holzaſche die ſcharfe Pottaſche aus.

Hier genießt man drey Stücke unentgeldlich, die Holland bey allem ſeinem Reichthum entbehren muß: geſunde Luft, reines Waſſer und Holz genug in der Nähe. Iſt die Scene des Sommers

zu Ende: ſo iſt jedoch nicht alle Anmut dahin. Gott hat mir das Gefühl des innigſten Wohlgefallens an ſeinen Werken eingepflanzt. Ein jeder herabſtürzender Bach heftet meine Blicke auf ſich. Das Amphitheater der Berge hat in jedem ſeiner Stufengänge neue Reize. Die Thannen thürmen ſich gleich den Cedern Libanons übereinander hin bis in die Wolken. Die nahe an meiner Wohnung vorbeyſtrömende Enz trägt Scheiterholz und ſchwere Balken auf ihrem Rücken auch ins ferne Ausland. Wenn des Winters die Nordwinde raſen, und Millionen Schneeflocken in wirbelnden Kreiſen in dem unermeßlichen Luftraum herumtreiben: ſo läßt ſich an der Enz die gurgelnde Waſſeramſel und der zwizernde Zaunſchlupfer bey Holzhäufen lieblich hören. Einige Steine haben ganze Blätter von angeſchoſſenem Cryſtall auf ſich, aus andern glänzet Silber. Nicht ſo bald bricht der Frühling an, als die Menge der Pfriemengewächſe die ſchönſte Blüte an den Bergen hin aufweißt, deren Maler ſeinen Pinſel in die Farbe der Morgenröthe einzutauchen ſcheint. Die auflöſende Arnica

nica ſproſſet hier unerkannt herfür; ſelbſt ein Moos, welches dem Ißländiſchen Moos vollkommen gleich iſt, wächst in der Nähe im Ueberfluß. ——

Hier wohne ich ſeit Jahren. Willig folgte ich hieher dem Ruf, ſo ungewöhnlich er mir Anfangs ſchien, indem ich mir nie beygehen ließ zu glauben, daß die Fürſehung mit den menſchlichen Schickſalen ſpiele, wie Kinder mit Federbällen. Wol mir, wenn ich nur ihrem Plan gemäß arbeite, ich ſey, wo ich wolle! — Niemalen habe ich Urſache, über Langeweile zu klagen; nur wollten wir die Winterabende, oder die Zeit, die man ſonſt entre chien & loup zu nennen pflegt, etwas unſchmackhaft und zu leer ſeyn, bis mir der Gedanke kam, mich in den engen Zirkel meiner Kinder zu ſezen, und ihnen nüzlich zu werden. Mit Herzensluſt laß ich vorlängſt, wie verſchiedene angeſehene Leute die Freude ihrer Kinder zu der ihrigen gemacht, und eine beſondere Wolluſt darinnen gefunden haben, ſich ihnen gleich zu ſtellen und bis zu ihren Spielen herabzulaſſen.

Der groſſe König Ageſilaus in Lacedämon ritt mit ſeinen Kindern auf dem Stecken, und wurde, da ſein Steckenpferd eben die poſſierlichſte Seitenſprünge machte, von jemand überraſcht, dem er aber kurz ſagte: „Redet nicht eher davon, bis ihr Vater worden ſeyd" (*). Der weiſe Sokrates hatte auch ein Rohr zwiſchen den Beinen, und ritt in der Reihe der kleinſten Knaben, als er von Alcibiades erblickt und verhöhnt wurde (**). Racine formirte mit ſeinen Kindern eine kirchliche Proceſſion, und wollte lieber mit ihnen einen Karpfen verzehren, als dem Gaſtgebot eines groſſen Miniſters anwohnen. Melanchthon ward oft angetroffen, daß er in der einen Hand ein Buch hielt, und mit der andern ſeine Tochter wiegte. Hauſen eilte einmal aus dem Collegium, um ſein weinendes Kind zufriden zu ſtellen (***) —. Nun über dem Ideal eines

Vaters

(*) *Plut.* in Ageſil. p. 610. (**) *Valer. Maximus* Libr. VIII. Cap. 8. ſub fin.

(***) Gellerts moraliſche Vorleſungen. Carlsruh 1774. S. 577.

Vaters von dieſer Art fühlte ich mich verlegen, wenn auch meine Kinder noch nicht über die Steckenpferdte weg wären; wenigſtens würde man hier nicht die Verſe des Horaz aus dem zweyten Buch Sat. 3. v. 247. anführen dörfen:

Ædificare caſas, ploſtello adjungere mures,
Ludere par impar, equitare in arundine longa,
Si quem delectet barbatum, amentia verſet.

Man erzehlt von dem groſſen Guſtav Adolph, daß er mit ſeinen Generals bisweilen eine bekannte Luſt unſerer Kinder geſpielt habe (*). So wechſeln die ſchwereren Geſchäfte mit leichtern, und die verdrüsliche und ermüdende mit angenehmern ab, und die zu ſtraff geſpannten Saiten unſrer Kräfte werden etwas heruntergeſtimmt. — Mir genüget, meinen Kindern Abends etwas nüzliches und angenehmes zu erzehlen, was mir etwa den Tag über fürgekommen iſt; unter andern ſuche ich ſie gegen abergläubiſche Meinungen zu wafnen, welche ihnen auf die eine oder die andre Weiſe

(*) Mosheim Sittenlehre. Th. VI. S. 305.

ſchädlich werden könnten. Ich will doch einige abgekürzte Abendgeſpräche hier mittheilen.

Erſter Abend.

Karl. Erzehlen Sie uns wieder etwas, Vater, ehe das Licht kommt, wir bitten Sie!

Vater. Ich will es thun, und euch heute und an andern Abenden etwas vom Aberglauben ſagen; nur müſſet ihr erſt richtige Begriffe von einigen Wörtern bekommen, ſonſt könnet ihr mich nicht verſtehen. Ich will euch ſagen, was glauben, was zweifeln, aberglaubig ſeyn, leichtglaubig ſeyn u. d. heiſſe.

Karl. Wir wollen aufmerkſam ſeyn. Was heißt denn glauben?

Liß. Ich weiß es ſchon; eine Sache für wahr halten um ihrer guten Gründe willen.

Vater. Könnet ihr mir Beyſpiele hievon geben?

Karl. Es fällt mir gleich eins ein: da liegt ein Feuerſtein, ich glaube, daß er Feuer gibt.

Vater.

Vater. Was haſt du für einen Grund, daß du es glaubſt, und für wahr hältſt?

Karl. Sehen Sie, er gibt ja Feuer.

Vater. Alſo durch Hülfe der Sinne wirſt du gewahr, daß eine Sache wirklich das iſt, was ſie iſt. Wiſſet ihr mir nicht auch ein Beyſpiel zu ſagen, wie man durch Nachdenken hinter die Wahrheit einer Sache kommt? Wenn jemand zu euch ſagte: heute wird es nicht Nacht werden, was wolltet ihr ſagen?

Liß. Wir würden ihm ſagen: ſo oft die Sonne untergegangen iſt, iſt es bald darauf Nacht worden; alſo wird es auch heute Nacht werden.

Vater. Wir müſſen aber zuweilen etwas für wahr halten, das wir weder durch unſre Sinne erfahren noch durch unſer Nachdenken erforſchen können, wenn es uns nur glaubwürdige Zeugen verſichern. Glaubet ihr, daß es im Unterland wirklich ſo viel Schnee habe, als hier?

Guſtel. Nein, der Bott, der dieſer Tagen von dar hieher käm, ſagte, daß es daſelbſt nicht ſo viel Schnee habe.

Vater. Es kommt darauf an, ob ein Zeuge glaubwürdig iſt; ob er nämlich die Wahrheit ſagen kann, und ſie daher genau weiß; und ſie auch ſagen will, und eine redliche Perſon iſt.

Liß. Halten Sie denn, Vater, dieſe Geſchichte für wahr, welche Sie uns ohnlängſt vorgeleſen haben?

Vater. Welche?

Liß. Jene von dem Papagey. Es aß ein Papagey von einem Kälberbraten. Die Köchin, ſobald ſie ſolches wahrnahm, ſchlug ihn mit dem Rührlöffel auf den Kopf, daß ihm die Federn ausfielen, und der Kopf ganz kahl ward. Nach einiger Zeit trat ein Mann in das Zimmer ein, der Alters halber einen kahlen Kopf hatte, den fragte der Papagey: haſt du auch von dem Kälberbraten gegeſſen?

Karl. Hui, hui.

Vater. Nein, ich zweifle daran. Man zweifelt alsdenn, wenn man von der Wahrheit einer Sache noch ſo wenig, als von ihrer Unwahrheit genug überzeugt iſt, um ſich entſchlieſſen zu können.

Karl.

Karl. Sagen Sie uns doch auch, worinn die Leichtglaubigkeit beſteht?

Vater. Gar gerne. Leichtglaubig iſt derjenige, der etwas ohne hinlängliche Gründe aufs erſte Wort dieſer oder jener Menſchen, denen die Eigenſchaften glaubwürdiger Zeugen fehlen können, ohne Nachdenken und Unterſuchung für wahr hält.

Guſtel. Nun muß ich den Karl verrathen. Er hat eine Spinne in ein Glaß geſperrt, daſſelbe pitſchirt, und glaubt, er werde ſtatt ihr einen Edelſtein oder Gold nach einiger Zeit darinn finden. ——

Vater. Was denkſt du, Karl, glaubſt du etwas ohne hinlänglichen Grund, ohne Nachdenken und Prüfung, nur weil es deine Kameraden ſagen? biſt du ſo leichtglaubig?

Karl. O nein! verzeihen Sie, Vater, es iſt wahr, ich habe eine Spinne zwar in ein Glaß verſchloſſen; ich wollte aber nur ſehen, wie lange ſie ohne Nahruug leben könne. Ich habe ſchon oft geſehen, daß eine Spinne lange Zeit an dem Ende ihres Gewebs ruhig ſizen, und auf eine

Mücke lauren kann, ohne einen Raub zu machen.

Vater. Willſt du das wiſſen; ſo haſt du nicht nöthig, das Thier durch Hunger zu plagen. Ich erinnere mich (in den Actis Scholaſticis Band IV. S. 219.) geleſen zu haben, daß an einer Spinne in den zwey erſten Monaten, ſeit ſie eingeſchloſſen war, keine ſehr merkliche Veränderung zu ſehen geweſen. In den folgenden Monaten zeigten ſich auf dem Boden viele Excremente, und es gieng noch eine geraume Zeit vorbey, ehe ſie ſtarb. Schwalben bleiben den ganzen Winter ohne ihre natürliche Nahrung bey Leben.

Liß. Leichtglaubig ſeyn und abergläubig ſeyn wird wol nicht einerley bedeuten?

Vater. Sie grenzen nahe aneinander. Abergläubig iſt derjenige, der einer Perſon oder Sache eine Kraft zuſchreibt, deren ſie doch ohnfähig iſt. Denket nach, ob ihr mir kein Exempel ſagen könnet?

Liß. Das iſt ja Aberglaube, wenn die Leute ſagen: es ſterbe jemand, wenn es ins Läuten ſchlage.

Guſtel.

Guſtel. So meinen auch die Mägde: Man müſſe am Dienſtag und nicht am Mittwoch in Dienſt tretten, wenn man glücklich ſeyn wolle.

Karl. Ich will auch ein Exempel ſagen: die Weingärtner glauben: wenn es am Urbanstag regne, mißrathe der Wein ſelbiges Jahr.

Vater. Gut! da legt das blinde Volk dem Glockenſchlag, dem Mittwoch, und dem Regen am Urbanstage eine Kraft bey, deren ſie ohnfähig ſind. Ich will eine Geſchichte anführen, wo die gelehrteſten Leute eine verwünſchte Thätigkeit blicken laſſen. — Es iſt jene von dem ſchleſiſchen Kinde mit dem goldenen Zahne.

Karl. Wie? ein Kind hat einen goldenen Zahn gehabt?

Vater. Nicht doch! Betrug war es, gleichwol ſind ganze Bücher davon geſchrieben, gelehrt widerlegt, und noch ſchöner vertheidiget worden. Man prophezeihte daraus Krieg und theure Zeit. Endlich ward ein Goldſchmid ſo naſeweiſe, daß er dieſen Zahn etwas genauer unterſuchte, da

ſichs dann befand, daß er nur durch Betrug mit einem Goldblättchen bedeckt war.

Liß. Ey, das war doch Boßheit!

Vater. Dennoch prophezeite der Abergläubige Haufen Krieg und theure Zeiten, hätte er doch lieber goldene Zeiten angeditten: ſo hätten die Wahrſager das noch dabey gewonnen, daß andern die Bruſt dadurch leicht gemacht worden wäre.

Karl. Man bringt ſchon das Licht. Erzehlen Sie uns noch etwas zu guter Leze.

Vater. Meinetwegen; um euch etwas von Irrthum zu ſagen, fällt mir eine Geſchichte aus Campens Entdeckung von Amerika ein, welches Buch euch ſchon bekannt iſt: Die Truppen des Narvaez ſahen durch die dicke Finſterniß der Nacht eine unzählbare Menge kleiner Lichter brennen, welche einer angeſteckten Lunte ähnlich ſchienen. Sie glaubten daher, daß Cortez, der ſpaniſche General, von einem groſſen Corps von Büchſenſchüzen unterſtüzt werde, weil man dazumal die Schieſſgewehre nicht, wie izt, durch Hülfe

eines

eines Feurſteins, ſondern durch brennende Lunten abzuſchieſſen pflegte. Es waren Johanniswürmer, die aber in Amerika weit gröſſer, als bey uns ſind. Worinn irreten alſo die Amerikaner? wer ſagts mir?

Liß. Darinn, daß ſie Johanniswürmer für brennende Lunten anſahen, und daraus ſchloſſen, daß Hülfsvölker für die Spanier angekommen ſeyen.

Vater. Wenn man alſo einen falſchen Saz zum Grunde legt: kann man doch durch die richtigſte Schlüſſe in Irrthum gerathen. Wäre übrigens dieſer Vorfall Chriſten, und nicht Heiden begegnet: ſo wären ſie nicht beym Natürlichen geblieben, ſondern hätten, aus Hang zum Aberglauben, aus dem, was ſie ſo in der Ferne leuchten geſehen haben, Geſpenſter, Lichter über vergrabenen Schäzen und weiß nicht, was für teufeliſche Erſcheinungen und Blendwerke gemacht. Lernet hiebey, daß man bey einer Sache, die zum erſtenmal vorkommt, oder die wir noch nicht recht kennen, ſie ſey auch noch ſo geringe, nicht gedankenlos

los und unachtſam vorübergehen, ſondern vielmehr, wenn Zeit und Gelegenheit es erlauben, dabey ſtille ſtehen, ſie genau beobachten, darüber nachdenken, oder verſtändige Leute darum befragen müſſen. Das iſt ein ſicheres Mittel, an Verſtand und nüzlichen Kenntniſſen täglich zuzunehmen, und die Vernachläſſigung deſſelben war hier die vorzügliche Urſache, daß ein ſtarkes wohlbewafnetes Corps ſich von einer Handvoll kühner Wagehälſe gefangen nehmen ließ. ——

Zweiter Abend.

Vater. Ich habe gehört, daß ihr heute Milch geſtoſſen und Butter gemacht habt; ich will euch mit einem gewiſſen Aberglauben bekannt machen, habt ihr auch ſchon etwas von der blauen Milch gehört?

Guſtel. O ja! es behaupten viele, daß die Milch durch Zauberey blau werde, oder daß man auch verhindern könne, Butter zu machen. Ich bitte Sie, Vater, ſagen Sie uns, was daran iſt.

Vater. Wiſſet ihr, was Zauberey iſt?

Liß. Wenn man durch Hülfe mächtiger Geiſter andern Schaden zufügt, oder auch Nuzen ſchaft.

Vater. Gut! ich wiederhole die euch ehedem gegebene Regel; **Man müſſe nicht Geiſtern und auſſernatürlichen Urſachen zuſchreiben, was aus natürlichen erklärt werden könne.** (Reg. III.)

Guſtel. Ich denke, man könne eine blaue Milch nicht aus natürlichen Urſachen herleiten.

Vater. In den finſtern Zeiten, wenn eine Hausfrau ihre Nachbarin der blauen Milch halber verklagte: wurde das unſchuldige Weib eingeſperrt und gequält; wer aber heut zu Tage jemanden wegen angeherter blauen Milch verklagen wollte, den würde man verlachen, und ihm die Weiſung geben, ſich den Staar ſtechen zu laſſen.

Mutter. Altmilchichte Kühe ſind zur blauen Milch geneigt; auch kann der Grund in dem trockenen und mit bittern und ſauren Kräutern vermiſchten

miſchten Heu und Stroh oder in der Unreinlich⸗ keit der Milchgefäſſe liegen, u. d.

Guſtel. Die gemeinen Leute ſagen: man ſolle die blaue Milch ſieden und mit Dornſtecken drein ſchlagen: ſo

Mutter. — Iſt man kopfkrank. Wozu die Kocherey? Ein gewiſſes Ehepaar gab ſich vor einiger Zeit auch damit ab. Es kochte eine ganze Stunde, und die Hexe erſchien nicht. Die Frau wollte doch von der Angſt Zeuge ſeyn, die ſie da⸗ durch der vermeintlichen Hexe machte; ſie ſtellt alſo den Mann bey die kochende blaue Milch, mit dem Verlaß, das Feuer unter dem Keſſel wol zu unterhalten. Sie kommt zu der Hexe ins Haus, und findet ſie mit ihres Sohnes Kinde auf dem Arme vergnügt ſpielen. Dieſe, denkt ſie, muß alſo deine Milch nicht blau gehext haben; ganz gewis iſt es die da; ſie geht zu ihr, und findet ſie mit verbundenem Kopfe im Bette liegen. Nun jauchzt ſie ſchon in ihrem Herzen, daß ihr Kochen dieſer angeblichen Hexe Schmerzen, und ſie ins Bette gebracht habe; erfährt aber zu ihrem

Mis⸗

Misvergnügen, daß ſie an einem reiſſenden Fluß im Rücken ſchon einige Tage bettlägerig ſey. Aus dem allen iſt ja offenbar, daß ſolche Milchkocher nicht die Hexe entdecken, ſondern ſich ſelbſt Verachtung und den Spott vernünftiger Leute zuziehen.

Guſtel. Die Leute ſagen, man könne die Milch nicht eher zu Butter ſtoſſen, als bis man ein Kreuz darüber gemacht habe?

Vater. Denket doch hiebey an die obige Regel, und ſehet zu, ob nicht eine natürliche Urſache ausfindig zu machen iſt.

Mutter. Warum nicht? Freylich muß es natürlich zugehen; denn man bringet ja im Sommer die Milch in Keller, und im Winter in die warme Stube, damit man deſto eher Butter machen könne.

Vater. Iſt die Milch zu heiß: ſo ſind die Fetttheile der Milch ſehr dünne und aufgelößt, ſondern ſich daher von ihren käſichten wäßrigen Theilen nicht gut ab, werden nicht leicht zähe, wie ſie werden müſſen, wenn Butter werden ſoll.

Iſt die Milch zu kalt: ſo hängen die Fetttheile mit den käſichten wäßrigen Theilen ſehr zuſammen, und auch dadurch wird die Abſonderung erſchwert.

Guſtel. Sollte denn auch das unnöthig ſeyn, daß man in die Milch, die weggegeben wird, etwas Salz wirft?

Vater. Ich habe ſchon gehört, daß dieſe Mode hier gemein iſt, um ihr Milchwerk nicht beheren zu können. Der Aberglaube hat in und auſſer der Kirche das geweihete Salz als ein ſicheres Mittel gegen die Hexerey erklärt; aus Mangel deſſelben muß auch das ungeweihete Salz gleiche Dienſte thun.

Karl. Sagen Sie uns, Vater, von etwas anders, als von verhexter Milch und Butter. Die Guſtel iſt im Durchſchnitt ein — abergläubiges Ding.

Vater. Und du biſt im Durchſchnitt ein Loſer — von was ſoll ich euch denn ſagen?

Karl. Von was Ihnen beliebt.

Vater. Etwas, woraus ihr abnehmen könnet, wie weit der Menſch verfalle, wenn ſich der Wurm unter der Hirnſchale regt. Eine vornehme Gräfin ſagt in allem Ernſt, ſie wäre von einem gewiſſen gottloſen Weibe behext worden. Ein gelehrter Arzt ſah, daß es, ihrer Einbildung ohngeachtet, nichts anders als eine hypochondriſche Melancholie ſey, und verordnete tüchtige Arzneyen, dieſe böſe Feuchtigkeiten auszuführen; befahl auch ihrem Kammermädchen, daß ſie Nägeln, Federn und Nadeln in den Nachtſtuhl werfen ſollte. Dieß geſchah, das Mädchen zeigte es mit Lachen ihrer Frauen, welche auch gleich ausrief: ſie habe doch nicht geirrt, da ſie die Urſache ihrer Krankheit der Hexerey zugeſchrieben! darauf ſie ſich auch wieder von Tag zu Tag erholt. (Webſters Unterſuchung der vermeinten Hexerey Cap. II. §. 35. S. 60.)

Dritter Abend.

Vater. Kannſt du mir ſagen, was Meteorologie iſt? Karl!

Karl. Dieß Wort lautet abſcheulich. Ich weiß ſeine Bedeutung nicht.

Vater. Es iſt die Lehre von den Erſcheinungen in der Luft, z. B. von Thau, Regen, Bliz, Schnee, Schloſſen, Wind, Sternpuzen u. d. Es gibt gewiſſe Anzeigen in der Natur, woraus man die Beſchaffenheit der künftigen Witterung zimmlich richtig abnehmen kann. Wiſſet ihr mir nicht einige zu ſagen, beſonders aus der heil. Schrift?

Liß. O ja! Chriſtus ſagt: des Abends ſprechet ihr: es werde ein ſchöner Tag werden; denn der Himmel iſt roth. Und des Morgens ſprechet ihr: es wird heute Ungewitter ſeyn; denn der Himmel iſt roth und trübe. Von einer Morgen- und Abendröthe ſchließt man auf die Witterung.

Vater. Und zwar mit gutem Grund, und iſt der Erfahrung gemäß. Wer ſagt mir aber die Urſache, warum ſchön Wetter zu hoffen iſt, wenn es ein Abendroth hat?

Karl. Sie haben mir es lezthin auf einem Spaziergang geſagt: alsdenn kommen durch den Wind die Wolken von Morgen her, die auf ſchö-

nes

nes Wetter deuten; Färbt aber die aufgehende Sonne die ihr entgegenkommende Wolken: ſo ſteigen ſie von der naſſen Abendgegend auf, und bringen Regen.

Vater. Es iſt noch nicht gründlich genug geantwortet; doch — ſehet ihr hieraus ſchon eine Verbindung der gegenwärtigen mit der zukünftigen Witterung.

Karl. Es zeigen auch die Barometer die Veränderung der Witterung an. ——

Vater. Laß es ſeyn; ich will euch izt einen Fall ſagen, wo von weitem keine Verbindung ſtatt findet: Als ich 1783. im Herbſt ins Unterland reiste, und unterwegs in einem Wirthshauſe einkehrte: äuſſerte ich mein Vergnügen über der anhaltend ſchönen Witterung gegen den Wirth, der ſonſt ein vernünftiger Mann, und das Orakel ſeines Dorfes iſt. Er verſicherte mich, daß ich die ganze Reiſe über ſchön Wetter haben würde, wenn ſie auch etliche Wochen währen ſollte. Nun forderte ich ihn auf, mir den Grund ſeiner Meinung, die meiner Reiſe ſo günſtig wäre, zu ſagen. Der

 Wirth

Wirth erwiederte: Er beobachte ſeit vielen Jahren die Witterung in der Chriſtnacht und denen darauf folgenden zwölf Tagen und Nächten, aus welcher er von der Witterung des ganzen Jahres urtheile; nach dieſer Beobachtung müſſe es noch lange ſchön Wetter bleiben.

Liß. Wie haben Sie ihn des Gegentheils überzeugt? ich möchte es wol wiſſen, da ich weiß, daß mehrere Perſonen in gleichem Wahn ſtehen.

Vater. Ueberzeugen wollte ich ihn nicht, da ich ſah, daß er ſehr für dieſe Meinung eingenommen war, ſondern ihn nur darinn zweifeln machen. Ich ſagte: dieſe Meinung ſey mir wol bekannt, und hätte ich darüber ſchon mit mehrern geredt; ich hätte aber gefunden, daß ſie nicht einerley Grundſäze hätten; denn der Eine behaupte: der Jänner ſey der Monat, von welchem man die Witterung des Chriſttags zu rechnen anfangen müſſe; andere aber der Monat März; und wahrſcheinlich, ſezte ich hinzu, ſey es dieſer Monat, da er eigentlich der erſte Monat iſt, von dem das

Jahr

Jahr ehedem angefangen worden; indem erſt die beyden Monate Jänner und Februar in den folgenden Zeiten (von Numa Pompilius) hinzugekommen ſind; daher auch der Februar die wenigſten Tage habe. Was meinet ihr? iſt es wol dieſen zwölf Tagen natürlich, daß ſie die verhoffte Witterung in den folgenden Monaten auswirken müſſen?

Liß. Wir wiſſen nicht, was Sie natürlich nennen.

Vater. Ich will es euch ſagen: Unter Natur verſteht man die ſämmtlichen Geſchöpfe ſamt den Kräften, die ſie einmal von ihrem Schöpfer empfangen haben; alles, was aus der Wirkung dieſer Kräfte geſchehen kann, heißt natürlich. Z. E. Natürlich iſt, daß das Feur wärmt; denn der Schöpfer hat gleich Anfangs dieſe Kraft dem Feuer mitgetheilt.

Liß. Wenn das natürlich heißt: ſo hat die Witterung in den zwölf Tagen die vermeinten Kräfte unmöglich von dem Schöpfer erhalten; denn ſonſt müßte z. B. ein Schnee im erſten

Jänner Regen im Julius — oder eine kalte helle Witterung eine warme helle Witterung wirken. Das kann ja nicht ſeyn.

Mutter. Nein, nein, das meinen die Leute auch nicht, ſondern die Witterung in jenen Tagen ſoll nur die Witterung in den Monaten vorbedeuten und bezeichnen.

Vater. Ihr werdet nicht wiſſen, was ein Zeichen iſt?

Karl. Auch das haben Sie uns noch nie geſagt.

Vater. Ein Zeichen iſt, wenn man aus dem einen Dinge auf das andre einen Schluß machen kann. Z. B. Aus der Abendröthe kann man den Schluß auf das ſchöne Wetter des folgenden Tages machen. Die Abendröthe iſt das Zeichen, das ſchöne Wetter das Bezeichnete.

Karl. So ſchließt man ja auch aus dem Hof, den manchesmal der Mond hat, auf Regen. Den Hof verurſachet die um den Mond befindliche feuchte Luft. Hier iſt alſo der Hof das Zeichen, und der Regen das Bezeichnete.

Vater.

Vater. Ganz recht. So gibt es mancherley Zeichen der bevorſtehenden Witterung, welche die Vernunft und Erfahrung allerdings zum Grunde haben; Hingegen widerſpricht das zuvor angegebene Zeichen von der Witterung in den zwölf Tagen, beyden ſo wol der Vernunft als der Erfahrung. Es mag wol hie und da zuweilen eingetroffen haben; aber ich bin Bürge, daß es gegen einmal wol zwanzigmal wieder nicht zugetroffen hat.

Mutter. Es iſt ohnfehlbar eben ſo ein unrichtiges Witterungs-Zeichen, als diejenigen; welche in dem hundertjährigen und in andern Kalendern angeſchrieben ſind, gleichwol glauben die Bauern daran, als wären ſie Evangelium.

Karl. Sollten denn auch die Laubfröſche die Veränderung der Witterung durch ihr Quacken, oder durch ihr Steigen in die Höhe oder in die Tiefe nicht andeuten?

Vater. Das iſt der Vernunft und Erfahrung gemäs. Der äuſſere Zuſtand und Veränderung der Luft verurſacht ein auſſerordentliches Ge-

fühl in den Thieren, wodurch ſie zu dergleichen Verrichtungen beſtimmt werden; denn die Luft hat einen groſſen Einfluß in das Leben und die Bewegung der Thiere. Behaltet daher die Regel: **Wo ihr bemerket, daß eine natürliche Erſcheinung in einer Verbindung mit einer künftiger Ereigniß ſteht: ſo nimmt es alsdenn erſt als ein Zeichen derſelben an.** Sezet Vernunft und Erfahrung nie beyſeite. ——

Karl. Zum Beſchluß erzehlen Sie uns, Vater, wieder ein Hiſtörchen! und wenn es nur ſo lange iſt, als mein kleiner Finger.

Vater. Gut! ich habe euch geſagt, daß die Thiere manchmal ſichere Wetterpropheten ſeyen. König Ludwig XI. in Frankreich fragte ſeinen Sterndeuter, den er mit groſſen Koſten an ſeinem Hofe hielt: Sage an, wird das Wetter heute ſchön bleiben, ich bin willens zu jagen! Nach einer kurzen Pauſe antwortet derſelbe: Sire! das Wetter wird ſchön, recht ſchön ſeyn. Kaum hört der König das Kraftwort aus dem Munde ſeines Sterndeuters, als er ſich aufs Pferdt

ſchwung und dem Walde zuritt. In der Nähe des Waldes begegnet ihm ein Kohlenbrenner, der den König nicht kannte, ihm aber zurief: Herr! kehret um, in wenig Stunden fällt ein entſezlicher Plazregen! der Konig, der für die Jagd ganz Gefühl war, ließ einen Schwall von Sarkasmen über den armen Kohlmann herſtürzen, und ritt ſeiner Wege. In wenig Stunden umwölkte ſich der Himmel, die Blize flatterten um ſie her, die Donner verdoppelten ihr entſezliches Getöſe an den Bergen, und es fiel ein ſolcher Regen, daß jeder Geſellſchafter nur an ſeine Rettung dachte, und den König ſeinem Schickſal überließ, der jedoch durch die Güte ſeines Pferdtes dem Unglück entgieng. Den folgenden Tag erſcheint der Kohlmann auf Befehl des Königes vor ihm, der von ihm wiſſen will: wo er die Sterndeuterkunſt ſo gut erlernt hätte, daß er das Wetter ſo richtig vorherſagen könnte! Sire, antwortet der Kohlmann, ich bin niemals in die Schule gegangen, ich kann in der That weder leſen noch ſchreiben; ich halte aber einen guten Sterndeuter zu Hauſe,

der

der mich nie betrügt. Wie? nie betrügt? und wer iſt der? fragte der König ganz heftig und wißluſtig. Der arme Mann ſehr betretten hielt eine Weile inne — endlich: Sire, es iſt der Eſel, den mich Euer Majeſtät mit Kohlen beladen geſtern haben treiben ſehen; So bald, als ein Wetter aufzieht: hängt er ſeine Ohren vorwärts, geht viel langſamer als gewönlich, und reibt ſich an den Mauern. Durch dieſe Zeichen ſehe ich den gewiſſen Regen voraus, und eben dieſelben ſind Urſache geweſen, da ich geſtern ſagte, ſie ſollten umkehren. Nicht ſo bald hört dieß der König, als er ſeinen Sterndeuter vom Hofe jagte, und dem neuen Meteorologen ein jährliches Krippengeld reichen ließ.

Vierter Abend.

Liß. Als ich heute zu der Jungfer Chriſtel gekommen bin, traf ich ſie über dem Kalender an, worinnen die Gemütsbeſchaffenheit und die Schickſale eines Menſchen bemerkt ſind, je nachdem derſelbe

ſelbe in einem Monate geboren iſt. Sie glaubt alles als lauter Wahrheiten.

Vater. Haſt du ſie nicht gefragt: in welchem Monate ſie geboren und wie ſie geſchildert ſey?

Liß. Sie ſagte mir: es ſtehe bey ihr gutes und böſes. Sie glaube eben das beſte von ſich.

Vater. Iſt dir bekannt, Karl, wie viel es himmliſche Zeichen gibt?

Karl. Sie ſind mir wol bekannt, es ſind ihrer zwölf, und ſie ſtehen in dem bekannten Vers: Sunt aries, taurus &c.

Vater. Dieſe Zeichen werden bey der Geburt aufs unverſtändigſte gedeutet.

Mutter. Ich weiß Leute, die in ihrer Hausbibel die Namen ihrer Kinder, wenn und in welchem Zeichen ſie geboren ſind, ſorgfältig anſchreiben, z. E. ob das Kind im Krebs, Waſſermann u. d. geboren ſey, und ſchlieſſen davon auf die Gemütsbeſchaffenheit und das Glück ihrer Kinder.

Liß. Und wie das?

Mutter.

Mutter. Wenn das Kind im Zeichen des Krebſes geboren iſt, mit dem gehe es in ſeinem Leben rückwärts, er bringe nie etwas für ſich; wer im Zeichen der Waage geboren werde, der bleibe ſeinen Vermögensumſtänden nach Zeitlebens auf einem Flecke, gehe zwar nicht rückwarts, aber auch nicht vorwärts; im Löwen geboren zu werden, bedeute einen ſtarken und muthigen Menſchen, im Waſſermann einen Trinker u. ſ. w. Es iſt aber diß ganz wider die Erfahrung; hat es auch je eingetroffen: ſo macht eine Schwalbe keinen Sommer.

Vater. Die Eigenſchaften ſolcher Dinge, von welchen jene Zeichen ihre Namen bekommen haben, auf die in denſelben geborne Menſchen übertragen, iſt nur ein Zeichen der gröbſten Unwiſſenheit. Ein Krebs geht rückwarts; alſo gehts mit allen Menſchen, die in dieſem Zeichen geboren werden, rückwarts? welch ein Schluß? So thöricht, als wenn man ſchlieſſen wollte: wer des Nachts geboren wird, der wird ein finſterer Dummkopf

kopf werden; wer aber bey Tage geboren wird, der wird ein heller Kopf ſeyn.

Karl. Ich möchte wol wiſſen, wie dieſe Zeichen entſtanden, und warum man ſie ſo an den Hmmel hingedichtet hat?

Vater. Die alten Chaldäer haben die Sternkunde erfunden, und das Geſtirn, in welches die Sonne, wenn ſie im Junius am höchſten ſteht, darum den Krebs genennt, weil die Tage von dieſer Zeit an wieder zurückgehen und abnehmen. Das Geſtirn, die Wage, nannten ſie darum alſo, weil da Tag und Nacht gleich iſt; das Geſtirn zu Ausgang des Julius den Löwen, weil eine ſtarke Hize einfällt; zu Ausgang des Jänners den Waſſermann, weil es um die Zeit in dortigen Gegenden ſtark zu regnen pflegte.

Mutter. Alſo bekamen ja jene Geſtirne am Himmel ihren Namen von der Erde hinauf von gewiſſen Vorfällen, welche ſich in der Zeit auf der Erde ereigneten. Wie können ſie nun einen Einfluß auf die Neigungen und das Glück der Menſchen auf Erden haben?

Guſtel.

Guſtel. Der alte Luz muß alſo wol im Waſſermann geboren ſeyn, weil er ſo gerne trinkt.

Vater. Ihr ſehet, daß der Schluß, den man von den Zeichen des Himmels auf die Neigungen und das Glück der Menſchen macht, ganz nicht mit der Vernunft und der Erfahrung übereinkommt, was machet ihr alſo euch dißfalls für eine Regel?

Liß. Vermuthlich eben diejenige, die ſie uns ſchon einmal geſagt haben, daß man Zeichen und Figuren weder eine nüzliche noch ſchädliche Wirkung zuſchreiben ſoll, wenn man in dem göttlichen Worte oder in der vernünftigen Erkenntniß der Dinge keine Anweiſung dazu hat.

Guſtel. Noch etwas zum Beſchluß!

Karl. O ja, ich bitte auch!

Vater. So ſeye es! ich will euch von einem Betrüger ſagen, der aus der thörichten Meinung, welche die Leute von den himmliſchen Zeichen hatten, ſeinen Nuzen zog. Ein Müſſiggänger in

Flo-

Florenz — — (zeige mir, Karl, wo Florenz auf der Karte liegt, wenn das Licht kommt) der ohne Mühe reich werden wollte, gerieth auf den Einfall, Pillen auszugeben, von welchen er fürgab, daß ſie in dem vortheilhaften himmliſchen Zeichen des Widders, womit alle Krankheiten weggeſtoſſen würden, verfertiget werden. Er gab ſie ohne Unterſcheid allen Kranken, die ſich bey ihm meldeten, und da ſie zuweilen von ohngefähr halfen: kamen ſie bald in Ruf. Ein Bauer, der ſeinen Eſel verloren hatte, wurde dadurch veranlaßt, zu dieſem neuen Arzte zu gehen, und ihn zu fragen: ob er ihm nichts geben könnte, ſeinen Eſel wieder zu finden? O ja, antwortete dieſer, ihr dörft nur ſechs von meinen Pillen nehmen. Der Bauer thats. Auf dem Wege nöthigten ihn die Pillen, ſich in ein zur Seite liegendes Gebüſche zu begeben, und bey dieſer Gelegenheit ward er ſeinen Eſel gewahr, welcher daſelbſt weidete. Nun waren die Pillen im beſten Ruf.

Fünfter Abend.

Vater. Heute habe ich wieder einen Beweiß von der ausgebreiteten Macht des Aberglaubens wahrgenommen.

Karl. Hier haben Sie was bemerkt?

Vater. Ja hier! ich habe, wie ihr wiſſet, heute der Leichbegängniß des Herrn N. N. angewohnt. Der Zug gieng in der gewönlichen Ordnung. Bey der Pforte des Kirchhofes wandten wir uns um, giengen durch die Halle der Kirche, und kamen zu dem geöfneten Grabe. Die Träger ſtellten den Sarg nieder recht nach der Lage des Orts, wie ihn jeder Vernünftiger ſtellen würde; als der Sarg verſenkt werden ſollte, wurde er plözlich umgewandt, alſo daß das Haupt des Verſtorbenen gegen die Tiefe des Erdreichs, und die Füſſe bergan gerichtet waren.

Mutter. Iſt es denn nicht gleich viel, wie der Todte gelegt wird, wenn er nur in die Erde kommt und zur Erde wird?

Liß. Alle Leichname werden in den hieſigen Gegenden alſo gelegt. Die Urſache aber ſoll dieſe ſeyn, daß der Todte nicht ſpucken müſſe; denn wenn er mit dem Geſichte nicht nach Morgen ſieht: hat er keine Ruhe im Grabe, ſondern ſpuckt ſo lange, bis dieſem Fehler abgeholfen wird.

Vater. Es iſt ſchon ein uralter Aberglaube, daß man den Todten ſo legen müſſe, daß ſein Geſicht gen Morgen gerichtet ſey. Warum man vor Alters dieſe Lage eines Verſtorbenen nothwendig machte, iſt dieß die Urſache, weil man ehedem glaubte: Chriſtus habe ſeinen Siz im Himmel gegen Morgen genommen, und er werde auch von Morgen her zum Gerichte kommen. Damit nun die Todten in keiner ohnehrerbietigen Stellung erſchienen, wenn ſie auferſtehen, und dem Richter nicht den Rücken zuwenden: ſo legte man ſie ſo, daß alle Angeſichter der Verſtorbenen gen Morgen gerichtet ſeyen. Doch hievon ein andermal.

Guſtel. Bleiben dann die Körper ſo lange unverrückt unter der Erde liegen, bis Chriſtus

zum Gerichte kommt: ſo würden ſie ja gar nicht zur Erde werden, und verweſen.

Vater. Du haſt recht, Guſtel; innerhalb 20. Jahren iſt ein Leichnam verweſen. Was hältſt du denn von Geſpenſtern und ihren Spuckereyen? weil die Todten ſpucken ſollen, die die rechte Lage nicht haben.

Guſtel. Ach, wenn es Nacht iſt, rede ich nicht gerne von Geſpenſtern. Jedoch, Vater, da Sie uns ſchon öfters etwas erzehlt haben: ſo erlauben Sie, daß ich Ihnen auch etwas erzählen darf, das ich ohnelängſt auswendig gelernt habe: es gefällt mir ſehr wohl.

Lottchen blieb zum erſtenmale
Bey der Tante übernacht;
Und ihr Bett ward in dem Saale
Sanft und zierlich aufgemacht.
Doch allein zu ſchlafen — dieß
Schreckte Lottchen ganz gewiß.

Furchtſam, wie ein junger Haaſe,
Schlupft ſie in ihr Bett hinein!

„Ach

„Ach geliebteſte Frau Baaſe,
Es wird hier doch ſicher ſeyn!“
Denk nicht, daß Geſpenſter ſind —
Gute Nacht! ſchlaf wol, mein Kind!

Nun lag Lottchen, aber immer
Gieng ihr der Gedanke bey,
Daß ſie in dem fremden Zimmer
Ohne Schlafgefehrten ſey.
Endlich ſchloß die Abendruh
Ihre müde Augen zu.

Doch die ſchwermutvollſte Scene
Machte bald das Mädchen wach.
Bange fürchterliche Töne
Schwirrten durch ihr Schlafgemach,
Daß ihr Herz und Muth entfiel; —
O dieß war kein Kinderſpiel.

Bald hielt ſies für ein Geheule,
Bald kams ihr wie Seufzer vor,
Bald tönts in dem fernſten Theile,
Bald ganz nahe um ihr Ohr.

 Plöz=

Plözlich hörte ſie nichts mehr,
Plözlich tönt es ſchrecklicher.

Oft erzitterten die Fenſter
Unter einem harten Stos.
Oft gieng eines der Geſpenſter
Schwirrend auf den Vorhang los,
Daß das Kind erbärmlich ſchrie:
Dieß verſteht ſich ohne Müh.

Aengſtlich ſprang die gute Tante
Lottchen mit dem Lichte bey,
Die ſie tief im Bette fande,
Bloß vor Furcht und Klaggeſchrey,
Zitternd ſagt das Kind zu ihr:
Ach wie ſchrecklich ſpuckt es hier!

Sie erzehlt ihr die Geſchichte,
Seufzet laut in jedes Wort.
Und noch wüten, troz dem Lichte,
Die Geſpenſter heulend fort.
Doch die Tante kennt den Ton —
Bald erhaſcht ſie zwey davon.

Und mit ſpöttiſchen Geſichte
Zeigt die Tante ſie dem Kind,
Und es ſieht beym hellen Lichte,
Daß es Maienkäfer ſind. — —
Nun man ſtelle ſich allhier
Lottchens Scham und Freude für.

Wer ſich noch wie Lottchen ſcheut,
Mag nun auch mit ihr ſich ſchämen.
Es iſt Niederträchtigkeit,
Sich ob Ammen=Mährgen grämen.
Träumen eitler Phantaſie
Glaubt und traut ein Weiſer nie.

Viertes Stück.

Fernere Anwendung der in dem Verſuch gegebenen Regeln.

Somnia, terrores magicos, miracula, ſagas,
Nocturnos lemures, portentaque theſſala rides?

Horatius.

Unterredungen von Geſpenſtern und andern Erſcheinungen.

Panſoph, ein Magiſter.

Sophie, 18. Jahre alt, die eine gute Erziehung gehabt.

Agnes, auch achtzehnjährig, die in dem Dunſte der Geſinde-Stube aufgewachſen iſt, nebſt ihren Geſpielinnen:

Urſula,

Urſula, Barbara, Albertine, Hedwig, Waldpurgis u. a.

Erſte Unterredung.

Magiſter. Sie iſt noch immer eben ſo unwiſſend und kindiſch, als vor einem Jahre. Sie iſt, wie ein Sieb, durch welches die Jahre, wie Waſſer, durchlaufen; es läßt nichts zurück, auſſer daß der Schlamm ſizen bleibt, und daß das Sieb nach und nach mürbe wird und vermodert.

Sophie. Hum! hum! Herr Magiſter! auf wen ſind ſie ſo böſe? wenn ich fragen darf.

Mag. Wundern ſie ſich nicht; die Agnes iſt auch ſo eigenſinnig, und will keinen beſſern Unterricht annehmen.

Agnes. Ich, eigenſinnig? weil ich Ihnen nicht beyfalle. Wer weiß, ob Sie oder ich recht haben? Glauben ſie immer, es gebe keine Geſpenſter, ich bin von dem Gegentheil überzeugt.

Urſula. Sie glauben keine Geſpenſter! da doch unſre Eltern und Voreltern ſie geglaubt haben, die auch vernünftige Leute waren.

Mag. Je nun! haben ſie ſelbſt Geſpenſter geſehen, oder haben ſie es von glaubwürdigen Leuten gehört, daß es ſolche gebe?

Agnes. Läugnen ſie meinetwegen alle Geſpenſter, wie ſie wollen; mir iſt es gleich viel; gleichwol wenn ſie in jenem Walde, wo der wilde Jäger läuft, übernachten müßten: würden ſicher ihre Knie gegeneinander ſchlagen, wenn nur ein Laub rauſchte.

Hedwig. Das heißt herausgefordert!

Mag. Ich! mich fürchten! wollen ſie es mit mir aufnehmen, und Geſpenſter gegen mich vertheidigen: ſo wollen wir ſehen, wer gewinnt.

Agnes. Ja, das will ich! und Barbara, Urſula, Albertine, Hedwig, Waldpurgis, Maxel und Lotte ſind alle auf meiner Seite, und glauben auch Geſpenſter.

Mag. Und wenn ſie auch noch ſo viele Frau Baaſen auf ihrer Seite haben: gibt das der Wahrheit

heit kein Gewicht. Fangen ſie nur an zu beweiſen, daß es Geſpenſter gebe; ich werde ihnen keine Antwort ſchuldig bleiben, und die Geſpenſter aus den alten Fraubaaſenwinkeln verjagen, wie die Morgenröthe die ſchwärmende Speckmäuſe verjagt.

Sophie. Gut! gut!

Agnes. Steht es doch in der heil. Schrift ſelbſt, daß es Geſpenſter gebe.

Sophie. Nein, beſte Freundin! das ſteht nirgend in der heil. Schrift; wol aber, daß die Jünger Chriſti geglaubt haben, es gebe Geſpenſter. Da Chriſtus den Jüngern auf dem Meer und nach ſeiner Auferſtehung erſchienen war, und ſie ihn geſehen hatten: erſchracken ſie, ſchrien vor Furcht, und ſprachen: es iſt ein Geſpenſt; und ein andermal; Es iſt ein Geiſt. Das ſind Worte der heil. Schrift.

Agnes. Und Chriſtus läßt ſie bey dieſer Meinung?

Sophie. Auch dies nicht: ſondern Er redet gleichbalden mit ihnen, und ſagt: „Seyd getroſt,

troſt, ich bins; fürchtet euch nicht.“ Es iſt kein Geſpenſt, das ihnen erſchienen war. Chriſto iſt es genug geweſen, daß Er ſich ihnen zu erkennen gab. Wären die Jünger damals im Stande geweſen, über Geſpenſterbegebenheiten nachzudenken: ſo hätten ſie nothwendig auf die Gedanken kommen müſſen: Wir glaubten hier ein Geſpenſte zu ſehen, und es war unſer Meiſter, alſo betrogen wir uns. Hätte er nicht mit uns geredt, oder hätten wir entfliehen können: ſo wären wir bey unſerm Irrthum geblieben, und hätten darauf geſchworen, daß uns ein Geſpenſt erſchienen wäre.

Agnes. Wäre es ein Irrthum, wenn man Geſpenſter glaubt: Chriſtus würde gewis ſeine Jünger wiſſentlich in keinem Irrthum gelaſſen, und eben damit denſelben gebilliget haben.

Mag. Es iſt wahr, Chriſtus widerlegt ihre Gedanken nicht gerade zu. Er hat es aber auch in andern Fällen nicht gethan. Ich muß zuvor etwas fragen: wiſſen ſie, Sophie! was die Samariter zu Chriſtus Zeiten von der heil. Schrift hielten?

Sophie.

Sophie. Nein, das weiß ich ſo genau nicht, doch, wenn ich mich recht erinnere, nahmen ſie nicht alle Bücher des A. Teſtaments, als von Gott eingegeben, an.

Mag. Ja; ſie ſchrieben nur den Büchern Moſis einen göttlichen Urſprung zu. Sie erinnern ſich doch, daß Chriſtus einmal mit einer Samariterin geſprochen?

Agnes. Warum das nicht? und zwar an einem Bronnen, wo Er ſie gründlich überzeugte, daß Er der verheiſſene Meſſias ſey.

Mag. Sie erinnern ſich überdiß, daß mit der Samariterin Chriſtus nichts von den übrigen heiligen Schriften der Juden geredet hat?

Agnes. O ja!

Mag. Wer wollte alſo daraus, daß Chriſtus der Samariterin, die nach den eignen Religions-Begriffen dieſes Volks nur den Büchern Moſis göttlichen Urſprung und Anſehen zuſchrieb, nicht auch die übrigen heil. Schriften der Juden empfolen hat, den Schluß ziehen: Chriſtus habe hierdurch ihren falſchen Wahn beſtätiget? Freylich

hat

hat Er ihn nicht widerlegt; aber ſonderbar wäre es zu behaupten, als ob Er ihn durch ſein Stillſchweigen gebilliget hätte. Es war auf dem Meere und bey dem beängſtigten Gemüte der Jünger die Zeit und der Ort nicht, ihnen eine Belehrung über die Geſpenſter zu geben.

Agnes. Doch glaubte man ſchon dazumal, daß es Geſpenſter gebe.

Mag. Nein, nur Erſcheinungen, und nicht Geſpenſter nach dem heutigen Gepräge. Erſcheinungen der guten und böſen Engel gab es unter den Juden und zu den Zeiten Chriſti oft genug. Es ſind mancherley Arten von Geiſtern. Wer gibt mir aber das Recht, gerade eine gewiſſe beſtimmte Art derſelben, nämlich Geſpenſter, darunter zu verſtehen? Iſt der Schluß richtig, daß, wenn man auf einer unbewohnten Inſel Fußſtapfen eines Menſchen wahrnimmt, man behauptet, es ſeyen Engländer da geweſen?

Hedwig. Mögen es doch abgeſchiedne Seelen ſeyn, die den lebenden Menſchen als Geſpenſter erſcheinen?

Sophie.

Sophie. Eben dies habe ich auch einmal bey meinem nun verewigten Vater zu behaupten geſucht. Er gab mir aber zur Antwort: es finde dieſe Meinung darum nicht ſtatt, weil die Frommen nach ihrem Tode gleich an einen ſeligen Ort kämen, welchen ſie nicht verlieſſen; und die Gottloſen nach ihrem Abſterben in einen Ort der Qual verſtoſſen würden, worinn ſie wider ihren Willen bleiben müßten. Lazarus wollte ſeinen ſeligen Ort nicht verlaſſen, und der reiche Mann konnte den unſeligen nicht verlaſſen, ſo ſehr er darum bat. Wer wollte es einem Seligen zumuthen, auf der Welt herumzuflattern, die Leute zu ſchröcken und ſie allerley poſſierliche Bockſprünge um die Lebende herum machen zu laſſen?

Agnes. Gemach, Sophie! denken Sie nicht daran, daß auch der Samuel nach ſeinem Tode auf Citation erſchien, mit Sauln redete, und ihm zukünftige Dinge zuvor ſagte?

Mag. Die ganze Geſchichte von der Erſcheinung des Samuels gehört unter die Bruchſtücke des alten Teſtaments, worüber wir heutiges Tags

aus

aus Mangel umſtändlicher Nachrichten nicht gründlich genug urteilen können. Es geht hiebey, wie den Künſtlern, die aus wenig übergebliebenen Grundſtücken den Zuſammenhang des ganzen Gebäudes beſtimmen müſſen. Die wirkliche Seele Samuels erſchien nicht, ob auch gleich die heil. Schrift dem erſchienenen Geiſt den Namen Samuels beſtändig beylegt; denn die Schrift gebraucht dieſen Namen, weil dieſer Geiſt von andern dafür angeſehen worden. Man glaubt daher, daß der Teufel eine Geſtalt, ſo dem Verſtorbenen Samuel in allem ähnlich geweſen, aus gewiſſen in der Natur vorhandenen Theilen gebildet, ſich damit dem Saul dargeſtellt, und ihme geantwortet habe.

Sophie. Mich dünkt doch, ein Verſtorbener ſoll den Lebenden erſcheinen können. Ich erinnere mich irgendwo (*) geleſen zu haben, daß dem Herrn Z. in Hannover ſeine verſtorbene Ehegattin in unbeſchreiblich liebenswürdiger Geſtalt im Traum erſchie-

(*) Herrn Lavaters Ausſichten in die Ewigkeit. Frankf. 1775. Th. I. S. 167.

erſchienen ſey, und mit ihm mancherley geredt habe. Z. B. ſie erfahre Dinge, die kein Menſch jemals vermuthet hätte. Ihre Seelenkräfte ſeyen unendlich erhöhet und erweitert, ihr ganzes auf der Erde geführtes Leben ſchwebe ihr immer vor dem Gemüte; und jeder Gedanke, jede Geſinnung, die nicht gerade dahin führte, wohin jezt alle ihre Gedanken gerichtet wären, ſcheinen ihr izt ein Verbrechen und ſeyen eine Plage für ſie. — — Zimmermann iſt nach dem Zeugniß des Herrn Lavaters ein geſchworner Feind von allem Aberglauben, und verachtet alles, was ſich nur von ferne der Schwärmerey nähert.

Mag. Es iſt mir ſelbſt eine merkwürdige Geſchichte bekannt, die **Büchner** (*) als ein Beyſpiel von einem übernatürlichen Traum anführet, und ſie als wirklich geſchehen anſieht: „Eine Predigers-Wittib ward von den Obern ihres verſtorbe-

(*) In der Abhandlung: Von einer beſondern und leichten Art, die Taube hörend zu machen. Samml. 1. S. 264.

ſtorbenen Mannes deswegen belangt, daß ſelbiger keine Rechnung wegen einer gewiſſen geführten Adminiſtration abgelegt hätte. Die Wittib bezeugte, daß ſie gewis wiſſe, ihr Mann habe alles richtig bezahlt. Es wird darauf gedrungen, daß ſie die Quittung vorzeigen ſoll, welches ihr aber um deswillen unmöglich war, weil ihr verſtorbener Mann ihr nicht geſagt, wo er dieſelbe gelaſſen habe. Endlich da ſie in der größten Angſt und Unruhe iſt, träumt ihr, es komme ihr Mann zu ihr und ſage, es läge die Quittung in ſeinem Schreibpult, in einer kleinen verborgnen Schublade, in einem rothſammtnen Beutel. Die Frau erwacht und findet ihren Traum erfüllt." Es iſt nicht zu läugnen, daß einige wenige Erzehlungen von Erſcheinungen der Todten viel Wahrſcheinlichkeit haben; gleichwol können wir nie gewis ſeyn, ob die Seelen der Verſtorbnen ſelbſt, oder ob ſtatt ihrer andre Geiſter erſchienen ſind. Das leztere glaube ich um ſo eher, als die Verſtorbene an ihrem beſtimmten Orte bleiben, und nur die leztere zum Dienſte der Frommen auf der Welt gemeinig-

lich

lich gebraucht werden; es wäre dann, daß Gott Verewigte aus ganz beſonders wichtigen Umſtänden in der Welt erſcheinen ließ, wie z. B. Moſes und Elias bey der Verherrlichung Chriſti, Matth. 17, 3. Ueberdiß ſind übernatürliche Träume auch izt noch zuzugeben. Es war ſo ſchwer nicht, dieſer beängſtigten Wittib den Ort im Traum anzugeben, wo die Quittung verſchloſſen lag, und bey Erblickung des Schreibpults, der Quittung u. d. kettete ſich plözlich an ihre Vorſtellung das Bildnis ihres Ehemanns, von welchem ſie allein den ſicherſten Aufſchluß in dieſer verborgnen ihr ſo wichtigen Sache erwartete. Solche Träume kann ich nicht aus natürlichen Urſachen erklären, wenn hiebey anderſt von Seiten der Wittib oder der Erben keine Schalkheit unterloffen iſt, und die Erzehlung ihre Richtigkeit hat, als woran ſo überaus viel gelegen iſt. Wenn etwa ein guter Geiſt durch eine gewiſſe Bewegung in den Gehirnnerven des ſchlafenden Weibes das Bild des Pultes, des Beutels u. d. erregt hat: ſo war es der fruchtbaren Einbildungskraft etwas Leichtes, ihr

ihren verſtorbenen Ehemann neben hinzuſtellen. Zur Herfürbringung einer Erſcheinung wird meinem Bedunken nach weiter nichts erfordert, als daß nur erſt wieder ehmals gehabte Empfindungen in uns lebhaft herfürgebracht werden: alsdenn erſezt die Einbildungskraft das übrige.

Sophie. Ich habe von vernünftigen Leuten gehört, daß der Menſch eben denjenigen Hang und Geſinnungen, mit welchem er aus dieſer Welt gehe, auch in der Ewigkeit nicht ablege. Daraus kann ich ſchlieſſen, woher es komme, daß ein reicher Geiziger ſich nach ſeinem Tode bey ſeinen zurückgelaſſenen Schäzen, die ihm in ſeinem Leben ſo ſehr lieb waren, wieder ſehen laſſen ſoll. Man ſagt, daß der ohnelängſt verſtorbene Harpax in ſeinem Hauſe feurig gehe, und das Haus eben deswegen nicht mehr bewohnt werde. Was daran wahr iſt, weiß ich nicht.

Mag. Was daran wahr iſt? ich will es ihnen gleich ſagen. Ein paar muthige Bürger ſuchten, gleich einem Hölty, das Geſpenſt in dem beſchriebenen Hauſe auf, und entdeckten, daß der

feurige

feurige Harpar ein Gegenſchein von dem gegen-über in eines Nachbarn Küche flammenden Feuer war. Er ſchiene im Zimmer hin und her zu ge-hen, weil ein Fenſterflügel darinn offen ſtand, der durch ſeine Bewegung das entgegen ſtralende Kü-chenfeuer hüpfend abmahlte. Das Haus ſteht leer, da er ohne Kinder verſchied, und die Wittib ſich in ihre Heumat wieder verfügte. Vielleicht hatte ſchon ein pfiffiger Kunde ſein Auge auf das Haus gerichtet, und gab es begeiſtert aus, um daſſelbe deſto wohlfeiler zu erhaſchen. — Die böſen Ge-ſinnungen, mit welchen man aus der Welt geht, verabſcheut man gewis in der Ewigkeit, und hat keinen Hang mehr zu der Quelle ſeines Unglücks. Verabſcheute ſie ja jener reiche Mann nicht nur an ſich, ſondern auch an ſeinen fünf Brüdern. (*) Gute Geſinnungen aber keimen ſchneller in jener Welt, und reifen zuſehends.

Sophie. Hat man doch Beyſpiele, daß Menſchen in dieſer Welt ſchon anderwärts, als ſie mit dem Leibe waren, andern ſichtbar worden

 ſind,

(*) Luc. 16, 19. u. f.

ſind, nur weil ſie einen heftigen Hang und Drang nach einer gewiſſen Perſon, Sache oder Ort hatten. Sie ſtellten durch dieſe Erſcheinung bey andern eine Art Geſpenſter für. Ich erinnere mich, in einer fürtreflichen Schrift (*) alſo geleſen zu haben: „Mein Vetter K. war in einer angeſehnen Stadt in Condition. Er war krank, ohne daß es Frau Hedewich K. ſeine verehrungswürdige Mutter, die ſich drey Meilen von ihm aufhielt, wußte. Des Abends ganz ſpät hörte ſie vor ihrer Thüre ein gallopirendes Pferd ſtillhalten, der vermeinte Reuter ſchlug mit der Peitſche an ihren Fenſterladen. Sie eröfnete ihre Hausthüre, und merkte auf der ganzen Straſſe nichts, als eine tiefe Stille. Kein Nachbar hatte etwas gehört, als ſie und ich. Den andern Tag erfuhren wir, daß er ſehr krank war.“

„Ferner, als er ſchon ſein Eigenthum hatte, verreiſete er mit ſeiner Geliebten; unterwegs überfiel ihn die Sorge, ob auch der Thorweg wieder

(*) Reich der Natur und der Sitten. Th. XII. S. 20.

der verſchloſſen wäre. Er erſchien zu der Zeit vor dem Schlafgemach ſeines Geſindes, riß ihnen an das Bette, worinn ſie lagen; ſie ſtanden auf, viſitirten alles, und er war weg. Als er nach Hauſe kam: erzählte man es ihm, und er ſagte, daß zu der beſchriebnen Zeit ſeine Angſt verſchwunden ſeyn.

Mag. Mir ſind ſelbſt ein paar merkwürdige Beyſpiele von derley Erſcheinungen bekannt: „Ein Vater hatte in ſeiner Krankheit eine unbeſchreibliche Sehnſucht, ſeinen in Hamburg ſich damals aufhaltenden Sohn noch vor ſeinem Ende zu ſprechen. In einer ſeiner lezten Nächte auf der Welt erwachte er einſt aus einem ſanften Schlummer ſehr vergnügt, und erzählte, daß er in Hamburg bey ſeinem lieben Sehn geweſen wäre. Niemand dachte hier an eine Erſcheinung. Unterdeſſen kam mit der nächſten Poſt ein Brief, der noch vorhanden iſt, worinn Herr Z. mit groſſer Bewegung meldete, daß er in der nämlichen Nacht ſeinen lieben Vater (und zwar gerade in

dem Nachthabite, worinn er wirklich zu Bette la-
ge) ganz deutlich geſehen hätte.“

Agnes. Sie räumen alſo ein, daß es der-
gleichen Erſcheinungen gebe, und geſtehen damit
eben auch Geſpenſter zu!

Mag. Das eben nicht, Freundin! So oft
ich ein ſolch Geſchichtchen höre, denke ich gleich
dabey: Iſt die vorgegebene Geſchichte auch wahr?
die hiſtoriſche Glaubwürdigkeit kann nicht hoch ge-
nug getrieben werden. Wie viel darauf ankom-
me, weiß jedermann.

Hedwig. Wollen Sie dann nichts glauben,
als wovon ſie die Möglichkeit einſehen?

Mag. Nein, Hedwig! ich habe mir längſt
zur Regel gemacht: Wenn ein Faktum glaub-
würdig iſt: ſo glaube ich es, ob ich auch
gleich die Möglichkeit davon nicht einſehe.
Sie werden mir zugeben, daß wir nichts ſehen
können, als was körperlich, wovon alſo Stralen
in unſre Augen fallen.

Sophie. Nein; verzeihen Sie, das kann
ich ihnen nicht zugeben. Sie haben uns ſelbſt

ohne-

ohnelängſt Verſuche mit den Holſpiegeln gemacht, die eine Figur mit ihren eigenthümlichen Farben in freyer Luft vorſtellte. Dieſe Figur war doch nicht körperlich, gleichwol ſahen wir ſie. Vor einem Jahre waren hier Betrüger, die ſich für Nekromantiſten ausgaben, und vermittelſt einer Zauberlaterne die Figur von einem Menſchen vorſtellte, welcher den Kopf unter dem Arm trug. Lächerlich genug war es, daß er den Ariſtoteles wider allen Coſtum des Zeitalters in einer Allonge-Perücke erſcheinen ließ. Er waren lauter unkörperliche, und blos Luftfiguren, jedermann aber ſah ſie.

Lotte. Dißmal, Herr Magiſter, dißmal werden ſie auf dem Trocknen ſizen bleiben, und ſich gefangen geben müſſen!

Mag. Nun ſo bitte ich ſie, Jungfer Lotte, machen ſie mich flott und helfen mir an Land. Die Figuren, die in der Luft durch Holſpiegel vorgeſtellt werden, ſind freilich an ſich nicht körperlich; aber ſie empfangen doch die Zeichnung und Farben von einem auſſer ihnen vorhandenen

Körper. So ſcheinbar alſo dieſe Einwendung iſt: ſo paßt ſie doch hieher nicht. Wir können ſchlechterdings nichts ſehen, als wovon Stralen in unſre Augen fallen; und wenn auch die Körper Moſis und Elias, wodurch ſie ſich auf dem Berge kenntbar machten, aus dem feinſten Lichtſtoff genommen waren: ſo ſind es doch Körper geweſen. Nur Körper werfen Lichtſtralen zurück. Indem nun Friz ſeinen Vater in Hamburg geſehen: ſo hat er einen wahren Leib geſehen, der aber nicht der Leib ſeines Vaters war; denn dieſer lag in Frankfurt krank zu Bette. Woher kam alſo der Leib, den Friz geſehen hat? Nun das iſt mir ein unauflöslicher Knoten! da, Jungfer Lotte! helfen ſie mir laviren, daß ich nicht in die Sirten falle und ſcheitere.

Lotte. Sehen ſie ſelbſt, wie ſie aus dieſen Klippen heraus kommen. Ich glaube einmal, daß Frize ſeinen Vater leibhaftig geſehen hat. Ich bekümmere mich nicht um die Art und Weiſe, wie ſolches zugegangen iſt.

Sophie.

Sophie. Vielleicht zeigte ſich in Hamburg der feinere Körper des kranken Vaters, und der äuſſerliche grobe blieb zu Frankfurt im Bette zurück?

Mag. Gut! Stack wol auch eine feinere Nachtmütze in der Gröbern, und drang ſich bis zum Sichtbarwerden herfür? denn der Vater iſt dem Frizen nicht nackend und blos, ſondern in dem Nachthabite, wie er zu Bette lag, erſchienen. Glauben Sie nur: es iſt ein Hirngeſpinſte, was man von einem feinen Körper ſagt, der in dem groben ſtecken, und ein vollkommner Abdruck von unſern äuſſerlichen Lineamenten ſeyn ſoll. Man müßte nur gar keinen Begrif von dem Gewebe unſers Körpers haben, wenn man den äuſſerlichen Körper von den Muskeln, Adern, Nerven und Flachſen trennen, und ihn mit den zwey- und dreyfachen Häuten der Inſekten vergleichen wollte.

Lotte. Legen Sie bey, Herr Magiſter! ziehen ſie die Segel ein; der philoſophiſche Wind wehet zu ſtark. Ein andermal mehr.

Zweyte

Zweyte Unterredung.

Vom zweyten Geſichte.

Mag. Iſt es wahr, Sophie! daß unſre leztere Unterredung von den Geſpenſtern ein Viertheil der Stadt in Allarm gebracht hat?

Sophie. Laſſen ſie es gut ſeyn, Herr Magiſter, das iſt der Lauf der Welt. Lezthin hatte Lotte die Farben des Bandes, des Kleides und der Schuhe nicht wol zuſammengewählt: ſogleich ward auch ein guter Theil der Stadt darüber aufrühriſch. Fahren Sie in ihrer Erzählung fort. Agnes mit ihren Geſpielinnen wird gleich da ſeyn. — Das kann ich noch weniger reimen, daß die Seele des in Hamburg erſchienenen Vaters ſich plözlich einen Leib aus Luft ſollte erſchaffen haben!

Mag. Sie verwerfen es mit allem Recht; wer ſolche Schöpfereyen im Ernſt behaupten wollte, der verdiente die Kette. Es gehört viel dazu,

einen

einen Körper in einem Augenblick von Fuß auf zu kleiden, und ihn mit allen Lineamenten pünktlich zu bezeichnen. Warum bringen die Menſchen nicht öfters dergleichen Phänomene herfür?

Agnes. Nun ſehe ich keine andre Auskunft, als zu den Geiſtern die Zuflucht zu nehmen, und damit dieſen Knoten aufzulöſen.

Sophie. Ich denke ſelbſt, daß Geiſter oder Engel dergleichen Erſcheinungen möglich machen können. Denn auſſer allen Zweifel iſt ihre Weißheit und Geſchicklichkeit, ſich der Kräften der Körper zu bedienen, ungleich gröſſer als des gröſten Mechanikers und Werkmeiſters.

Agnes. Iſts nicht alſo? Herr Magiſter! ob wir ſchon in dieſem Fall die Geiſter zu Hülfe rufen: ſo ſtoſſen wir doch nicht wider die Regel an, die ſie ehedem gegeben haben: Wenn etwas aus den Kräften der Körper erklärt werden kann: ſo ſchreibe man es nicht ohne Noth Geiſtern zu.

Mag. Ich ſeze freilich voraus, daß die vorgegebene Erſcheinung richtig geſchehen ſey. Wir haben

haben ſodenn nicht nöthig, Wunderwerke anzuneh-men, ſondern die Geiſter hätten dabey weiter nichts zu thun, als denjenigen Sehnerven auf die Art und in der Verhältniß zu berühren, in welcher dieſelbe vorher berührt worden ſind, wenn der Sohn ſeinen Vater geſehen hat. Um dieſes Vorgeben zu unterſtüzen, will ich mich nicht auf andre Beyſpiele berufen, als die ſchon oben in dem fünften Stück der vierten Sammlung angeführt ſind. Merken Sie wol, Freundinnen! ich gebe dieſes nicht als eine ausgemachte Wahrheit an, als ob die Geiſter auf die bemerkte Art zu wirken genöthiget wären, und die vorgegebene Erſcheinung ſo und nicht anderſt entſtehen oder erklärt werden könnte. Das Unglück iſt, daß die Geiſter eher unter einem dumpfen Moosdache ſich aufhalten, als ſie in den lichten Wohnungen der Philoſophen erſcheinen mögen; obgleich auch dieſe weder die Kräfte der Geiſter noch die Verſchiedenheit der Körper genugſam kennen. Wir leben eben noch alle in der Embryonen-Zeit!

Sophie.

Sophie. Embryonen=Zeit! das kann man ja nicht von allen Menſchen ſagen. Sind doch einige im nähern Umgang mit den Geiſtern geweſen, und haben ſie gleichſam in der Nähe geſehen. Sie wiſſen, daß unſer ſeliger Hr. Pr. Oe. tiefe Einſichten in das Geiſterreich gehabt hat.

Mag. Meines wiſſens gab dieſer gelehrte und fromme Mann niemal für, mit den Geiſtern einen Umgang gehabt zu haben; glaubte aber Swedenborgs Vorgeben, welcher behauptete, er ſey des innern oder zweyten Geſichts von Gott gewürdiget worden.

Lotte. Gemach! Herr Magiſter, wo führen ſie uns hin? nur nicht in das Geiſterreich! Sie ſezen mich auf Kohlen, bis ich weiß, wo ſie mit ihrem zweyten Geſichte hinaus wollen.

Mag. Ich will es ihnen gleich verſtändlicher machen. Wenn ſehen ſie etwas? Nicht ſo alsdenn, wenn ein körperlicher Gegenſtand in ihre Augen fällt: ſo bildet er ſich auf dem Boden deſſelben (Retina) ab; wie etwa der Spiegel ein Bild aufnimmt. Aber der Spiegel empfindet das

Bild

Bild nicht; hingegen die Seele empfindet die im Auge herfürgebrachte Veränderung, und entwickelt in ſich hievon eine Vorſtellung.

Sophie. Alſo wenn die Seele durch gewiſſe Veränderung in dem Auge gezwungen wird, eine andre Art von Vorſtellung zu entwickeln: ſo heißt diß das Geſicht. Nun fahren ſie weiter fort!

Mag. Gut! weil wir fünf Sinnen haben: ſo kommt der Seele die Fähigkeit zu, fünferley ganz voneinander verſchiedne Vorſtellungen zu entwickeln. Dieſe Fähigkeit aber wird erſt thätig, wenn gewiſſe äuſſere Körper auf die ſinnlichen Organen wirken.

Sophie. Sollte denn dieſe Fähigkeit der Seele nicht auf andre Art thätig werden können?

Mag. Wider die Möglichkeit dieſer Sache kann man nichts einwenden; ob aber diß wirklich geſchehe, kann nur durch ſichre Erfahrungen ausgemacht werden. Pordage, Swedenborg nehmen die Wirklichkeit dieſer Sache ohne Bedenken an, und berufen ſich dabey auf ihre eigne Erfahrung. Wenn ein Weſen aus der andern Welt auf unſre

Seele

Seele auf eine ähnliche Weiſe wirken kann, als ſonſt das Licht durch den Geſichtsnerven auf unſre Seele zu wirken pflegt: ſo wird die Seele eine Vorſtellung in ſich auf eben die Art entwickeln, wie ſie dieſes beym Sehen zu thun gewohnt iſt, das iſt, ſie wird wirklich etwas ſehen. Dieſe Fähigkeit der Seele, ſich ſinnliche Vorſtellungen durch die Wirkung unkörperlicher Weſen zu bilden, nennen die Geiſterſeher den **innern Sinn**, und wenn dieſe Vorſtellungen oder Empfindungen auf eine gleiche Art in der Seele erregt worden, als ſonſt beym Sehen geſchieht: ſo heißt dieſes das **innre** oder **zweyte Geſicht**.

Sophie. Ich möchte wol dieſes innre Geſicht auch haben, und im nähern Umgang mit den Geiſtern der andern Welt ſeyn.

Mag. Hiezu iſt der Menſch im natürlichen Zuſtande nicht fähig, er iſt mit jenen Weſen zu unähnlich. Es gehört nach der Meinung der Geiſterſeher eine unmittelbare Einwirkung Gottes dazu, ſo daß die Menſchenſeele eine Aehnlichkeit mit den Weſen der Lichtwelt bekommt; alsdenn erſt

angen die Weſen der Welten, nämlich der Licht- und finſtern Welt, an, auf die Seele zu wirken, und die Seele empfindet dieſe Weſen ſinnlich, ſiehet und höret ſie. Es wird alſo hiezu eine Art von Wunderwerken erfordert, daraus erhellet, warum Swedenborg und alle ehrliche Geiſterſeher mit ſolcher Ehrerbietung und Enthuſiasmus von dieſer Gabe, als einem beſondern Geſchenke Gottes, reden.

Sophie. Ich ſollte faſt glauben, man treffe von dieſem innern Geſicht etwas in der Schrift an, wo Eliſa zu ſeinem Knaben, der ſich vor dem Heer der Syrer fürchtete, ſprach: **Fürchte dich nicht, denn derer iſt mehr, die bey uns ſind, denn derer, die bey ihnen ſind. Und Eliſa betete und ſprach: Herr öfne ihm die Augen, daß er ſehe. Da öfnete der Herr dem Knaben ſeine Augen, daß er ſah; und ſiehe da war der Berg voll feuriger Roſſe und Wagen um Eliſa her.** 2. B. von den König. 6, 16. 17.

Mag. Das iſt die deutlichſte Spur von der Meinung des innern Geſichts und der daraus entſtehenden Verbindung mit den Geiſtern. Das Oeffnen der Augen iſt hier nicht von leiblichen Augen, ſondern vom innern oder zweiten Geſicht zu verſtehen. Ob aber Pordage, Swedenborg, Bromley, Engelbrecht, Gichtel und andre die Gabe des innern Geſichts gehabt haben, daran zweifle ich.

Lott. Sie wollen auch gar nichts glauben. Sind es doch Leute vom beſten Character geweſen.

Mag. Das läugne ich nicht, aber ſie widerſprechen ſich einander zu ſehr. Würde einer, wie der andre, von der andern Welt und ihren Einwohnern reden, verdienten ſie Beyfall. Wenn ein Reiſender mir von Philadelphia ſagt, dieſe Stadt liege auf der Küſte Coromandel, alle Häuſer darinn wären von Gold und die Straſſen, wie in Voltairs Eldorado, mit Diamanten gepflaſtert; ein andrer aber ſagte: ſie liege in Corfu, ſey von Holz und gar nicht gepflaſtert: ſo kann ich ſicher

urteilen, daß beyde nicht in Philadelphia geweſen ſind. So widerſprechend reden auch die Geiſterſeher von der andern Welt. Ueberdiß haben ſie oft ſehr abgeſchmackte, recht läppiſche hiſtoriſche Nachrichten, die ſie als Wahrheiten aufbinden wollen, davon ich aber keine anführen will. Es ſcheint alſo das innre Geſicht nichts anders, als der höchſte Schwung einer ausſchweifenden und überſpannten Einbildungskraft, kurz eine Krankheit der Seele zu ſeyn. Ein melancholiſches Temperament, eine äuſſerſt lebhafte Einbildungskraft, eine enthuſiaſtiſche Frömmigkeit, ein natürlicher Stolz, ein ſtarker Hang zum Wunderbaren, ein guter Theil Aberglaubens, eine Neigung zur Einſamkeit, eine unbegrenzte Neubegierde, die Wunder andrer Welten auszuſpähen; alle dieſe Ingredienzien, in gehöriger Doſi im Kopf und Herzen des Schwärmers gemiſcht, geben ihm die Anlage zur Geiſterſeherey.

Sophie. Die unermeßliche Weite der Geiſterwelt iſt uns der Zeit noch undurchdringlich. Wenn wir dereinſt ſelbſt in dieſelbe werden verſezt

worden

worden ſeyn: ſo werden wir in kurzer Zeit mehr und richtiger erfahren, als alle Swedenborgs. Aber nun wieder zu den Geſpenſtern. So wenig ich ſolche glaube, möchte ich doch wol wiſſen, woher es komme, daß einige Menſchen wirklich Geſpenſter zu ſehen ſich bereden.

Mag. Es gibt Perſonen von ſehr lebhafter Imagination, die, wenn ſie ſich einen Menſchen lange vorſtellen, ihn wirklich zu ſehen glauben. Wenn man an einer Wand, etwa beym Mond- ſchein, oder einem ſchwachen Lichte, einige Flecke ſieht, und die Einbildungskraft iſt lebhaft: ſo ent- wickelt ſich nach und nach in der Seele das Bild einer Figur, eines Menſchengeſichts, Thieres oder etwas dergleichen ſo lebhaft, daß man wirklich glaubt, dergleichen zu ſehen; das Bild aber ver- ſchwindet in dem Augenblick, ſobald man ſeinen Standpunkt ändert, oder ſich der Wand nähert, und die wahre Lage der Flecken deutlicher unter- ſcheidet. Einer meiner Bekannten erzählte mir, daß, als er einſt in jüngern Jahren in einer ihn fremden Gegend bey ſchwachem Mondſchein einſam

 geritten

geritten ſey und auf die Seite geſehen habe, ſey es ihm vorgekommen, als ſehe er die Weibsperſon, die kurz zuvor enthauptet worden, neben ihm ohne Haupt herlaufen. Je ſtärker er ritt, deſto ſchneller ſie ihm nachlief, bis er endlich den Mond entdeckt und gefunden habe, daß er von ſeinem eignen Schatten getäuſcht worden ſey. Ein altes abergläubiſches Weib, eine einfältige Magd, ein dummer Stallknecht, ein liſtiger Verliebter, ein verſchmizter Dieb, ein ſchalkhafter Poſſenmacher u. d. ſind meiſtens die Zeugen, welche Geſpenſter geſehen haben.

Sophie. Lezthin haben ja vornehme Diebe Geſpenſter vorgeſtellt. Ich will es ihnen doch aus der Stuttgarter Zeitung zu guter Lezte erzählen: Wien, vom 26. Aug. 1783. Kaiſer Joſeph ſoll auf ſeiner lezten Reiſe in Siebenbürgen einen Ort angetroffen haben, wo man ſehr vieles von fürchterlichen Geſpenſtern, die unweit davon eine groſſe Strecke Gebirgs unzugängbar machten, mit viel Glaubwürdigkeit erzählte. In Begleitung des Ortsrichters reiſeten Se. Majeſtät dahin, und General

Graf

Graf Kolloredo erbat ſich die Ehre, voraus zu ſteigen, und den Augenſchein vom Geſpenſte einnehmen zu dörfen, um Se. Majeſtät nicht etwa der Gefahr des Hinterliſts auszuſezen. Wirklich kam dieſer mit der Nachricht zurück, daß er auf dem vom Richter angezeigten Pläzchen einen altfränkiſchen Ritter geſehen habe, der ihm ſehr ernſthaft und bedeutend mit der Hand das Zeichen gab, ſich zurückzuziehen. So was muß ich doch ſelbſt ſehen, rief der Monarch, und gieng haſtig mit ſeiner geringen Begleitung dahin. Der Ritter winkte freilich wieder zum Abzuge; allein Er war feſten Schritts ſolange vorgerückt, bis man einander verſtehen konnte. Und nun: „Ich bin Kaiſer Joſeph, wer ſeyd ihr?“ Auf den Knien und mit herabgenommenem Viſir antwortete der Ritter: ich bin ein Räuber, Ewr. Majeſtät! Was macht ihr hier? Mich trift heute die Vorwache! — Wie viel ſind euer? Beynahe gegen 300. Mann — und warum arbeitet und dienet ihr nicht lieber, als daß ihr ſo ein Schandleben führet? Wir ſind lauter Unglückliche, Ewr. Majeſtät! die gröſtentheils

theils gut erzogen wurden, und nachher ſo ins Elend ſanken, daß uns nichts mehr übrig war, als Hunger zu ſterben oder zu ſtehlen. Wir morden niemanden, und rauben blos ſo viel, als wir zum Unterhalte nöthig haben, freuten uns auch ſchon lange Zeit, Ewr. Majeſtät im Türkenkrieg zu dienen. — Ich will euch ohne Krieg Brod geben, verſezte der Kaiſer, und hiemit verließ er den Kerl getroſt. Man ſagt, daß ſchon wirklich verſchiedne Anſtalten deshalben getroffen worden ſind.

Fünftes

Fünftes Stück.

ortgeſezte Anwendung der in dem Verſuch gegebenen Regel.

veniat, quæ luſtret anus lectumque locumque,
præferat & tremula ſulphur & ova manu.

Ovidius.

Unterredungen von bezaubertem Vieh, von Vorbedeutungen u. d.

Hartmann, ein Rathsherr.

Sophie, deſſen Ehegattin.

Der Sohn, ein Magiſter.

Agnes, die Magd des Hauſes.

In dieſem Hauſe werden Winters Lichtkärze gehalten, wohin Hedwig, Maxel, Albertine u. a. kommen.

Erſter Lichtkarz.

Hedwig. Wie ſchlägt es ihr in ihrem neuen Hauſe zu! Frau Hartmännin! Ohnfehlbar ungleich beſſer, als in ihrer vorigen Wohnung, darinn es ſo eng hergieng?

Sophie. Mit der Wohnung bin ich wol zufrieden, beydes, das Haus und der Hof ſind geräumig; aber in meinem Stall iſt es nicht ſauber.

Maxel. Warum? gibt das Vieh keine Milch? oder iſts unruhig? Hängts den Kopf?

Sophie. Es iſt weiter nicht unruhig; ſo oft aber meine Magd milkt, bringt ſie rothe Milch herauf. Es iſt doch eben das Vieh, das ich ſchon ſo lange habe, und nie habe ich die geringſte Veränderung der Farbe in der Milch wahrgenommen.

Hedwig. Das iſt doch beſonder. Das Vieh kann von Wieſeln gebiſſen ſeyn, und von dieſer Verwundung rothe Milch geben. So etwas iſt möglich, ich habe ſchon viele ſo ſagen hören.

Sohie. Ich glaubte es endlich auch, daß es von dem Biß der Wieſeln herkåme, wenn nur nicht die rothe Farbe ſo lange anhielte!

Marel. Das Vieh iſt vielleicht hizig. Mein Rath wåre, man ſollte ihm einen Kühltrank einſchütten, daß die groſſe Hize bey dem Vieh nachließ: ſo würde auch die Milch wieder ihre natürliche Farbe bekommen.

Sophie. Das will ich thun; aber ich weiß niemand, der ihn machen und damit recht umgehen kann.

Marel. Es kann es niemand beſſer, als der Schmidmeiſter Theilacker! der iſt bey dem Vieh ſehr erfahren, und ein Mann, der jedermann gerne dient.

Sophie. Heute will ich noch meinem Vieh einen ſolchen Trank geben laſſen. Agnes, ruf dem Schmid Theilacker, er möchte zu mir kommen.

Agnes. Der Schmid wird gleich kommen. Ich habe ihm alles umſtåndlich geſagt, wie lange unſer Vieh rothe Milch gebe. Er meinet auch,

es

es werde nur von der groſſen Hize herkommen, die das Vieh habe, und hoft, ihm helfen zu können. Da iſt er!

Sophie. Ey, Meiſter Schmid! Könnet ihr keinen Kühltrank für mein Vieh machen? ich höre, daß Ihr wol damit umgehen könnet. Was nehmet ihr dazu?

Schmid. Lauter unſchädliche Dinge, gewiſſe heilſame Kräuter, Salpeter und dergleichen.

Sophie. Doch nichts abergläubiſches! Sprechet ihr nichts dazu, wenn ihr den Kühltrank dem Vieh gebt?

Schmid. Weg mit den heilloſen Poſſen! Innerhalb einer Stunde will ich wieder kommen! und den Trank bringen.

Sophie. Wir wollen alle in den Stall gehen, um zu ſehen, ob der Schmid nichts abergläubiſches mache.

Marel. Sey ſie ohne Sorge, Frau Hartmännin. Der Schmid Theilacker iſt zu vernünftig, als daß er Creuze oder Trottenfüſſe ꝛc. anmahlen ſollte.

Aber-

Albertine. Ich dächte doch, man ſollte auch dieſes nachmachen. Nuzen ſolche Figuren nichts: ſo ſchaden ſie doch auch nichts; ſie ſind gleichwollen in dergleichen Fällen oft und viel von unſern Voreltern gebraucht worden.

Hartmann. Wir wollen Gott danken, daß wir über dieſe Thorheiten weg ſind, und, nach jener Regel, denen Figuren und Zeichen keine Wirkung zuſchreiben, auſſer in dem göttlichen Wort, oder in der vernünftigen Erkenntniß der Dinge dazu eine Anweiſung zu haben; Sonſt hoffen oder fürchten wir etwas vergebens.

Albertine. Ich möchte wol wiſſen, warum man denn dem Creuz und dem Trottenfuß ehedem eine ſolche Kraft zugeſellt hätte, den Teufel und Hexen zu vertreiben, wenn ſie dieſelbe nicht hätten?

Magiſter. In den ältern Zeiten gebrauchte man das Zeichen des Kreuzes bey unterſchiedlichen Verrichtungen, beſonders hielte man ſolches den böſen Geiſtern bey ihrer Austreibung aus beſeſſenen Men-

Menſchen vor, um ihnen dadurch ihre zerſtörte Macht zu erkennen zu geben (*); nach und nach aber legte man dem Zeichen des Kreuzes ſelbſt die abergläubiſche Kraft bey, die böſen Geiſter und das Hexengeſindel zu vertreiben, davon weder das Wort Gottes, noch die Vernunft etwas weiß. Eben wie man auch jezo noch manchen Reliquien eine Wunderkraft zuſchreibet. Konſtantin, der erſte chriſtliche Kaiſer, ließ aus den Nägeln des Kreuzes, welches Helena, die Mutter Konſtantins, gefunden haben, und eben dasjenige Kreuz ſeyn ſollte, woran Chriſtus gehangen, Pferdezäume und Sturmhauben machen, in der Hofnung, im Krieg damit glücklich und vor aller Beſchädigung geſichert zu ſeyn (**). Iſt es Ihnen erbaulich, Albertine! ſo kann ich leicht darthun, wie nach und nach das Zeichen des Kreuzes für alle Schäden heilſam erachtet, und ſeine Kraft zu einer Zauberkraft erhöhet worden iſt?

Hedwig.

(*) 1 Joh. 3, 8.

(*) Arnolds wahre Abbildung der erſten Chriſten. B. VIII. C. 3. S. 221.

Hedwig. Wenn dem Zeichen des Kreuzes keine Kraft zugeſchrieben werden kann: ſo wird noch weniger die vermeinte Kraft den Trottenfüſſen zukommen. Die Hexen und Unholden werden ſich wol wenig daran kehren. Wiſſen Sie mir aber nicht zu ſagen, woher der Name komme, und wie der Trottenfuß ſo kraftvoll worden?

Mag. Trotten heißt noch izt ſo viel als preſſen, drucken. Eine Trotte iſt bekanntlich eine Preſſe. Wenn der Krampf im Zwerchfelle bey Schlafenden entſtund, ſo mit einem eingebildeten Magendrücken verbunden iſt: ſo ſchrieb der Pöbel ſolches Drucken einem böſen Geiſte zu, den er Trutte oder Alp nennet. Alle Arten Nachtgeſpenſter nannten vor dieſem die Teutſchen Alpen oder Elven, Nachttrotten, Nachtmännlein, Schretz u. d.

Hedwig. Und wie? durch Anmahlung der Trottenfüſſe ſollen die Nachttrotten vertrieben werden?

Mag. Der Trottenfuß bezeichnet den Schild Davids. Derſelbe beſtehet aus zwey gleichſeitigen

Drey-

Dreyecken von gleicher Grösse, deren eins dergeſtalt umgekehrt über das andern gelegt worden, daß daraus ein Sechseck wird, das mit ſechs kleinen Dreyecken umgeben iſt. Die Juden legen ihr eine groſſe Kraft bey. Blindlings ahmen es die Chriſten nach. Sie malen auch Trottenfüſſe, beſonders an die Wiegen und andre Bettſtätten, an, um den Nachttrotten oder Alpen allen Zutritt zu denenſelben hiedurch zu verwehren, und ruhig, ohne von ihnen gedruckt zu werden, die Nacht hindurch ſchlafen zu können. Der Steckenritt bey den Chriſten iſt hierinn ausſchweifender, als ſelbſt bey den Juden.

Sophie. Das iſt einmal ſündlich. Was man in dieſem Fall dem Zeichen der Trottenfüſſe zuſchreibt, das entzieht man offenbarlich der über uns wachenden Vorſehung. ——

Agnes. Der Meiſter Schmid iſt im Stall, und hat den Trank.

Alle. Wir wollen alle auch dahin, und ſehen, wie er ihn dem Vieh beybringt.

Schmid.

Schmid. Ich habe niemand, als die Magd nöthig, die das Vieh halte, während ich ihm den Trank einſchütte.

Hedwig. Was haltet ihr dafür, Meiſter Schmid, kann das Vieh nicht auch von den Wieſeln gebiſſen ſeyn?

Schmid. Das geſchieht nicht ſelten; beſonders halten ſich die Wieſeln in den alten Mauren gerne auf; ich zweifle aber, ob die Kühe darum rothe Milch geben. Es iſt nicht glaublich, daß alle die fünf Kühe, die eine rothe Milch geben, zugleich von Wieſeln gebiſſen ſeyen, noch daß von dieſer Verwundung die Folgen ſo lange anhalten ſollten. Ich will aber nach Hauſe gehen und Fallen holen, um den Wieſeln zu ſtellen.

Sophie. Ja, Meiſter Schmid, thut mir den Gefallen, ich will doch ſehen, ob dieſem Unfall nicht abzuhelfen ſey. Es iſt mir ein beträchtlicher Schade, wenn meine fünf Kühe keine brauchbare Milch geben; ich werde Euch für eure Mühe gewis dankbar ſeyn.

Schmid. Mit einem einigen Kühltrank iſt es nicht ausgericht, man muß ein paar Tage damit anhalten. Wenn aber das nicht hilft: weiß ich ſonſt kein Mittel zu gebrauchen; ich will aber mein Möglichſtes thun.

Sophie. Gut! ich werde Eure Mühe nicht unbelohnt laſſen. Machet es nur, ſo gut ihr könnet. Kommt unberufen wieder, und gebraucht nach Gefallen euer Mittel.

Zweyter Lichtkarz.

Eine Fortſezung.

Agnes. Frau! die Kühe geben noch rothe Milch; ich ſollte faſt glauben, ſie ſey röther, als zuvor.

Albertine. Einmal das gehet nicht richtig zu; ich kann nimmer länger ſchweigen, ich wollte es gleich anfänglich ſagen; aber ich befürchtete Widerſpruch. Meine Meinung iſt, man ſollte zu dem Scharfrichter ſchicken, ob er nicht ein Mittel wiſſe?

Sophie.

Sophie. Ich weiß, Frau Nachbarin, daß die Henkersknechte euer Herz auf ihrer Seite haben. Ihr verrathet gar zu oft und zu deutlich eure Meinung zum widernatürlichen. Dieſe Leute, die von der Einfalt des Pöbels Nuzen ziehen, machen Wind, gaukeln Kreuzſtreiche, und murmeln unbedeutende Worte. Je weniger oft die ſogenannte Vieharzte verſtehen, deſto mehr pralen ſie mit geheimen Künſten, und verachten alles, was vernünftige Leute davon ſagen. Geh, Agnes, ruf noch einmal dem Meiſter Schmid, er möchte gleich mit dir kommen.

Agnes. Da iſt er!

Sophie. Ey, Meiſter Schmid, ich bin übel daran, mein Vieh gibt noch immer rothe Milch, mir eckelt dafür. Es iſt ein beträchtlicher Schade in meiner Haushaltung; ich muß alle Milch den Schweinen geben. Wiſſet Ihr doch kein anderes Mittel mehr?

Schmid. Stärker und öfter mag ich den Kühltrank nicht gebrauchen, als ich ihn bereits gegeben habe, ich fürchte auf der andern Seite

 dem

dem Vieh Schaden zuzufügen. In den Fallen, die ich den Wieſeln geſtellt, iſt nichts. Ich weiß kein ander Mittel, doch will ich mich bey andern erkundigen, was ſie in ſolchen Fällen mit Nuzen gebraucht haben.

Sophie. Ja, thut es.

Barbara. Ich denke doch, man ſollte den Vorſchlag der Albertine nicht ganz verwerfen, und den Scharfrichter auch darüber hören. Dieſe Leute wiſſen oft mehr, als andre.

Alle. Es iſt kein Rath ſo gut, man folge ihm denn!

Waldburgis. Mir geht ein anders Mittel bey, welches man einmal in gleichem Fall in meiner ſeligen Eltern Hauſe gebraucht hat. Man muß nämlich die Milch nach und nach heiß machen, und ſie mit Dornſtecken ſatt peitſchen; denn wird ſichs zeigen, woher die Röthe der Milch komme.

Alle. Ja, das wollen wir thun!

Sophie. Ich kann es nicht geſchehen laſſen; wenn es mein Mann bey ſeiner Zurückkunft er=

erführe, er würde glauben, unſre Köpfe ſeyen alle vernagelt geweſen, und — der Galle Luft machen.

Albertine. Sie hat nicht nöthig dabey zu ſeyn, wir wollen es in der Stille thun. Agnes, macht ein Feuer in der Küche an, und holt uns tüchtige Dornſtecken! Ich will indeß von der bezauberten Milch in die Pfanne gieſſen, und ſie nach und nach heiß werden laſſen.

Agnes. Da ſind ſechs Dorngerten. Und was izt?

Albertine. Ihr behaltet eine, ich, Barbara, Waldburgis, Urſula und Hanne, nehmen eine jede auch Eine.

Agnes. Und nun?

Albertine. Schlagt wie unſinnig in die Milch. Sie ſiedet. Wir wollen der Hexe warm machen, und ſie zeichnen. Schlagt zu! Pif-Paf! Pif-Paf! Pif-Paf.

Sophie. Ihr werdet doch nicht auf alle Vernunft Verzicht gethan haben? das iſt Raſerey!

Nie hätte dieſe Thorheit in meinem Hauſe geſchehen ſeyn ſollen!

Albertine. Gebe ſie ſich zufrieden, Frau Hartmännin, morgen wird ſie erfahren, wer die Milch bezaubert hat; die Perſon muß voller Rizen im Geſichte und ganzen Leib ſeyn.

Dritter Lichtkarz.

Eine Fortſezung.

Albertine. Wiſſet Ihr, Nachbarin, daß die alte Kriſtel die vorige Nacht krank worden iſt, und den Kopf verbunden hält; Sehet, unſre Kunſt trift doch allemal zu.

Waldburgis. Ich habe es auch gehört. Sie ſoll ausſehen am ganzen Leib, wie ein Braten.

Hanne. Sie iſts ohnfehlbar. Meine Nachbarin ſagts auch, und die iſt gewis ein geſcheudes Weib. Man hält die alte Kriſtel in der ganzen Stadt für ; ;

Sophie.

Sophie. Für was wird man ſie nur halten? ich kenne ſie ſeit 20. Jahren, als die ehrlichſte Perſon. Ihr möchtet gerne eurer geſtrigen Thorheit einen Anſtrich geben, und dieſe tolle Probe nicht umſonſt gemacht haben. Pfui! nie hätte ich Euch zugetraut, daß das noch Euer Steckenpferdt wäre!

Hartmann (tritt ein.) Warum biſt du ſo böſe? Sophie!

Sophie. Warum ſollte ich nicht böſe ſeyn, da geſtern in unſerm Hauſe eine hirnloſe That geſchehen iſt.

Hartmann. Und welche?

Sophie. Allerdings ſchäme ich mich es zu ſagen.

Hartmann. Sage an!

Sophie. Albertine und die andern haben von der rothen Milch in einer Pfanne über dem Feuer heiß gemacht, mit Dornſtecken in ſelbige geſchlagen, und ich weiß nicht, was für Poſſen verübet.

Hartmann. Das iſt nun freylich ein ſchnurrichter Einfall. Warum lidteſt du es?

Sophie. Ich ſezte mich entgegen, zankte und drohte; allein es half nichts.

Mag. Wie iſt das? das habe ich in meinem Leben nicht gehört!

Hartmann. Das blinde Volk glaubt noch, daß, wenn die Milch widernatürlich ausſieht, ſolche bezaubert ſey. Um nun die verwünſchte Hexe ausfindig zu machen, nimmt man von der bezauberten Milch, macht ſie nach und nach warm, und ſchlägt ſo lange in die von Milch angefüllte Pfanne mit Dornſtecken, als Milch darinnen befindlich iſt. Der tollen Meinung nach wird die vermeinte Hexe, wie die Milch heiß wird, am ganzen Leib gebrannt, und die Dornſtecken zerſezen das Angeſicht und alle Glieder ihres Leibes, ſo wie damit in die Milch geſchlagen wird. Wie gefällt dir es?

Mag. Das hätte ich wol nicht geglaubt, daß dieſes unter den Chriſten im Schwang gienge. Welche Finſterniß! Ohnfehlbar iſt es noch ein

trau-

traurige Ueberbleibſel von den heidniſchen Künſten, da man ehedem ein Wachsbild an gelindem Feuer nach und nach warm machte, und es mit Nadeln durchſtieß, um derjenigen Perſon damit Schmerzen zu erwecken, welche der Gegenſtand dieſer Kunſtgriffe war (*). Es iſt zwar bey jener launichten Exekution nicht ein Bildnis der Perſon, welcher man Schmerzen verurſachen will; aber dieſe ſinnreichen Köpfe vermeinen jedannoch, die Hexe ſtehe mit der Milch in einer ſympathetiſchen Verkettung, daß man der Hexe durch die Milch allen Dampf anthun könne. In beyden Fällen iſt Feuer, um der Hexe warm zu machen, und ſie zu brandmarken; die Nadeln aber und die Dorne thun gleich gute Dienſte. In neuern Zeiten legte man einem berühmten Schwarzkünſtler, der ſich zur Zeit der Catharina von Medicis an

(*) Devovet abſentes, ſimulacraque cerea fingit,
Et miſerum tenues in iecur egit acus.

Ovidius, wenn er von der Medea in Epiſt. Hypſip. ad Jaſon. redet, und andre Heiden haben dieſen Gebrauch den Zauberern allein zugeſchrieben. Horaz redet auch davon im I. B. 8 Sat.

dem Franzöſiſchen Hofe aufhielt, und Cosmus Ruggeri hieß, dergleichen magiſchen Künſte zur Laſt; er aber wollte nicht zugeben, daß ein Wachsbild, welches Heinrich IV. vorſtellte, und welches man zu Nantes ans Feuer hielt, und an verſchiednen Oertern in eben derſelben Stadt ſtach, vermögend ſey, dieſem Prinzen in Paris ein langſames und tödtliches Fieber zu verurſachen.

Sophie. Dem ſey, wie ihm wolle, aus meinem Hauſe ſollen dergleichen heidniſchen Künſte auf ewig verbannet ſeyn Albertine wollte gar, ich ſollte auch einen Henkersknecht kommen laſſen, der den Stall von weiß nicht was für Geziefer reinigen ſollte.

Hartmann. Ich lobe dich, daß du es nicht zugelaſſen haſt. Wenn man ſich an dieſe Schurken hält, kann man ihrer nimmer los werden. Ich erinnere mich, daß, als einſt eine Kuh ſehr mager und elend ausſah, man ſolche für behext hielt, und darüber den Scharfrichter, das Orakel der Thoren, um Rath fragte. Er gab von einem Strick, woran ein Miſſethäter das Leben ließ, für einen

einen Sechſer ein Stückchen hin, und verordnete, daß man damit das magere Vieh den Rücken hinab des Tages etlichemal ſtreichen ſollte; allein das Vieh blieb mager, wie zuvor, bis es der Hausmutter beyfiel, ſelbſt bey der Fütterung des Viehes anweſend zu ſeyn, es reinlich und warm zu halten, wodurch ſich bald dieſes zuvor elende Vieh vor vielen andern im Dorf an Schönheit auszeichnete. Der Scharfrichter ſagte mir ſelbſt, man verlange von ihm ſo viele Stückchen von dergleichen Stricken, daß er alle vierzehen Tage einen Miſſethäter henken müßte, wenn die Stricke zureichen ſollten, die ihm der blinde Haufe abfordere.

Daher iſt es eine ſehr vernünftige Regel, die wir ehedem in der Schule aufgezeichnet haben, daß man keinem Körper, und alſo auch keinem Stricke, obgleich ein Miſſethäter damit erwürgt worden, eine andre Wirkung zuſchreibe, als wozu man in der vernünftigen Erkenntniß der Natur eine Anweiſung hat. Nur der Dunſe findet in etwas eine magiſche Kraft, welche die Vernunft nie darinn entdecken kann.

Aber-

Albertine. Das Ey will immer klüger ſeyn, als die Henne. Haben es doch ſchon unſre Altmütter behauptet.

Mag. Was unſre Voreltern gethan haben, kann nicht allezeit das Ideal unſrer Handlungen ſeyn. Vormals konnte man für blöde Augen nicht Brillen genug auftreiben, da man heutiges Tags in vielen Stücken weit heller ſieht.

Hanne. Sollten wol auch die Kapuziner nicht helfen können. Man ſagt in meiner Gaſſe immer viel künſtliches von dieſen Leuten.

Hartmann. Ich kenne wackre Leute von dieſem Orden, welche die Layen, die bey ihnen Rath ſuchten, nicht zu hintergehen verlangten. Rufine, welche an hyſteriſchen Umſtänden krank war, wurde von ihrem Schwager nach H. und nach W. zu den Kapuzinern vor ganz wenigen Wochen wider ihren Willen geſchleppt, von welchen er an dem einen Orte geweihte übel riechenchende Rauchkerzlen, an dem andern aber pulveriſirtes Ahnisbrod, jedoch unentgeldlich, erhielt, mit der Anzeige, daß der Grund der Krankheit

keine

keine Hexerey ſey. Sollten je einige Klöſter noch einen Gewinn von der Albernheit des gemeinen Volks ziehen: ſo gönne ich ihnen gleiches Schickſal, wie dem Dammberger Kloſter; denn ſo leſe ich (*): Seit wenigen Monaten ſteht das Kapuziner-Kloſter zu Dammsberg ganz leer, und die Paters ſind ſämtlich in einer Nacht davon gewandert, weil man ihr berühmtes Dammberger Pulver, das an allen behexten Menſchen und Thieren groſſe Thaten erwieſen, verbieten, und den ſchon fertigen Vorrath von einigen Zentnern ins Waſſer werfen ließ.

Hedwig. Ich habe gleichwol ſchon von manchen Tücken gehört, welche böſe Leute an Menſchen und Vieh verübet, und beträchtlichen Schaden verurſacht haben.

Hartmann. Ganz gewiß! Ein böſer Menſch kann einem andern durch die natürlichſten Mittel Schaden genug thun. Der ächte Grund, warum man auf einzeln ſtehenden Baurenhöfen die Zigeuner und anders Bettelgeſindel ungehindert paſſiren läßt,

(*) Stuttgart. Zeitung. den 3. Jun. 1783.

läßt, und ihnen noch Gutthaten erweiſet, damit ſie nur nicht ſchaden.

Sophie. Hat nicht unſer Sohn ohnelängſt ein ſchreckliches Beyſpiel von einem böſen Weibe erzählt, welche neuerlich vermittelſt eines gewiſſen Krautes viele Menſchen betäubt, und ſie nachmals beraubt hat? Wo iſt er? Iſt er weggegangen?

Mag. Nein, hier bin ich! Ich erinnere mich noch wol, wo ich es geleſen habe (*). Die Wittib des Johann Endters aus dem Dorfe Kirkel im Zweybrückiſchen hat vor der Obrigkeit und vor vielen Zeugen bekannt, daß ſie von den Seitenzweigen der Wurzel des Gewächſes, Belladonna genannt, einen Trank gekocht, und einen halben Schoppen davon mit der Speiſe vermiſcht habe, wodurch diejenigen, die davon gegeſſen, nach Verfluß einer halben Stunde ſo betäubt und ſinnloß worden ſind, daß ſie erſt nach 24. bis 48. Stunden, je nachdem einer viel oder wenig von der

(*) Nova Acta Academiæ Cæſ. Naturæ Curioſorum. Tom. VII. 1783. 4. *Auct.* D. Joh. Ad. *Pollich.*

der Speiſe genoſſen hat, zum Gebrauch des Verſtandes und der Sinne gekommen ſind; Einige aber noch nach acht Tagen darauf eine Kraftloſigkeit an ihren Körpern bemerkt haben. Sie, die Wittib, hat ſolche Perſonen in ihrem wehrloſen Stande leicht berauben können, und ſie auch wirklich beraubt.

Sophie. Wenn ich mich recht erinnere, hielte man dieſe Perſonen für bezaubert, ehe der Grund ihres verwirrten Zuſtandes entdeckt wurde?

Mag. Ganz gewis; Leute, die die gedachte Perſonen in dieſer traurigen Lage geſehen haben, ſagten endlich aus, daß dieſelben ſie mit ſtarren und grimmigen Augen angeſehen, beſtändig gemurmelt, ſich auf dem Boden gewälzt, den Urin von ſich gelaſſen, und, alles heftigen Rüttelns und Schreyens ohngeachtet, nicht das geringſte Merkmal einer Sinnlichkeit von ſich gegeben haben.

Albertine. Ich geſtehe meine Schwachheit! dieſe Leute hätte ich gewiß für behext gehalten.

Sophie. Das iſt doch in Wahrheit eine äuſſerſt boshafte That! Ihr wird nicht übel mitgeſpielt worden ſeyn?

Mag. Wie dieſer Aftermenſch geſtraft worden iſt, weiß ich nicht. Sie hat auch ihrem verſtorbenen Manne dieſen betäubenden Trank mehrmalen beygebracht, und, wie die Sage iſt, ſeinen Tod damit befördert; die Obrigkeit aber erfuhr dieſes erſt, nachdem derſelbe bereits vier Jahre todt war.

Hanne. Villeicht kommt die Röthe der Milch bey Eurem Vieh daher, daß Ihr dem Burger Ruppel das von ihm bereits erkaufte Haus, Eure jezige Wohnung, ausgelößt, und ihn damit in Gährung gebracht habt. Er kann durch Hülfe böſer Leute eurem Vieh etwas ſchädliches haben beybringen laſſen.

Hartmann. So etwas böſes traue ich dem Ruppel nicht zu. Hätte er nicht ſolche Neuerungen bey Erkaufung des Hauſes angefangen, und mir die Einfahrt in meine Scheune wehren wollen: ſo würde ich nie daran gedacht haben, ihm

das

das Haus auszulöſen, und in meiner alten Wohnung ruhig ſizen geblieben ſeyn.

Albertine. Man ſagt ja ſogar, daß, wenn ein Kind oder ein Vieh nur von böſen Leuten angeſehen werde, man ihm Schaden zufügen, und es beſchreyen könne.

Hartmann. Das glaube ich in Ewigkeit nicht. Es kann aber zufälliger Weiſe geſchehen, daß eines Andern Anſehen entweder Liebe oder Haß in uns erweckt, indem man aus den Augen gar leicht das Innerſte im Gemüte eines Menſchen, oder, wie er geſinnt iſt, abnehmen kann. Wenn z. B. verliebte Perſonen nur einander anſichtig werden, und gleichen Sinn haben: iſt es kein Wunder, daß ſie durch die Augen ihre Neigungen gegeneinander zu verſtehen geben können. Das iſt aber eine ganz natürliche Bezauberung, ob man wol Beyſpiele hat, daß mancher närriſch Verliebter zufälliger Weiſe durch das Anſehen des geliebten Gegenſtandes endlich in Raſerey gefallen ſey.

Mag. Die Alten haben ſich beredet, daß verſchiedne theils mißgünſtige Geiſter oder Ausdünſtungen nicht nur aus den Augen, ſondern auch aus andern Theilen des bezaubernden Leibes herausgiengen, und in einen andern Körper, gleich einer vergifteten Luft, hineindrüngen oder ihn ansteckten (*). Es beruhet aber alles auf falſchem Grunde; denn wo allezeit ſo viele Geiſter beym Anſehen aus dem Auge herausgiengen, und mit dem angeſehenen Körper ſich vereinigen ſollten: ſo müßten die Leibeskräfte durch das Sehen nothwendig ſehr geſchwächt werden; vielmehr fallen die Bilder in das Aug hinein, und können ſolche das Geſicht, wie z. B. durch ſtetes Anſchauen eines rothen Gewandes, verderben. ——

Agnes.

(*) Virgil ſagt im dritten Hirtengedicht:

Neſcio, quis teneros *oculus* mihi *faſcinat* agnos.

Plutarch. Libr. 5. Sympos. *Heliod.* Lib. 1. Æthiop. Hiſt. Im ganzen Orient ſtehen die Perſer, Türken, Griechen und Araber in dem Wahn, daß es gewiſſe Leute gebe, welche durch ihren Blick alles vergiften könnten, was ſie nur anſehen.

Agnes. Denke Sie nur, Frau! die Kühe geben keine rothe Milch mehr.

Sophie. Was ſagſt du? Nein, das kann ich nicht glauben!

Agnes. Gewiß, gewiß! hier kann Sie die Milch ſelbſt ſehen.

Sophie. Das begreiffe ich nicht. So wenig ich weiß, woher die rothe Milch gekommen: ſo wenig kann ich mir vorſtellen, wie ſie ſich wieder verloren hat.

Hartmann. Ich will es Euch ſagen. Es gieng ganz natürlich zu.

Alle. Wie! natürlich zu? das wollen wir hören.

Hartmann. Ich blieb der Regel getreu, die ſagt: Man muß ſich aber Mühe geben, etwas aus den Kräften der Natur zu erklären, ehe man es Geiſtern oder Leuten, die mit böſen Geiſtern in Verbindung ſtehen ſollen, und übernatürlichen Urſachen zuſchreibt. Ich glaubte anfänglich, daß jene alte Frau, von welcher ich den Stall erkaufte, darum ihn vor der

Kälte ſo wenig verwahrt habe, weil ſie in ihrem hohen Alter nimmer bauen wollte; ich habe daher alle Oefnungen im Stalle ſorgfältig vermacht, und den obern Boden ließ ich ſchlieren, damit der Kälte aller Zugang verwehrt, und die Wärme im Stalle erhalten würde; aber eben dadurch, und da ich noch überdiß mehr Vieh in Stall geſtellt habe, als zuvor darinn ſtund, auch daſſelbe den kalten Winter über nicht aus dem Stalle gekommen iſt, vermehrte ſich die Hize darinn, und zog ſo eine unerwartete Wirkung bey dem Vieh nach ſich, daß die Milch blutig ward. Seitdem ich nun die vorigen Oefnungen an den Wandungen wieder hergeſtellt, und die dumpfe Luft damit aus dem Stall vertrieben habe: ſo zeigt ſich wieder die gehörige Farbe bey der Milch.

Sophie. Das kann ich reimen. Albertine, was denket Ihr hierüber?

Albertine. Ich will mir dieſe Regel geſagt ſeyn laſſen, und in dergleichen Fällen zuforderſt auf natürliche Urſachen denken.

Vierter Lichtkarz.

Von Vorbedeutungen.

Sophie. Mich dünkt, die Frau Hedwig ſey heute ganz niedergeſchlagen und traurig. Hat Euch vielleicht jemand in meinem Hauſe was zu leyd gethan?

Hedwig. Warum ſollte ich nicht traurig ſeyn, da nächſtens jemand aus meiner Familie ſterben wird?

Sophie. Ich nehme allen Anteil an Eurer Betrübniß. Iſt es eines Eurer Geſchwiſtern, das todtkrank iſt?

Hedwig. Das kann ich izt nicht ſagen, wenn es noch trift. Ich habe die Todtenuhr gehört, und die trügt nicht; ſie iſt ein ſicherer Vorbote eines nahen Todesfalls in meiner Familie.

Sophie. Iſt es nur das? Ihr ängſtet euch vergebens, Frau Nachbarin! Nicht wahr, es iſt ein Schall, der der Bewegung einer kleinen Uhr gleich kommt?

Hedwig. Gerade ſo; eben ſo einen vervielfältigten Schlag habe ich gehört.

Hartmann. Glaubet mir, es iſt eine Art von Holzwürmern, welche um die Zeit, wenn ſie ſich gatten wollen und deßwegen das andre Geſchlecht hiezu ſuchen, einen deutlich ſchallenden Ton von ſich geben. So gibt man auch das Heulen der Hunde, einen ungewöhnlichen Fall im Hauſe, das Geſchrey der Eulen, das Spucken der Geiſter, das Schieſſen der Sterne, den Flug der Raben und hundert andre Dinge als Vorboten des Todes an, die es gewis nicht ſind. Vielleicht glaubet ihr auch noch, daß, wenn Euch ein Haaſe über den Weg läuft, Euch ein Unglück bevorſteh?

Sophie. Das kann ich wol nicht glauben. Denn ich und andre haben ſchon in acht genommen, daß diß nur dann und wann eintreffe. Das nähmliche iſt auch bey den Träumen. Unter hundert trift kaum einer zu.

Marcel. Alle Vorbedeutungen können doch nicht falſch ſeyn. Ich erinnere mich, daß die

Barbara Liebſchüzin in ihrer Jugend um Weih-nachten Bley ins Waſſer gegoſſen, weil ſie wiſſen wollte, was ſie für einen Handwerksmann zur Ehe bekommen würde, und es zeigten ſich viele kleine Nägelchen im Waſſer. Es hat ſie auch wirklich ein Nagelſchmid geheurathet.

Hartmann. Nichts iſt gewönlicher, als daß ſich Nägel formiren, wenn Bley ins Waſſer gegoſſen wird. Eine ſündliche Beſchäftigung aber iſt es, ſich um dieſe heilige Zeit mit ſolchen Thor-heiten abzugeben.

Mag. Wenn die Lichtkärze noch lange wäh-ren: erfahre ich Wunderdinge, die ich auf der hohen Schule nie gehört habe. Todtenuhr, Hund-geheul, Kazengeſchrey, Haſenſprung, Bleygieſſen — ſind wichtige Entdeckungen, die ich erſt ſeit meinem Hierſeyn gemacht habe.

Sophie. Laß dich es nicht irren, mein Sohn, ſollteſt du in mehrere Lichtkärze kommen, du würdeſt noch ſeltſamere Dinge hören! Ohne Geſpräche von dieſer Art ſcheinet den Lichtkärzen das Gewürze zu fehlen; ich bin ſelbſt böſe dar-

auf; und man hat Urſache, ſich mit aller Beſtig⸗keit des Geiſtes gegen dergleichen Unſinn zu ſtäm⸗men.

Mag. Ich dachte doch nicht, daß noch eine ſo dicke Nacht auf einem gewiſſen Theil Menſchen liege. Warlich, da hat es Mühe zu tagen! Was ſoll denn das Bleygieſſen?

Marel. Sage Sie es ihm nicht, Frau Hart⸗männin! Wenn die junge Herren von der hohen Schule kommen: ſo haben alle um ſie her blöde Geſichter, nur ſie nicht.

Mag. Gemach, Frau Marel! Sie hängen den ganzen Tag das Haupt, und ſind verdrüß⸗lich, biß ſich der Lichtkarz anfangt, da fangt mit demſelben auch ihre wahre Seelen⸗Atzung an. Warum ſollte ich ihre Lieblingsſäze nicht wiſſen dörfen?

Sophie. Ich will es dir gerade, wie es iſt, ſagen: In der Andreas⸗ oder Chriſtnacht gieſſen die Perſonen, die gerne die Handthierung ihres künftigen Bräutigams wiſſen wollen, Bley ins Waſſer, und bemerken, was für Figuren das ge⸗

goſſene

goſſene Bley aufweißt! Aus dieſen ſchlieſſen ſie auf die Handthierung des Bräutigams. Es heißt auch da: was man gerne hätte, das glaubt man gerne.

Mag. Das iſt wol wahr; Nicht nur bey geringen Leuten, ſondern auch bey den Groſſen iſt es wahr was ſie gerne hätten, das glauben ſie gerne, wenn auch nicht der geringſte Grund zur Hofnung da iſt. König Ludwig XIV. in Frankreich wäre gar zu gerne teutſcher Kaiſer geweſen. Ein gewiſſer Prophet, Namens Drabizius, ſchrieb allerley tolles Zeug zuſammen, und verſprach darinn gedachtem Könige die Kaiſerkrone. Er glaubte, ſie ſchon auf ſeinem Haupte zu ſehen als Wien, die Kaiſer-Stadt, 1683. belagert wurde. — Ich wollte wetten, daß, wenn Eine Perſon öfters Bley gießt, jedesmalen ſich andre Figuren zeigen würden. Das iſt äuſſerſt ungewiß. Die Menge der Bleymaſſe und ſeine Schwere, der Stand und Beſchaffenheit des Waſſers nebſt der einwirkenden Luft und andre hiebey mögliche Zufälle können leicht dem Bley eine andre Bildung geben.

Hartmann. Kurz, dieſe Bleyfiguren ſtehen in ganz keiner Verbindung mit dem künftigen Gewerbe eines Menſchen. Es iſt daher eine fürtrefliche Regel, die man ſich muß geſagt ſeyn laſſen, daß man gewiſſe natürliche Erſcheinungen nicht als Zeichen künftiger Begebenheiten anſehen ſoll, mit welcher ſie in keiner Verbindung ſtehen.

Sophie. Die Frau Nachbarin dorten hat in ihrem ledigen Stande oft Bley gegoſſen. Man ſagt unter der Hand, daß über dem Gucken nach den Bleyfiguren die liebäugelnden Mäuslein in ihren Augen ungemein abgenuzt und verbraucht ſeyen.

Maxel. Verſchone Sie mich, Frau Hartmännin! Es thut mir leyd genug, daß ich ſolche Poſſen in der Jugend getrieben habe.

Hartmañ. Die Menſchen haben zu allen Zeiten eine Neigung bezeugt, hinter den Vorhang zu ſehen, welchen Gott über unſre Schickſale gezogen hat.

Mag. Und wir wollen den Vorhang nicht aufziehen. Die Schnellkraft einer jungen Menſchenſeele zeigt ſich nie ſtärker, als wenn die Frage

ge von dem künftigen Brautſtande auf die Bahn kommt. Das iſt die alte Weiſe. Ich will es mit einem Beyſpiel des alten Roms beweiſen (*). Nicht etwann nur ſchlechte Dirnen bekümmerten ſich um ein Zeichen wegen ihrer künftigen Heurath, ſondern auch die angeſehnſten Frauen. Cecilia, des angeſehenen Metellus Frau, hatte eine Nichte, die mannbar war. Sie führte ſie um Mitternacht in eine Kapelle, eine Anzeige wegen ihrer Heurath zu bekommen. Dieſes war die Gewohnheit, wenn man ein Mädchen zu verheurathen dachte. Cecilia ſezte ſich nieder, und ihre junge Nichte blieb ſtehen. Sie laurten lange, ohne etwas zu hören. Das Mägdchen, vom ſtehen müde, bat ihre Muhme, ſie etliche Augenblicke niederſezen zu laſſen. Von Herzen gerne, antwortete die Muhme, ich räume dir meinen Plaz ein. Dieſe Worte waren die Vorbedeutung, die man ſuchte: Cecilia ſtarb in kurzem, und ihr Mann heurathete dieſe junge Nichte. So kann zufälliger weiſe etwas wahr werden.

Sechs=

(*) *Valerius Max.* Libr. 1. Cap. 5. num. 4. *Cicero* de Divinat. Libr. 1. Cap. 46.

Sechstes Stück.

Nachahmungen der Christen in dem alt-heidniſchen Aberglauben.

O imitatores, ſervum pecus, ut mihi ſæpe
Bilem, ſæpe jocum veſtri movere tumultus!

Horatius.

Dißmal führe ich ein Schauſpiel auf, bey welchem Thoren aus der alten und neuen Zeit erſcheinen werden. Es wird zwar einen widrigen Kontraſt machen, wenn Heiden und Chriſten nebeneinander zu ſtehen kommen; Allein ich will hiedurch das Anſehen des Aberglaubens in der rechten Gröſſe darſtellen, in welchem er ſich von grauen Zeiten her zu erhalten gewußt hat, und woraus zugleich erhellen

..hellen wird, daß die Chriſten die Thorheiten der
.iden nachgeahmet haben, und ſie daher in man-
.r Ruckſicht um kein Haar ſchöner ſind, als die
eiden, die doch in der dickſten Finſterniß lebten,
ıd ſich blos durch die Vernunft einen Weg zum
ichte bahnen mußten.

Ich habe zwar keinen Plan, nach welchen
h in dieſem Stücke gearbeitet hätte, ſondern ich
verfe alles untereinander hin, und richte mich
dißfalls nach dem Geſchmack der meiſten Leſer,
die das Bunte lieben, und nicht lange mit einem
und eben demſelben Gegenſtande unterhalten ſeyn
wollen.

Vielleicht fährt durch dieſe Abhandlung ein
Flämmlein unter den Chriſten auf, welches den
finſtern Pfad bey ihnen beleuchtet, daß ſie an-
fangen, ſich zu ſchämen, wenn ſie merken, wie
ſie die Thorheiten der Heiden bisher als Heilig-
thümer aufbehalten, und ſklaviſch verehrt haben,
woferne anders ihr nachtgewohntes Auge ein Licht
zu vertragen vermag, und ſie die althergebrachten
Mei-

Meinungen an dem Probierſtein der Vernunft und der Religion unterſuchen wollen.

* * *

In den älteſten Zeiten hat man geglaubt, und man glaubt es noch, daß ein Zauberer ſich und andre in Thiere verwandeln, und alſo zu Wehrwölfen umſchaffen könne. Ein Wehrwolf iſt dem Weſen nach ein Menſch, der von dem Satan das Vermögen empfangen haben ſoll, thieriſche und andre Geſtalten bald einer Kaze, bald eines Hundes, Pferdtes, beſonders aber eines Wolfes, nach Belieben anzunehmen oder andern zu geben. Homerus erzählt, daß die Gefehrten des Ulyſſes in Schweine verwandelt worden ſeyen: Ulyſſis ſocios in ſues mutatos eſſe. *Odyſſ. L. X.* Virgil läßt Eclog. 8. ſeine Zauberin von ihren Zauberkräutern aus Pontus ſagen:

Has herbas & hæc Ponto mihi lecta venena
Ipſe dedit Moeris. Naſcuntur plurima Ponto.
His ego ſæpe lupum fieri & ſe condere ſylvis
Mörim, ſæpe animas imis exire ſepuleris,
Atque ſatas alio vidi traducere meſſes.

d. i.

d. i. „Dieſe Pflanzen und dieſe in Pontus geſammelte Gifte
Gab mir Möris. In Pontus wachſen ſie häufig! durch dieſe
Wurd', ich ſah' es, Möris ein Wolf, verbarg ſich im Walde,
Lebend ſtiegen durch ſie aus tiefen Gräbern die Todten,
Saaten entwichen den Feldern, und giengen auf andre hinüber.“

Bey dem Gaſtmahl des lächerlichen Trimalchio im Petronius ſagt, unter anderm unerträglich läppiſchen Geſchwäz, einer von den Gäſten, daß er einſt des Nachts bey Mondenſchein mit einem römiſchen Soldaten über Land gereißt ſey. Auf einmal habe dieſer ſeine Kleider ausgezogen, und ſey in einen Wolf verwandelt worden, und habe das Vieh im nächſten Dorf zerriſſen, ſey aber dabey in Hals verwundet worden. Nach einigen Tagen habe er den Soldaten beſucht, und im Bette liegend angetroffen, und er ſey wirklich am Halſe verwundet geweſen. Der grauſame Kö-

nig

nig Lykaon in Arkadien wird in einen Wolf verwandelt. Ovid. Met. L. I. v. 232. ſqq. Plinius redet ebenfalls hievon, er verlacht aber die ganze Scene und ſagt: Homines in lupos verti, rurſumque reſtitui ſibi, falſum eſſe confidenter exiſtimare debemus. aut credere omnia, quæ fabuloſa tot ſeculis comperimus. Libr. VIII. c. 22. Tom. I. Ed. Elz. p. 425. „Wir dörfen ſicher glauben, es ſey nicht wahr, daß die Menſchen in Wölfe verwandelt, und ihnen auch wieder ihre vorige Geſtalt gegeben werde. Oder müßten wir nur alles glauben, was je fabelhaft geweſen iſt.“ Bey den Theſſaliern gehörten die Wehrwölfe, die gefährlichen Nachtvögel, die die kleinen Kinder holen, und die die Römer Striges nannten, nebſt andern Geſpenſtern, zu Hauſe.

Dieſe Meinung, von der Verwandlung der Menſchen in Thiere, findet noch in den neuſten Zeiten ſtatt. In jenem traurigen Jahrhundert, worinnen Tag und Nacht der Holzſtos rauchte, und der beſte Chriſt nicht ſicher war, ob er nicht

ſein

ſein Leben darauf endigen mußte, wurden auch vermeinte Wehrwölfe verbrannt. Aegidius Garnier, welcher am Michaelstage, in der Geſtalt eines Wehrwolfes, ein Mädchen von zwölf Jahren, ohnfern Dole, in einem Weinberge zerriſſen, gefreſſen und ſeiner Frau davon mit nach Hauſe gebracht, und noch mehrere ſolche Mordthaten verübet hatte, wurde zu Dole den 18. Jenner 1583. lebendig verbrannt. S. *Bodin* Démonomanie des Sorciers Livr. II. chap. VI. S. 208. Lioner Ausgabe. Erasmus Franciſci hat ſich noch in dieſem Jahrhundert in ſeinem hölliſchen Proteus, dieſem Schandbuche, viele Mühe gegeben, Beyſpiele von Wehrwölfen anzuführen, und dieſe tolle Lehre zu unterſtüzen. Dieſe Meinung findet auch unter den Juden ihre Sachwalter. R. Jannäus habe ein Weib in einen Eſel verwandelt, und ſey auf ihr nach dem Markt geritten, u. d. S. Baumgartens Theol. Gutachten, 1. Samml. S. 109. Kaum darf ſich eine ſchwarze Kaze, oder ein Haaſe blicken laſſen: ſo hält ſie der Pöbel für Hexen. Vor ein paar Jahren ſchoß ein

Förſter nach einem Haaſen, der aus einem Wein=berge über die Straſſe nach dem Gebüſche lief. Statt deſſen verwundete er ein Weib, welches aus dem Gebüſche ſprang, und das Schnupftuch an den verwundeten Kopf hielt. Sie graßte im Ge=büſche, und bückte ſich, um nicht von dem För=ſter geſehen zu werden, weil ſie eine Strafe ver=wirkt hatte. Plözlich gieng die Rede: es ſey ein altes Weib geſchoſſen worden, welches ſich in ei=nen Haaſen verwandelt hatte.

Um die Möglichkeit dieſer Verwandlung zu beweiſen, iſt es toll, wenn man ſich auf das Beyſpiel Nebucadnezars beruft. Dan. 4, 22. 30. Nebucadnezar wurde in keinen wirklichen Ochſen verwandelt, ſondern im Kopf verrückt.

Und die Entſtehung dieſer thörichten Meinung? Ich ſtelle mir es alſo für: Die meiſten in der alten Welt, die eine etwas ſchärfere Einſicht hat=ten, und die ſich als Lehrer andrer Menſchen dar=ſtellten, hielten die Gewonheit, daß ſie ihre Er=kenntniß bildlich vortrugen; ſie richteten ſich nach der Faßlichkeit des gröſten Haufens, und kleideten

ihre

ihre Lehren und Nachrichten in ſinnliche Erzehlungen ein, die hernach von den Einfältigern buchſtäblich verſtanden zu werden pflegten. Sie ſagten z. B. ein Schwelger verwandle ſich in ein Schwein; ein Unzüchtiger in einen Hund u. d. Mit der Zeit nahm man dieſes buchſtäblich an, und um ſolches möglich zu machen, da es durch menſchliche Kräfte nicht war: erdichtete man Zauberer z. B. eine Circe, welche durch Hülfe der böſen Geiſter die Umſchaffung der Menſchen in Thiere zu Stande bringen mußten. Es hat unter dem Namen der Circe eine ſchöne und wollüſtige Perſon gebildet werden ſollen, was dieſelbe aus Mannsperſonen zu machen vermögend ſey, wenn ſich jemand unvernünftig und unmäſſig an ſie hänge. Sie verwandelte Ulyſſis Gefehrten in Schweine. Dieß iſt ohnfehlbar der Urſprung von der Fabel der Wehrwölfe.

* * *

Die Zigeuner wollen der Menſchen Schickſale aus den Zügen der Hand entdecken können. Es iſt nichts leichter, als ſich durch Pro-

phezeihungen ein Anſehen zu machen, indem die meiſten Menſchen zufrieden ſind, wenn man ihnen nur weiſſagt. Es hat immer Leute gegeben, die hiedurch betrogen haben, und ſich betrügen lieſſen. Juvenal ſagt Sat. 6. v. 583.

Frontemque manumque præbebit vati.

„Man weißt dem Weiſſager Stirne und Hand.“ Und Cicero Libr. 1. de divin: Sibi ſemitam non ſapiunt, aliis monſtrant viam; quibus divitias pollicentur, ab iis drachmas ipſi petunt. „Die für ſich keinen Fußſteig kennen, wollen andern eine Straſſe weiſen; denen ſie groſſen Reichthum verſprechen, von ſolchen fordern ſie ſelbſt kleine Münzen.“ Als ich dieſe Anmerkung im Cicero laß: fiel mir eine Geſchichte ein, die ſich in dem Stādtchen zutrug, wo ich zuvor wohnte. Ein Pack Zigeuner kam an den Ort, und nach Gewonheit weiſſagte das Weib. Nach einigen Tagen zogen ſie wieder weg, und das weiſſagende Weib verſpātete ſich. Sie fragte auf dem Felde eine arbeitende Magd, die ſich zuvor weiſſagen ließ: Hör, ſag mir, welchen

chen Weg ſind die Zigeuner gegangen? Gut! antwortete die Magd, wenn du mir die ſechs Kreuzer wieder gibſt, die ich dir geſtern gegeben, will ich dir's ſagen. Weißſt du das nicht einmal, wo die Zigeuner ſo eben hingegangen ſind, und du unterſtundeſt dich, meine entfernte Schickſale mir ſagen zu wollen!

* * *

Wer heimlich die Grenzſteine verruckt hat, muß dabey ſpucken. Zwey Dorfſchaften ſtritten über den Grenzen. Die Obrigkeit des Landes fordert einen alten Mann, der in einem dieſer Oerter wohnte, auf, die Grenzlinien zu berichtigen. Nun, ſpricht er, das kann ich wohl thun, wenn man mir glauben will. Ich erinnere mich deſſen von meiner Jugend her noch wohl. — Er nimmt von der Erde, die zu dem Gebiete ſeines Wohnortes gehört, in ſeine beyden Schuhe, geht in die Markung des andern Dorfes, und ſagt: hier ſtehe ich auf M . . . Erde! Nach ſeinem Tode ſah man ihn feurig an den Grenzen umgehen.

Gott hat bey den Iſraeliten die Grenzen geſezt, daß ſie zu ewigen Zeiten unverrückt bleiben ſollen, und einen Fluch beygefügt: Verflucht ſey, wer ſeines Nächſten Grenze engert. 5. B. Moſ. 27, 17. und Spr. Salom. 22, 28. Bey den Römern war es ebenfalls ſehr hart verboten, die Grenzen hinweg zu thun oder zu verrücken. Numa Pompilius verordnete, daß ſolcher nicht anders als ein Kirchendieb ſollte angeſehen werden, und daß ihn jedermann umbringen dörfte. Daher kam der Ausſpruch des Römiſchen Rechts Digeſt. Libr. 47. tit. 21. de Termino moto. Man findet in dem Plato ein ausdrückliches Geſez hievon de Legib. Libr. 8. Tom. 2. p. 842. edit. Serr. Numa gieng noch weiter. Damit er den Grenzen der Güter eine noch gröſſere Heiligkeit zuwegen bringen möchte: machte er ſeinem Volke weiß, ein gewiſſer Gott, dem er den Namen Terminus beylegte, und welchem er einen Tempel aufrichten ließ, ſorgte für die Erhaltung der Grenzen, und beſtrafte die Verlezung derſelben. Daher kommt es, daß man in den lateiniſchen Dichtern

ſo

ſo viele Stellen davon antrift. *Ovid.* Faſt. Lib. 2. v. 639. ſqq. *Juvenal.* Sat. 15. v. 38. ſq. *Virg.* Æneid. Lib. 12. v. 896. Daher kommen ſo viele abergläubige Gebräuche, über welche Prudentius Contr. Symmach. Lib. 2. v. 1005. auf eine angenehme Weiſe geſpottet hat, die aber gewiß älter, als der Numa ſind. Denn die Griechen hatten bereits vor ſeinen Zeiten ihren Jupiter, und ihren Apollo Horius, oder Terminalis, wie ſolches Dionyſius von Halicarnaß und Pauſanias berichten.

Aus dieſem Aberglauben iſt vermuthlich der Wahn des Pöbels entſtanden, welcher glaubt, daß diejenigen, die die Grenzen verrückt haben, an denſelben ſpucken, und ihre begangene Sünde büſſen müßten; welchen Wahn man unter dem Pöbel unterhält, damit die Grenzſteine deſto eher unverrückt bleiben.

Die Römer, die die Eroberungsſucht hatten, gaben für, daß man die Religion des Gottes Terminus und ſeine heil. Vorſorgen ſchänden würde, wenn man die Grenzen des Reichs abträte.

träte. (S. Auguſtin. de Civ. Dei Lib. IV. cap. 29.) Die Türken, die eine gleiche Sucht hatten, ſagen, die Religion erlaube nicht, daß eine Stadt, wo eine Moſchee geweſen wäre, ihren erſtern Beſizern wieder gegeben werden dörfte. Das Gegentheil bezeugt aber der Carlowitzer Frieden.

* * *

Man muß dreymal in den Urin ſpeyen, den man gelaſſen hat: ſo können die Hexen nicht bey. Die alten Weiber weiſen dieſes die Kinder noch heutiges Tags an, daß ſie in ihren Urin ſpeyen müſſen. Ein Aberglaube, der ſchon zu Plinius Zeiten im Gang war. Inter amuleta eſt, editæ quemque urinæ inſpuere; ſimiliter in calceamentum dextri pedis, antequam induatur; item cum quis tranſeat locum, in quo aliquod periculum adierit. Nos ſi hæc, & illa credamus, rite fieri, extranei interventu aut ſi dormiens ſpectetur infans, a nutrice ter adſpui. Lib. 28. c. 4. p. 128. Ed. Elzevir. Tom. III.

„Unter

„Unter die Zaubermittel gehört, daß ein jeder in ſeinen Urin ſpeyet; ferner in den Schuh des rechten Fuſſes, ehe man ihn anzieht; deßgleichen wenn man bey einem Ort vorbeygeht, wo man in Gefahr war. Halten wir diß für recht, müſſen wir auch folgendes uns gefallen laſſen, daß ein Kind bey der Ankunft eines Fremden, oder wenn es ſchläft, dreymal von ſeiner Säugamme angeſpieen wird.“ Ob die Alten durch das dreymalige Ausſpeyen in den Urin eine groſſe Verachtung gegen die Zauberey, welche böſe Leute an dem Urin des andern ausüben könnten, andeuten wollten, mögen andre entſcheiden. Siehe auch Hiob 30, 10.

* * *

Am Mittwoch ſoll man kein Kalb anbinden; es ſoll keine Magd daran in Dienſt tretten; ſondern die Magd ſoll am Dienſtag in Dienſt tretten u. ſ. w. Es ſcheint, der Grund, warum die Magd am Dienſtag eingehen ſoll, liege in ſeiner Benennung, und damit ſolches deſto ge-

wiſſer geſchehe, mußte der folgende, nemlich der Mittwoch, ein verworfener Tag ſeyn. Nach den Speculationen der Egypter ſtunden die ſieben Tage der Woche unter der Regierung der ſieben Planeten, *Herod.* L. 2. c. 82. Des Merkurs halber, dem der Mittwoch zukommt, würden die Mägde wol in Dienſte treten dörfen.

Die Alten machten ebenfalls einen Unterſchied unter glücklichen und unglücklichen Tagen. Den 1. Auguſt hielten die Römer für glücklich, es ſey gut, daran aus einem alten in ein neues Haus zu ziehen; hingegen den 30. Auguſt, 4. Oct. und 7. Nov. für unglücklich, indem an dieſen Tagen die Manes aus der Hölle heraus gelaſſen würden, daß ſie daher nichts wichtiges daran fürnahmen, z. E. keine Comitia hielten, keine Armee ſammelten, keine Schlacht mit den Feinden wagten — weil ſie glaubten, daß ſolches alles durch die herumſchweifende Seelen der Verſtorbenen unglücklich gemacht würde. Virgil behauptet, am fünften Tage nach dem Neumonde ſolle man nichts unternehmen; der Höllen-Gott Pluto ſey daran gebo-

geboren. Am 7. und 10. Tage halte man es für gut, die Weinberge zu pflanzen, junge Ochſen erſtmals anzujochen. Der neunte Tag ſey glücklich für Reiſende und unglücklich für Diebe.

— — — Quintam fuge, pallidus orcus &c.
Septima poſt decimam felix, & ponere vites
Et prenſos domitare boves, & licia telæ
Addere. Nona fugæ melior, contraria furtis.
Georg. L. 1.

d. i. „Sieben nach Zehen iſt glücklich. Gut läßt ſich da Reben verpflanzen,
Beugen ins Joch den Nacken der Stiere; zetteln und weben.
Neun nach Zehen iſt günſtig der Flucht, ungünſtig den Dieben.“

Ovid legt ein redliches Bekenntniß ab, und zeigt, daß die verworfenen Täge in dem Fehler, welcher in der Mundart der Gelehrten vitium ſubreptionis heißt, ihren Grund hätten. Wenn einem Volke oder einer einzelnen Perſon an einem gewiſſen Tage mehrmalen etwas widriges begegnet: ſo pflegt man demſelben Tage ſelbſt den

widri-

widrigen Erfolg beyzumeſſen, ohne ſich durch Beyſpiele glücklicher Erfolge irre machen zu laſſen. Dieſes Vorurtheil hängt unſtudirten Leuten, wie eine Erbſünde, an. S. Ovid. Faſt. I. 51.

Nonarum tutela Deo caret, omnibus iſtis
Ne fallare cave, proximus ater erit.
Omen ab eventu eſt, illis nam Roma diebus
Damna ſub adverſo triſtia Marte tulit.

d. i. „Die Nonä ſtehen nicht unter dem Schuze der Götter, der nächſte nach denſelben iſt — nehme dich wol in acht! — ein unglücklicher Tag! die Geſchichte rechtfertigt dieſe Meinung; denn jedesmal war Rom an dieſen Tagen unglücklich.“

Das ſagt auch Gellius in Noct. Att. L. V. 17. welcher bemerkt, Cannenſem cladem accidiſſe IV. ante Nonas Sextiles. Die Holländer werden den 3. Junii 1665. von den Engländern geſchlagen, und verlieren zwanzig Schiffe. Den vorhergehenden Tag würden ſie ohnfehlbar dieſen Verluſt nicht erlitten haben, da ihnen der Wind günſtig war; allein ſie vermeiden die Schlacht, weil ſie zwölf Jahre zuvor an ſelbigem Tage von

dem Engliſchen General Monk geſchlagen worden. S. oben angeführte Reflexions d'un Militaire &c. p. 78. Es gibt in der Geſchichte Beyſpiele genug, daß eben derſelbe Tag glücklich und unglücklich war. Ich will nur eines anführen: der Parthiſche Prinz Pakorus wurde von Ventidius hinterliſtet, und aufs Haupt geſchlagen, als er eine Expedition in Syrien unternehmen wollte. Es iſt merkwürdig, daß dieſe Niederlage der Parther an eben dem Tage des Jahres, da ſie 24. Jahre zuvor den römiſchen General Craſſus geſchlagen hatten, geſchehen iſt. Man kann von dieſer groſſen Niederlage der Parther Juſtinum Libr. XLII. cap. 4. Livii Epitom. Libr. 128. &c. nachleſen. Wie fürtreflich iſt die Antwort geweſen, welche Lukullus, der in Arminien mit 11,000. Römiſchen Soldaten gegen den Tigranes, deſſen Armee aus 150,000. Mann beſtund, zog, und an eben dem ſechsten Oct. mit ihm ſchlug, an welchem zuvor ein andrer römiſcher Feldherr, Scipio, eine Niederlage erlitten, auf die Erinnerung gegeben hatte, daß dieſer Tag von den Römern für verworfen

ſen gehalten würde! Wohlan! ſagt Lukullus, wir wollen muthig fechten, daß der verworfenen Täge weniger, und ein Tag für die Römer glücklicher werde! Hodie alacriter pugnemus, ut hunc quoque diem ex nefaſto funeſtoque Romanis hilarem & auſpicatum reddamus. Lycoſthenis Apophth. p. 705. Der Chriſt weiß ohnehin, daß die Tagwählerey Gott äuſſerſt mißfällig ſey. 5. B. Moſ. 18, 10. 12.

* * *

Um kleine Kinder zu ſchröcken, und im Gehorſam zu erhalten, erdichtet man allerley ſcheußliche Perſonen und Thiere, die kommen und ſie freſſen würden, wenn ſie nicht ſtille wären. — Man ſagt ihnen von einem Popelmann, Knecht Ruprecht, Mumlax, ſchandlichen Clauß, (Sanct Nicolaus) feurigen Drachen, Teufeln mit Bockshörnern u. d. Dieſe phantatiſche Bilder drucken ſich dem zarten Gehirn der Kinder ſo feſt ein, daß ſie in mehreren Jahren kaum mehr davon loß werden können.

Die

Die alten Römer hatten einen Manducus, die Griechen eine Gorgona, Citeria, Acco, Alphito, ein Bild der Mania u. a. Manducus mußte dicke Backen, einen groſſen offenen Mund, und lange, ſpizige Zähne haben, mit welchen er ſchrecklich geknirſcht. Sein Bild wurde in Comödien oder bey andern öffentlichen Spielen aufgeführt, um einige zum Lachen zu bewegen, und andern eine Furcht zu machen. Juvenal lehrt uns, daß ſich die Kinder ſehr dafür gefürchtet hätten. Sat. III. v. 175. ſqq.

—— tandem redit ad pulpita notum
Exodium, cum perſonæ pallentis hiatum
In gremio matris formidat ruſticus infans.

Ohne Zweifel haben die Mütter daher Gelegenheit genommen, ihren Kindern zu drohen, welche nicht thun wollen, was ſie ihnen befohlen, daß der Manducus kommen, und ſie freſſen würde. Man hat alſo ein nächtliches Schreckbild oder ein Geſpenſte daraus gemacht. Dieſes kommt nicht übel mit der Sage von den Lamien überein, denn man

hat

hat auch geſagt, daß ſie die Kinder fråſſen. *Plautus* Rudent. Act. II. Scen. VI. v. 51. ſagt:

Ch. Quid ſi aliquo ad ludos me Manduco locem?
La. Quapropter? Ch. Quia pol clare crepito dentibus.

Ich kann den Verfaſſer von folgenden Verſen nicht anführen:

Illo quid fiat Lamia, & pytho oxyodontes,
Quo veniunt illæ gumiæ, vetulæ, improbæ, ineptæ.

* * *

Lichtmeſſe! Am 1. Februar feyrten jährlich die römiſchen Damen ſchon der Juno zu Ehren ein Lichtfeſt, und den 15. Febr feyrte man auch in Rom die Lupercalien, an welchen man, zur Abbildung des Raubes der Proſerpina und der Bemühungen ihrer Mutter, der Ceres, um ſie aufzuſuchen, Fackeln anzündete. Dieſen Aberglauben des Heidenthums wollte man abſchaffen, indem man an ſtatt der Fackeln Lichter nahm, die man am Feſt der Reinigung Mariä oder Lichtmeſſe weihte, herumtrug und anzündete, um zugleich auch die Proceſſionen und Reinigungs-Opfer der Luper-

Lupercalien zu erſezen, welche auf dieſen Monat fielen, und im Jahr 514. von dem Kaiſer Anaſtaſius abgeſchaft wurden. S. Mosheim Kirchengeſchichte. Heilbr. I. Th. S. 817. Wenn die Wachslichter in der römiſchen Kirche an Lichtmeß geweihet werden: ſo geſchieht es unter folgendem Gebet: Benedic, Domine Jeſu Chriſte, hanc creaturam cere, nobis ſupplicantibus, & *infunde* ei per virtutem ſancte crucis tue benedictionem celeſtem — ut in quibuscunque locis accenſa ſive poſita fuerit, *diſcedat Diabolus & contremiſcat, & fugiat pallidus cum omnibus miniſtris ſuis* de Habitaculis illis — — d. i. Segne, Herr Jeſu, das Wachs auf unſre Bitte, und gieß ihm durch die Kraft des heil. Kreuzes den göttlichen Segen ein — daß, an welchen Oertern es angezündet oder geſezt werde, der Teufel weiche, und zittere, und **blaß** (auſſerdem muß er feurroth ausſehen) von den Häuſern, zuſammt ſeinen Trabanten, fliehe — — S. *Agenda Eccleſiæ Mogunt.* 1551. S. LXXXIV.

* * *

Von dem heil. Chriſtophel. In der Fortſezung der Menagianen S. 285. Holl. Ausgabe heißt es: Unſre alten Gallier haben viel Verehrung gegen den Herkules gehabt, weil er groß und ſtark geweſen, und als ſie Chriſten worden, bezeugt, daß es ſie am meiſten gekränkt, ſein Bildniß nicht mehr zu ſehen; man habe ſie aber mit dieſen Worten getröſtet, daß die Chriſten einen Heiligen hätten, der Chriſtoph hieß und an Gröſſe und Stärke ſechs Herkules überträfe.

Chriſtophori ſancti faciem quicunque tuetur,
Illa nempe die mala morte non morietur.

„Der Menſch wird an dem Tage, woran er den heil. Chriſtoph ſieht, nicht ſterben. Canzler Pfaff ſagt in der theol. Unterſuchung des Chriſtophel-Gebets S. 5. alſo: abergläubiſch iſt es, den heil. Chriſtoph anrufen, von dem man nicht einmal aus richtigen Gründen beweiſen kann, daß er jemals in der Welt geweſen.

Wenn

* * *

Wenn man Fliegen aus einem Orte vertreiben will, daß keine mehr daſelbſt geſpürt werde: ſo ſchneide ein Bildniß einer Fliege u. d. in ein kupfernes oder zinnernes Blech im Zeichen des Fiſches, und ſprich unter dem Schneiden: Das iſt das Bild, welches alle Fliegen in Ewigkeit ausrottet! vergrabe es hernach mitten im Hauſe. So ſagt Anton Mizaldus in dem Hundert denkw. Geheimn. S. 162. Ferner, um alle Raben in der Gegend an einen Ort zu verſammlen, ſolle man das Bildniß eines Raben im Tuch ausſchneiden, es vergraben, und ſagen: Hier ſollen ſich alle Raben verſammlen! Es geht ganz natürlich zu, daß ſich einige Thiere z. B. Hunde, Haaſen, Hirſche u. a. ſich an dem Orte verſammlen, wo gewiſſe Kräuter unter die Erde vergraben werden. S. D. Sprengeri Diſſ. de Sympathia. Tub. 1784. S. 9. Die gemeinen Weiber henken an den drey Seiten ihres Ackers lebendige Raupen auf, damit die übrigen an der vierten Seite davon fliehen ſollen; Oder henken

 ſie

ſie Raupen in Rauch. Auch der gegenwärtige Pabſt exorciſirt noch Raupen und Würmer. S. Schlözers Anzeigen 1782. S. 317. Schon Apollonius von Tyana, dieſer groſſe Windbeutel, der zu den Zeiten Nerons lebte, that den Antiochiern, die von Mücken und Scorpionen ſehr geplagt wurden, den treflichen Dienſt, daß er eine Mücke, und einen Scorpion aus Erz verfertigte, ſie vergrub, eine Säule darüber aufrichtete, und die Antiochier ausrufen ließ: vacet urbs culicibus! vacet urbs ſcorpiis! plözlich verſchwunden ſie auch. Dieſe Art von künſtlichen Amuleten beſchreibt **Hübner** in ſeiner akademiſchen Streitſchrift: Amuletorum Hiſtoria eorumque Cenſura. Halæ 1710. S. 13. Er führt folgendes an:

Apollonius hic Neronis qui fuit temporibus,
Ille Tyanæus ſapientiſſimus, qui præſciebat omnia,
Antiochiæ quidem facit, imo & Byzantii,
Ne ingrederentur culices aliaque hujusmodi.

Dr. **Hyde** gibt bey dem Worte **Camos** im 4. Buch Moſe Cap. 21. v. 29. für, es wäre ein

Taliſman geweſen, der wie eine Fliege ausgeſe-
hen hätte, und welcher zu dem Ende, daß er die-
ſes Geſchmeiſſe vertreiben ſoll, wäre verfertiget
worden. S. Engliſches Bibelwerk über dieſe
Stelle.

Die Keule Herkuls, die ehedem in einer Ka-
pelle zu Rom aufbehalten worden, ſoll von der-
ſelben Fliegen und Hunde entfernt haben. Man
müßte dieſe Keule nur unter die Zahl der Taliſ-
mannen ſezen, und mit derjenigen Fliege verglei-
chen, die, wie man ſagt, über den Fleiſchbänken
zu Toledo eingehauen iſt, und allen Fliegen den
Eingang verwehret. Den Taliſmänniſchen Fi-
guren wurde darum eine ſolche Kraft zugeſchrieben,
weil man ſie unter gewiſſen Sternſtellungen ver-
fertiget hatte, und dazu beſtimmt waren, daß ſie
entweder zu Orakeln dienten, oder durch eine über-
natürliche Kraft das Unglück abwenden ſollten.

* * *

Wenn in einem Garten viele Raupen
ſind, und man ſie daraus vertreiben will: ſo
darf nur ein Weibsbild um die Länder im

Garten nackend herumgehen, ſo werden ſie ſich alle hinwegbegeben. Solches trug ſich wirklich im Jahr 1778. irgendwo alſo zu. S. Schwäbiſches Magazin auf bemeldtes Jahr IX. Stück. Es wimmelte nämlich in einem gewiſſen Gärtlen mit Raupen. Eine Nachbarin verſprach der Beſizerin deſſelben, die Raupen alle zu vertreiben; und morgens ſiehet man ſie um alle Länder nackend herumgehen. Was ſie geſagt, weiß man nicht. Kurz, die Raupen traben über eine Straſſe hin gerade dem Hauſe zu, mit deſſen Inwohner die Nachbarin einmal Verdruß gehabt haben ſoll. Er ärgerte ſich bey nahe zu tod, und hätte dieſes ſchändliche Weibsbild gerne auf die Galere des Spinnrocken und Stickramen verwieſen, als ſie dieſes Handwerk treiben zu laſſen, wenn es von ihm abgehangen hätte.

Demokritus, einer von den gröſten Weltweiſen des Alterthums, blühte zu Anfange der 70. Olympias, alſo lange vor Chriſto; nichtsdeſtoweniger gieng dieſer Aberglaube auch damals ſchon im Schwang. Columella de Re Ruſtica

Libr.

Libr. XI. zu Ende, hat das Buch angezogen, welches Demokritus von den widrigen Leidenſchaften verfertiget hatte. Dem monatlichen Geblüte werden bey dem Plinius noch andre Wunderkräfte zugeſchrieben, ich will ſeine Sprache anführen: Canum rabioſorum morſus & tertianas quartanasque febres, menſtruo in lana arietis nigri, argenteo brachiali incluſo &c. Libr. 28. cap. 7. p. 588. ſq. Die alten Aerzte haben vieles von der giftigen Eigenſchaft der Weiberzeit geſchrieben. Das Frauenzimmer ſey zu der Zeit, da das monatliche Geblüt abgehet, ganz vergiftet; ja ſie mache mit ihren Augen nicht allein einen Spiegel ganz trübe, ſondern könne auch die Menſchen, ſo ſie anſchaueten, bezaubern und vergiften, u. a. m. Heute zu Tage lacht man über dieſes Vorgeben, vielmehr behauptet man, daß dieſes Geblüt an ſich rein, gut, und geſund ſey, und daß, wenn Gott eine ſolche Perſon unrein erklärt hat, ſolches um der Geſundheit ſeines Volks willen geſchehen ſey. Ich habe eine beſondre Abhandlung hier eingerucket, welche einen hin-

länglichen Aufſchluß von dem — ſich zu gewiſſen Zeiten ereignenden Raupenmarſch gibt.

* * *

Wenn man bey ſchwärmenden Bienen durch das Klopfen an ein Becken ein Getöſe macht, und Staub in die Höhe unter ſie wirft: ſo entfernen ſie ſich nicht vom Bienenſtande. So bald den fliegenden Bienen Staub auf die Flügel fällt, ſo hindert ſie ſolche Beſchwerung am Flug, daß ſie ſich eher zurückziehen, und nicht weiter fliegen wollen: Das angeſtellte Getöſe aber ſcheint hiebey unwirkſam und Thorheit zu ſeyn; Gleichwol iſt dieſe Meinung ſehr alt. Schon Virgil gibt den Rath und ſagt: Mache ein Geklirr, indem du auf ehernes Becken ſchlägſt: ſo wird ſich der Schwarm gleichbald in den Stock zurück ziehen.

Tinnitusque cie, & matris quate cymbala circum,
Ipſæ conſident medicatis ſedibus, ipſæ
Intima more ſuo ſeſe in cunabula condent.

Georg. Libr. IV. v. 65. ſqq.

Ich

Ich weiß nicht, warum Aelian den Bienen ein muſikaliſches Gehör zuſchreibt. Er ſagt, ſie werden durch das Geklingel alſo eingenommen, als ob ſie durch die lieblichſte Muſik der Sirenen zurückgehalten würden. Du ſollteſt glauben, ſie legten ſich mit Fleiß auf die Muſik. ¡Quum apes in fugam ſe erumpunt, & ab alveo aberrare cœperunt, tum apiarii crepitaculis ſonoris concinne concrepant; eæ vero, tanquam Sirenibus retrahuntur, atque adeo in conſueta domicilia revolant; ut non minus eas cantus ac Muſices ſtudioſas eſſe dicas, quam illas apud Platonem cicadas. Libr. V. c. 13. Varro ſagt das Gegentheil: Sic apes reſultantem vocum imaginem fugiunt. *De re ruſt.* L. III. c. 16. Columella drückt ſich alſo aus: Crepitaculis æneis tenere fugientem juventutem apum „den wegziehenden Bienen-Schwärmen klingeln.“ Jedoch gedenket auch Virgil des Staubs, als eines wirkſamen Mittels, ſie zur Ruhe zu bringen. Er ſchreibt Libr. IV. Georg. v. 85.

 Pul-

Pulveris exigui jactu compreſſa quieſcent.
Ich erinnere mich nicht, geleſen zu haben, daß eine Mücke, Raupe oder irgend ein Inſekt dieſer Art auf einen gemachten Schall eine merkliche Veränderung an ſich zu erkennen gegeben hätte; Vielmehr ſchreibt Leſſer in ſeiner Inſectotheologie p. 234. er habe eine ſtarkgeladene Piſtole vor einer Raupe etlichemal losgeſchoſſen, die gleichwol keine Zeichen des Gehöres an den Tag gelegt, noch die geringſte Bewegung gemacht hätte; mithin wird auch die Biene auf das Getöſe nicht achten, wie die Erfahrung ſattſam lehret.

* * *

Ein Knäblein, ſo im Zeichen des Löwen geboren iſt, hat ein aufrichtig und beherzt Gemüt, iſt gähzornig, rachgierig, und kommt bey groſſen Herren gemeiniglich hoch ans Brett. — Dergleichen Faditäten lieſt man noch in manchen Kalendern, z. B. in demjenigen, der in der Reichsſtadt Reutlingen herauskommt, unter dem Monat Julius. Die Menſchen haben dem himmliſchen Zeichen, darinnen ſie geboren ſind,

zu

zu allen Zeiten die ſeltſamſten Wirkungen zuge-ſchrieben. Dec. Magnus *Auſonius*, einer der vor-treflichſten Poeten des vierten Jahrhunderts, ver-ſprach ſich groſſe Ehrenſtellen, weil es ſeine Ge-burtsſtunde zu glauben Anlaß gab. Er tröſtet ſei-nen Großvater, Arborius, mit dieſem ihm, ſeinem Enkel, bevorſtehenden Glücke, der den Tod ſeines Sohnes beweinte, alſo:

Dicebas ſed te ſolatia longa fovere;
Quod mea præcipuus fata maneret honos.
Et modo conciliis animarum mixte piorum,
Fata tui certe nota nepotis habes.
Sentis quod quæſtor, quod te præfectus, & idem
Conſul, honorifico munere commemoro.
Auſon. in parentat. cap. IX. p. 118.

Cardan, einer von den groſſen Geiſtern ſeiner Zeit, ſchrieb ſo gar ſeine Impotenz dem böſen Einfluſſe des Geſtirns zu, unter welchem er auf die Welt gekommen iſt. Er ſagt: Cum Jupiter eſſet in aſcendente, & Venus totius figuræ domina, non fui oblæſus niſi in genitalibus, ut a XX. anno ad XXXI. non potuerim con-

cum-

cumbere cum mulieribus, & ſæpius deflerem ſortem meam, cuique alteri propriam invidens. *Cardanus*, de vita propria c. II. p. 8. Es iſt anbey nicht zu läugnen, daß Leute gleiche Geburtstäge, gleiche Schickſale und gleiche Todestäge gehabt; jedoch macht eine Schwalbe keinen Sommer. Ich will Beyſpiele aus der alten und neuen Zeit anführen. Polyſtratus & Hippoclides, Philoſophi, eodem die nati, ejusdem Præceptoris Epicuri ſectam ſecuti, patrimonii etiam poſſidendi adeundæque ſcholæ communione conjuncti, eodemque momento temporis ultima ſenectute extincti. *Valer. Max.* Libr. 1. cap. 8. §. 17. In der Gegend Neuſtadt am Culm kamen zwey zweyjährige Kinder an Einem Tage, an entfernten Orten, jedes in einem Garten, in wenig Waſſer um, die in Einer Stunde geboren, und zugleich getauft worden waren. S. Nürnberg. gel. Zeitung 1777. S. 61. Sind aber wol alle die viele tauſend Perſonen, die zu Liſſabon 1755. und zu Meſſina 1783. durch Erdbeben umgekommen, in Einer Stunde,

und

und zwar unter dem Regimente des Planeten Merkurius geboren worden? Und ſind die 1500. Spanier, welche bey der Zerſtörung der ſchwimmenden Batterien vor Gibraltar im Meer ertrunken, alle im wäßrichten Zeichen des Fiſches geboren worden?

Es iſt kein Aberglaube ſo alt, als derjenige, der ſich auf die Sternſeherkunſt gründet, welche wahrſcheinlicher Weiſe ihren Urſprung in Chaldäa gehabt hat. Er beſtund vornehmlich darinn, daß man die Natur eines Menſchen und ſeine Handlungen aus dem Stande des Geſtirns in ſeiner Geburtsſtunde beurtheilte; allein ſelbſt bey den Chaldäern verachteten die wahren Weiſen und die wahren Sterndeuter dieſe betrügeriſche Kunſt ſo wol, als auch diejenigen, welche ihr ergeben waren. Cicero redet davon, als von einer höchſtſeltſamen Ausſchweifung, über welche alle gute und wahre Weltweiſen lachten. De Divin. Libr. 2. Man darf ſich alſo nicht wundern, wenn Gott dieſe Kunſt auf eine ſo verächtliche Art durch den

Mund

Mund ſeiner Diener, und beſonders des Jeremias X. 2. 3. geſchändet hat.

* * *

Es redet jemand von mir; denn das Ohr klingelt mir. Wenn das rechte Ohr klingt: ſo vermuthet man eine gute Nachrede; wenn aber das linke: alsdenn eine böſe u. ſ. w. Ich habe dieſen unter alten Leuten gängbaren Aberglauben oben im ſechsten Stück der dritten Sammlung des Grabs des Aberglaubens umſtändlich abgehandelt.

Plinius ſagt ſchon davon, es ſey bekannt, daß Abweſende durch das Klingen der Ohren merken ſollen, wenn man von ihnen redet. Quin & abſentes tinnitu aurium præſentire ſermones de ſe receptum eſt. Libr. 28. cap. 5. Ed. Hard. In den Noten iſt noch angeführt: Si auris ſiniſtra tinniret, inimicum tum noſtri meminiſſe; amicum, ſi dextera. Ich weiß nicht, ob ich im Ovid, oder wo ich ſonſt folgendes Diſtichon geleſen habe:

Garru-

Garrula, quid totis reſonas mihi noctibus, auris!
Neſcio, quem dicis nunc meminiſſe mei?

d. i. Was tönſt du die ganze Nacht hindurch, du ſchwäziges Ohr! ich weiß nicht, wer deiner Sage nach meiner gedenken ſoll?

Es iſt um das Klingen des Ohres etwas ungewöhnliches und durchdringendes; es währet nicht lange; entſtehet plözlich und hört plözlich auf. Alles ungewöhnliche hat, beſonders bey alten Mütterchen, die ohnehin dieſem Zufall mehr unterworfen ſind, als andre, ſeine Bedeutung. Weil ſie ſich nun zur Stunde wol befinden: ſuchen ſie die Urſache des Klingens nicht in ſich und in ihrem Kopfgehäuſe, ſondern auſſer ihnen bey andern Menſchen. Das Klingen macht einen widrigen Ton, ſo muß es auch was widriges, und zwar eine nachtheilige Nachrede von ihnen bey andern bedeuten. Da gleichwol das Klingen ſeinen Siz ändert, und bald in der Höle des rechten, bald des linken Ohres ſich hören läßt: ſo hat man mit der Zeit dem klingenden Tone, das in dem rechten

rechten Ohr entſtehet, eine gute, und dem in dem linken Ohr eine böſe Bedeutung gegeben.

* * *

Noch immer glauben Leute, ſie können ſich feſt machen, daß ihnen Schwerdt und Kugeln nicht ſchaden. Vor wenigen Jahren bramarbaſirte ein Soldat vor andern, er ſey feſt, und könne die Kugel abweiſen. Will ſehen! ſagte der andre. Jener läßt nicht nach, bis dieſer ſeine Flinte mit einer Kugel geladen und wirklich nach ihm geſchoſſen hatte; und — todt war er. Nachdem man ſeine Kleider durchſucht hatte, fand man einen papiernen Zettel eines Thalers groß darinn eingenähet, welcher aus Kreuzen und unbekannten Wörtern beſtand. Die Paſſauer Kunſt iſt bekannt, welche der Henker zu Paſſau Anno 1611. ausfindig gemacht, und womit er tauſend feige Memmen zu muthigen Kriegern umgeſchaffen hat. Man will ſich auch durch die Wurzel Doranikum, durch ein Nothhemde, Gemskugel, Wafenſalbe u. d. feſt machen. Conſtantin M. ließ die Nägel, womit Christus an das Kreuz geheftet wurde, in

seine

ſeine Sturmhaube und Pferdtzäume einſchmieden, um die Gefahren von ſich wegzuwenden. Ehedem ließ man auch ein Jeruſalemiſches Kreuz auf die Waffen aller derjenigen ſtechen, welche das Grab unſers Heylandes beſuchen wollten.

Als Thetis geſehen, daß ihr Sohn, Achilles, ſich nicht abhalten laſſe, der Belagerung Troja beyzuwohnen: ließ ſie den Vulkan erſuchen, für den Achilles Waffen zu machen, welche aller menſchlichen Gewalt widerſtünden. Vulkan that es. Zuvor ſchon hatte ſie ſeinen Körper durch Eintauchung in den Fluß Styx unverlezlich gemacht, ſo, daß ſie dem Ferſen allein dieſen Vortheil nicht verſchaft hatte, weil ſie ihren Sohn bey derſelben gehalten.

Ovid bemerkt in ſeinen Verwandlungen Libr. XII. Fab. 6. daß bey dem Trojaniſchen Krieg Cygnus, ein Sohn des Neptuns, von keinem Pfeil hätte verwundet werden können.

—— —— Viſum mirabile cunctis,
Quod juvenis corpus nullo penetrabile telo,
Invictumque ad vulnera erat, ferrumque terebat.

Die Griechen verwunderten ſich darüber. Neſtor erzählt ihnen eine ähnliche Geſchichte. Cänis wurde von Neptun geſchwächt; er verwandelte ſie aber in eine Mannsperſon, die von ungemeinen Leibeskräften, und dabey unverwundbar war. Dieſer erſchlug viele Centauren. Endlich weil kein ander Werkzeug wider ihn etwas ausrichten konnte: wurde ihm ſo viel Holz auf den Leib geworfen, daß er darunter erſticken mußte.

— — — ne ſaucius ullis
Vulneribus fieri, ferroque occumbere poſſet. &c.

Keyßler in *Antiquitatibus Selectis* Septentr. & Celticis p. 309. führt aus der Isländiſchen Edda einen Nordiſchen Helden, **Balder**, an, dem durch die Gunſt der Göttin Frygga weder eiſerne noch hölzerne Waffen etwas ſchaden konnten.

Auch ſchrieben, nach eben demſelben, die Nordiſchen Völker einem Beſprengen mit Waſſer die Kraft zu, feſt zu machen. Sie ſagen, wenn man einen jungen Knaben mit Waſſer beſprenge, ſo werde er nicht unter den Waffen ſterben.

Si

Si tenerum puerum aqua adſpergam,
Non in armis occumbet,
Quamvis in aciem veniat,
Non cadet vir ille ferro.

Tacitus de mor. Germ. de Æſtiis ita: Matrem Deum venerantur; inſigne ſuperſtitionis formas aprorum geſtant. Id pro armis omniumque tutela ſecurum Deæ cultorem etiam inter hoſtes præſtat. d. i. „ſie verehren die Mutter der Götter, und führen in ihrem Fahnen das Bild eines wilden Schweines, wodurch ſie auch unter den Feinden ſich ſicher glauben.

Noch geht mir eine Stelle bey, da Ajax nur an einem einzigen Ort, ſonſt aber an dem ganzen Leib nicht verwundet werden konnte. Als Herkules ſah, daß Telamon betrübt war, weil er keine Kinder hatte: bat er den Jupiter, daß er demſelben einen Sohn geben möchte, der eben eine ſo harte Haut, und eben ſo viel Muth, als der Nemäiſche Löwe hätte. Sein Gebet wurde erhört. Nach der Geburt des Ajax beſuchte er den Tela-

mon wieder. Er ließ ſich das Kind ganz nackend geben, und verhüllte es in die Haut des Nemäiſchen Löwens; und daher bekam der ganze Leib des Ajax eine ſolche Beſchaffenheit, daß er nicht verwundet werden konnte, als nur an demjenigen Theile, welcher ſich unter dem Loche, das in der Haut war, befand, wo Herkules ſeinen Köcher trug; Scholiaſt. Homeri in Iliad. L. XXIII. welches Ovid ſo erklärt, daß er nur auf der Bruſt habe verwundet werden können:

Dixit, & in pectus tum denique vulnera paſſum,
Qua patuit, ferro letalem condidit enſem.

Metam. L. XIII. v. 391.

Die Kriegsleute des Ziska bekamen nach und nach bey ihren vielen Strapazen, und da ſie ohne Gezelte unter freyem Himmel vielfältig ſich aufhielten, und Wind und Regen ausgeſezt waren, einen ſolch abgehärteten Leib und ſo dicke Haut, daß Säbel und kleine Kugeln wenige Wirkung auf ihren Leib hatten, und man ſie daher für feſt hielte. Dieſes mag auch die Urſache ſeyn, warum die Alten den Achilles und den Ajax für feſt ausgaben,

gaben, weil ſie ihre Körper zu den allerbeſchwerlichſten Leibesübungen von Jugend auf gewöhnten. ——

Einſt glaubten die rebellirenden Ruſſen, der heil. Nikolaus habe ſie feſt gemacht. Während der Abweſenheit Peters I. wollte ſich die Prinzeſſin Sophie auf den Ruſſiſchen Thron ſchwingen, und ſchon glaubte ſie ſich mit Majeſtäts-Glanze umgeben. Das Volk, welches nur den nahen Purpur anſtaunt, wurde leicht zum Wanken gebracht, beſonders da auch die Popen die Loſung zur Empörung gaben; denn was vermag der tückiſche Prieſter nicht bey einem blinden Volke!

Gordon, einer der Generale, näherte ſich den Rebellen, und that alles, um ſie zum Gehorſam zurückzuführen. Seine Bemühungen waren nicht ganz umſonſt, nur baten ſie ſich bis den folgenden Morgen Bedenkzeit aus. Mit dem Anbruch des Tages ſah er die Rebellen unter den Waffen, und ihre Kanonen gegen die Czaariſche Armee gerichtet. Gordon lauft unter ſie, bittet, flehet, drohet; allein ſtatt der Stimme des Wider-

rufs höret er die tollkühnſte Rede, daß ſie ihn auf der Stlle niederhauen wollten, woferne er ſich nicht plözlich entfernen würde. Er geht ab; doch umwölkte ſich ſeine Stirne noch nicht, ſondern er behält die heitere Mine eines gütigen Vaters. Gordon und General Schein thun ihr Aeuſſerſtes, um die Unglücklichen vom Pfade des Verderbens wegzuzaubern, ſie erſinnen ein Stratagem, indem ſie zehn Kanonen nur mit Pulver laden, und dieſelben, ohne Kugeln, auf ſie loßbrennen lieſſen, eben da die Rebellen in dem glühendſten Gebete zur glücklichen Ausführung ihres halsbrechenden Vorhabens begriffen waren. Dieſe Blindſchüſſe hatten eine widrige Wirkung. Auf dieſelben griefen ſie ſchnell zu den Waffen, und verſammelten ſich bey ihren Fahnen; inzwiſchen bemerkten ſie, daß nicht ein einiger durch die zehn Kanonen-Schüſſe weder getödtet noch verwundet worden wäre. Muth! Brüder, riefen die Popen, welche ſich dieſen Zufall zu nuze machten; ihr ſehet, daß ihr nicht verwundet werden könnet. Der heilige Nikolaus hilft euch, und weißt die

Kugeln

Kugeln von euch weg. Zu rühmlich iſt euer Vorhaben, als daß ihr dabey Schaden leiden könntet; und dieſe Rede begleiteten ſie mit einer Menge von Zeichen des Kreuzes.

Muthig, als ob ſie ſchon den Lorbeer in Händen hätten, liefen ſie gegen die Czaariſche Armee an, und gaben auf ſie die erſte Ladung. Izt läßt Gordon die Kanonen auf ſie löſen, und die ganze Armee Feuer geben, wodurch ſie Schaarenweiſe niedergeworfen werden. Wie vom Blize gerührt fallen ſie hin; Allenthalben zeigt ſich das Gepräge der Verzweiflung auf ihren Stirnen, ſie fliehen, Schrecken rauſcht hinter ihnen her, ſie ſehen ſich an dem Rande eines fürchterlich tiefen Schlundes, und verwünſchen ihren treuloſen Anführer. Zu ſpät merken ſie, daß ſie verwundet werden können. — Das Morden auf dem Schlachtfelde und auf der Richtſtatt ließ nicht eher nach, bis 12000. Menſchen die Rache der beleidigten Majeſtät gefühlt hatten. S. Reflexions d'un militaire ſur l'utilité de la Religion pour la conduite des Armées. à Londres. 1759. p. 13.

* * *

Eiſenkraut öfnet verſchloſſene Thüren. Plinius nennet es das Mohrenkraut und verwirft die von ihm gerühmte mannigfaltige Kraft. Es ſoll zu ſeiner Zeit im Ruf geweſen ſeyn, daß nicht nur alles verſchloſſene, was man mit dieſem Kraut berührt hat, geöfnet, ſondern auch Flüſſe und Seen, wenn man es hineingeworfen, davon ausgetrocknet worden ſeyen. Wäre es von ſolcher Wirkung, ſezt er ſpottend hinzu, warum hat nicht Scipio die Thoren der Stadt Karthago damit aufgeſprengt? und warum werden nicht die Pontiniſchen Sümpfe mit dieſem Kraut trocken gemacht? Æthiopide herba amnes ac ſtagna ſiccari conjectu, clauſa omnia tactu aperiri. — Non ſatius fuit, Æmilianum Scipionem Carthaginis portas herba patefacere, quam machrinis clauſtra per tot annos quatere? Siccentur hodie Ætiopide Pontinæ paludes tantumque agri ſuburbanæ reddatur Italiæ. — Libr. XXVI. C. 4. Die Griechen nennen dieſes kraftvolle Kraut Hierabotane oder Periſtereon, die Römer aber auch Ver-

Verbenaca. Es ward für ein heiliges Kraut gehalten, und bey Opfern und andern gottesdienſtlichen Handlungen gebraucht, wie aus Terenz, Virgil, und Horaz bekannt iſt. Man müſſe es ſammlen, wenn der Hundsſtern ſich ſehen laſſe, ſo daß Mond und Sonne einen nicht beſcheinen, auch ſolches mit der linken Hand aus der Erde vermittelſt eines eiſernen Inſtruments herausgraben. In dem Forſt-Magazin B. XI. wird noch eine andre Wirkung von dem Eiſenkraut angeführt, welche der tumme Pöbel ihm zuſchreibt, es verwahre dieſes Kraut die Haut dergeſtalt, daß ſie auch kein glüendes Eiſen verſehren könne.

* * *

Wer glücklich über Land reiſen will, ſoll, ehe er zu Pferdt ſizet, erſt vors Pferdt treten, und mit dem Fuſſe drey Kreuze gegen das Pferdt machen. S. Rocken-Philoſ. Th. VI. Cap. 97. Die Chriſten ſchreiben den drey Kreuzen, die ſie machen, ehe ſie verreiſen wollen, eben die magiſche Kraft zu, die ehedem Julius Cäſar ſeiner dreymal wiederholten Gebetsformel

zuſchrieb. Er hat ein Gebet gehabt, welches er dreymal wiederholt, wenn er ſich in ſeinen Wagen geſezt gehabt, und dieſes hat er gethan, um ſich eine glückliche Reiſe zu verſchaffen, auch dieſe Andacht nicht eher zu gebrauchen angefangen, als ſeit dem er einmal mit ſeinem Wagen beynahe umgeworfen worden. Cæſarem Dictatorem poſt unum ancipitem vehiculi caſum, ferunt ſemper, ut primum conſediſſet, id quod pleroſque nunc facere ſcimus, carmine ter repetito ſecuritatem itinerum aucupari ſolitum. Plin. Tom. III. L. 28. c. 2. Ed. Elziv.

* * *

Wenn das Licht zu Abend Roſen brennet: ſo bekommt man des andern Tages ein Glück oder den Beſuch eines Gaſtes. Rocken-Philoſ. B. 3. C. 71. Ein Saz, welcher in einem Lichtkarze ausgedacht worden iſt. Die Roſe heißt man die an der Spize des Lichttochtes entſtandene runden Kohlen. Sonſt glaubt man auch, daß, wann ſich ein vielfältiger Bogen um das Licht ſammlet, ſolches den Beſuch eines Gaſtes an-

andeute; das gewiſſeſte iſt, daß eine feuchte Luft ſich zeiget. Virgil ſagt in Georg. L. 1. die Mädchen wüßten, daß eine Veränderung des Wetters bevorſtehe, wenn das Oel ſprize, und ſich Schwämme am Licht anſezen.

Nec nocturna quidem carpentes penſa puellæ
Neſcivere hyemen, teſta cum ardente viderent
Scintillare oleum, & putres concreſcere fungos.

Reiſende ſind bey entſtandenem Regen genöthiget, ein Gaſtfreyes Hauß zu ſuchen.

* * *

Die Nekromantie iſt ebenfalls aus der heidniſchen Pfüze entſprungen, und obgleich ſie Gott ein Greuel iſt: ſo geht ſie doch noch unter den Chriſten im Schwang. Zur Zeit als viele an dem Uebel der Lotterie ſucht krank lagen, und um den Gewinn einer Ambe oder Terne ſeufzten: kroch ein Vater zu dem Grabe ſeines ohnelängſt verſtorbenen Kindes, und bat unter Thränen um die Kundmachung derjenigen Zahl, welche ihn glücklich machen ſollte; Allein er bat vergebens.

Es

Es gab dreyerley Arten von Wahrſagung, die ich hier zuſammen nehmen will, um mich in der Folge nicht dabey aufhalten zu dörfen. Bis- weilen nahm man ſie von lebloſen Geſchöpfen her, als z. E. entweder von der Luft, und die nenne- te man Aeromantie; oder von dem Waſſer, und dieſe hieß Hydromantie; oder von dem Feuer, dieſe führte den Namen der Pyromantie, oder von einem Stab, Rabdomantie u. d. Die an- dre Art der Weiſſagung beſtund in gewiſſen Beob- achtungen der Thiere, indem man bald auf den Flug der Vögel Achtung gab, hieß Auſpicium; bald aus ihrem Geſchrey wahrſagte: Augurium; bald ihre Eingeweide betrachtete: Ornimantie; und bald auch das Eingeweide der Opferthiere be- ſah: Haruſpicium. Endlich beſtund die dritte Art der Weiſſagung darinnen, indem man bald todte Perſonen um Rath fragte: Nekromantie; bald aus der Beſehung des Eingeweides der Kin- der u. ſ. w. Jene alte Gewohnheit, die Todten zu fragen, iſt aus der allzugroſſen Liebe und Ehr- furcht der Kinder gegen ihre Eltern, und der Un-

ter-

terthanen gegen ihre gutgeſinnte Regenten ent≠ſtanden, die ſie auch noch nach dem Tode um Rath fragen wollten.

Bey der oben bereits vorgekommenen Abhand≠lung von der Nekromantie habe ich die Art und Weiſe gezeigt, wie ſie dabey zu Werke gegangen. Es fällt mir ſo eben ein Vers aus dem Horaz ein Libr. 1. Sat. 8. der hieher gehört:

Cruor in foſſam confuſus, ut inde
Manes elicerent, animas reſponſa daturas.

Man trug ein Schwerdt in der Hand, womit man um ſich ſchlug, daß die Geiſter nicht zu na≠he kämen. S. Æneid. L. VI.

— — vaginaque eripe ferrum.

Auch hat die Circe dem Ulyſſes befolen, mit dem Schwert die Manes abzuhalten. Odyſſ. X. welches er nach Odyſſ. XI. gethan hat. In der Æneid. L. IV. und VI. trift man die umſtändliche Nach≠richten von der Nokromantie pathetiſch beſchrieben an, wohin ich verweiſe. Auch ſagt Tibull El. 2.

Hæc

Hæc cantu finditque ſolum, maneſque ſepulchris
Elicit. ———

Ich will nur ein Beyſpiel hievon anführen: Philoſtratus in dem Leben des Apollonius ſagt, daß der Geiſt des Achillis, welchen dieſer Philoſoph beſchworen hatte, in einer unausſprechlichen Schönheit erſchienen ſey. Libr. IV. c. 4.

* * *

Wer des Freytags die Nägel von den Fingern ſchneidet, hat Glück. Rocken-Philoſ. B. III. Cap. 68. Warum diß am Freytage geſchehen ſoll, kann ich ganz nicht errathen; es wäre denn, daß man deſto weniger am Sonntage, woran man unter die Leute kommt, zulang gewachſene Nägel an den Fingern hätte.

Bey den Römern hielte man es hierinn anders: Sie glaubten, es wäre nüzlich, wenn man die Nägel ſtill und vom Zeigefinger an am Römiſchen Markte abſchnitte: Ungues reſecari nundinis Romanis tacenti atque a digito indice multorum pecuniæ religioſum eſt. *Plin.* Tom. III. Libr. 28. c. 2. Ed. Elz.

Wenn

* * *

Wenn ein Sternſchneuzen geſchieht: ſtirbt bald jemand. Man glaubte, daß bey der Geburt eines Menſchen ein neuer Stern an den Himmel geſezt werde; je nachdem er leuchte, ſey das Schickſal des Menſchen beſchaffen. Er werde reich, wenn der Stern ſchön glänze; arm, wenn er nicht viel glänze; er ſterbe, wenn ſein Stern vom Himmel falle. Plinius hat dieſe Meinung ſchon verworfen L. II. c. 6. Sidera - nec cum ſuo quæque homine orta moriuntur, nec aliquem extingui decidua ſignificant. Wenn die Ephoren unter den Griechen ein Sternſchneuzen ſahen: urtheilten ſie, ihre Könige hätten wider Gott geſündiget, und ſezten ſie von ihrer Würde ab. Sie betrachteten aber den Himmel nur alle neun Jahre. Plut. in Agide p. 800. Lyſander, welcher ſich rühmte, dieſes Luftzeichen geſehen zu haben, ſtellte den Proceß wider den König Leonidas an, und führte Zeugen auf, welche ausſagten, daß Leonidas zwey Kinder mit einer Aſiaterin gezeugt hätte. — Seltſame Einrichtung!

tung! daß das Glück und Unglück eines Königes von einem Sternſchneuzen abhangen kann. Virgil hält es nur für eine Bedeutung eines bevorſtehenden Windes:

Sæpe etiam ſtellas, vento impendente, videbis
Præcipites cœlo labi, noctisque per umbras
Flammarum longos à tergo albeſcere tractus.

Georg. L. I.

Und Seneca ſpottet auch hierüber L. I. cap. I. Stultiſſimum eſt, exiſtimare, aut ſtellas decidere, aut tranſilire, aut aliquid illis auferri & abradi; nam ſi hoc fuiſſet, jam defuiſſent. &c.

* * *

Wenn Marienbilder weinen müſſen, ſoll ein Unglück bevor ſeyn. Auch Virgil ſagt ſchon, daß, weil nach dem gewaltſamen Tode Cäſars, die elfenbeinerne und metallene Statuen in den Tempeln geweint und geſchwizt hätten, ſolches Rom ein Unglück bedeute:

Et moeſtum illacrymat templis ebur æraque ſudant.

Georg. L. I.

Die

* * *

Die Erſcheinung eines Kometen ſezt auch noch unwiſſende Chriſten in Furcht und Schrecken, obgleich Gott Jer. X, 2. geſagt hat: ihr ſollt euch nicht fürchten vor den Zeichen des Himmels, wie die Heiden ſich fürchten. A. 1773. verkündigte der berühmte Aſtronom de la Lande einen Kometen, der der Erde nahe kommen könne, und ganz Paris gerieth darüber in die gröſte Angſt. S. Neue Mannigfaltigkeiten. 1775. S. 225. Hr. Prof. Eberhardt mußte ebenfalls ſein Anſehen anwenden, um den Geiſt ſeiner Landsleute von der Hefen einer falſchen Vorſtellung zu reinigen, und ſie von der wahren Beſchaffenheit der Kometen zu belehren.

Die heidniſchen Schriftſteller lärmen allenthalben von der üblen Bedeutung dieſes Schwanzſtern:

Ab ultima antiquitatis memoria notatum eſt, Cometas ſemper calamitatum præenuncios fuiſſe. *Cicero.*

Regnorum Everſor rubuit letale Cometes.

Lucanus.

Nunquam coeli ſpectatum impune Cometam.

Claudianus.

Ovid ſagt, die Seele des Cäſars ſey in einen Kometen übergegangen, und drohe Unglück:

Luna volat altius illa
Flammiferumque trahens ſpatioſo limite crinem
Stella micat.

Man ſehe die Abhandlung von den Kometen im erſten Theile.

* * *

Die Träume ſtehen noch immer bey den alten Weibern in groſſem Anſehen. Es gab eine Menge Ausleger derſelben unter den Heiden, die ich nicht anführen mag. Oben habe ich weitläuftig von dem Werth der Träume geredt. Mir gefällt wol, was Diogenes hievon geſagt: was ihr wachend thut, das bekümmert euch nicht; was ihr aber ſchlafend träumet, das unterſuchet ihr ſorgfältig. Laërt. L. 6. Cicero behauptet wider den Kratippus, daß, wenn unſre Seele durch Träume oder durch Entzückungen wahr-

wahrſage, ſolches ein bloſſer Glücksfall ſey. Animi ſi quando vel vaticinando vel ſomniando vera viderunt, uſi ſunt fortuna ac caſu. De Divin. L. II. C. 48. Ich wollte manchem anſehen, daß er ſeiner Meinung nach wieder einen ſchädlichen Traum gehabt habe; er geht ſchwerfällig einher, als ob ſeine Seele lauter Erde wäre. Weg von dieſer Scene! Mehr Vorſicht wäre nöthig, um die Traum-Bücher und Traum-Deuter wegzuſchaffen.

* * *

Eine Faſtenbraut, d. i. eine ſolche, die in der Faſtenzeit Hochzeit macht, iſt unglücklich. Schäz vom Abergl. S. 362. Die Heiden hatten auch gewiſſe Zeiten, wovon ſie glaubten, daß, wer daran Hochzeit mache, kein Glück habe, z. E. den Monat May hielten ſie für unglücklich hiezu, weil um dieſe Zeit die Geſpenſter ſpucken, und die um ſolche Zeit getroffene Ehen von kurzer Dauer wären. Zu Rom wurden die Lemuralia in dieſem Monat gefeyrt, um die Lemures oder Poltergeiſter zu verſöhnen. Derjenige, der ſolches

thun wollte, ſtund zu Mitternacht auf, gieng barfuß, wuſch ſich, nahm etliche ſchwarze Bohnen, die er zuvor im Munde herumgeworfen, und indem er ſie rückwerts hinwegwarf, ſagte, daß er damit ſich und die Seinigen löſe; ſchlug ſodenn an ein Becken, und bat die Lemures aus ſeinem Hauſe zu gehen. Ovid Faſt. V. v. 484-490.

Fana tamen veteres illis clauſere diebus,
Ut nunc ferali tempore aperta vides.
Nec viduæ tædis eadem, nec virginis apta
Tempora, quæ nupſit non diuturna fuit.
Hac quoque de cauſa, ſi te proverbia tangunt,
Menſe malum Maio nubere, vulgus ait.

d. i. „An dieſen Tagen verſchloſſen unſre Voraltern die Tempel, ſo wie ſie izt bey beſonders ohnglücklichen Zeiten verſchloſſen ſind. Weder Wittwen noch Mäd'gen iſt dieſe Zeit zum Heurathen günſtig. Ehen in derſelben geſchloſſen dauren nicht lange. Deßwegen — wenn du anders alten Sagen glaubſt, — ſagt der Pöbel: Weiber, welche im Maimonat in die Ehe getretten, ſind ohnglücklich.“

Auch izt noch nicht wird in Venedig im Maymonat eine Hochzeit gehalten.

Die

Die Hochzeiten der Jungfern in Rom durften nicht an einem Feſttage, und die Hochzeiten der Wittwen nicht an einem Werkeltage gefeyrt werden. Nach dem Varro iſt der Grund dieſer Gewonheit geweſen, weil man an Feſttagen nichts gezwungen und betrübt thun ſollen: Feſto die nihil cum coactione & moleſtia agendum. Virgines nubere triſtes, mulieres autem cum lætitia. *Plut.* in Quæſt. Roman. p. 289. A. Sein Sinn iſt ohne Zweifel, daß, da die Feſttage zu öffentlichen Ergözlichkeiten beſtimmt wären, die Freude ſich unter dieſen Geprängen auf allen Geſichtern zeigen ſolle. Weil aber die Geſeze des Wohlſtandes die Jungfern verbänden, an ihrem Hochzeittage eine ſtille und traurige Mine blicken zu laſſen, (denn vermuthlich iſt dieſes der Gebrauch in Rom geweſen, wie er es noch izt in vielen Ländern iſt,) die Wittwen aber dieſer Verſtellung nicht nöthig hätten: ſo hat man die Jungfern an keinem Feſttage verheurathet u. ſ. w.

* * *

Die Bildniſſe gewiſſer Heiligen, bey ſich getragen, ſind für alle Schäden gut. Als ich in Cölln war, bekam ich ein Zettelchen auf rothem Papier, worauf neben den Bildniſſen der drey Könige folgendes zu leſen iſt: „Heilige drey Könige Caſpar, Melchior, Balthaſar, bittet für uns jezt und in der Stunde unſeres Todes. Diß an die Häupter und Reliquien der HH. drey Königen in Cöllen angeſtrichenes Brieflein iſt gut für alle Reißgefahren, Hauptweh, fallende Krankheit, Fieber, Zauberey und jähen Todt, durch einen veſten Glauben.“ Möchte man doch einmal der Kleriſey ſichere Tafelgelder anweiſen, daß ſie ſich nicht genöthiget zu ſeyn glaubte, ihren Kunden ferner aufzubinden, und durch die fürchterliche Zauberey des Aberglaubens zu regieren! Es iſt eine ausgemachte Sache, daß die Leichname der drey Könige nicht in Cölln begraben liegen; und geſezt auch, die Häupter dieſer vermeinten Könige wären in Cölln zugegen: ſo möchte ich wol die Schleuſſen entdecken, wodurch ihnen

ſo

ſo kraftvolle Feuchtigkeiten zugeführt würden, daß ſofort auch die Zettelchen mit ſolcher Kraft angeſchwängert werden könnten.

Zu Rankweil in Oberſchwaben kann man ſich der Sage nach leicht vom Kopfweh losmachen, wenn man ſich das Haupt des heil. Johannes auflegt, und ſieben Vaterunſer andächtig dazu betet. Dieſes geiſtliche Mittel hat den Vorzug vor dem in Feldkirch, daß der Glaubige dieſen feindlichen Gaſt auch von ſeinen Freunden wegbeten kann. S. der Freymüthige. 1783 S. 350. Einmal der heil. Johannes muß wenigſtens ein Duzend Köpfe gehabt haben! dem Abt **Marolles** zeigte man zu Amiens das Haupt des heil. Johannes. Als ers küßte, ſprach er: dies iſt ſchon das Sechste, welches ich zu küſſen die Ehre habe! durch ſolche Erdichtungen ſezt man ſich bey vernünftigen Leuten, von welcher Religion ſie ſeyen, ſelbſt zur Zielſcheibe eines beiſſenden Spotts. Welche Reliquien ſich nicht im Feur bewähren, die überlaſſe man dem Feur.

Die Helden haben ſich ehedem auch glücklich geglaubt, wenn ſie das Bildniß Alexanders des Groſſen bey ſich trugen. Die Männer hatten es in Gold und Silber, und die Weiber in Ringen und auf ihren Bändern. Der Kaiſer Auguſtus druckte des Alexanders Bildniß auf ſeine Briefe auf. Ich führe dies in keiner andern Abſicht hier an, als es Pol. *Vergilius* de rerum Invent. L. II. c. 23. angeführt hat: Juvari in omni actu ſuo, qui Alexandrum ſculptum aut auro aut argento geſtaret.

* * *

Man beſchuldiget nur alte **Weiber** der Hexerey, und eines Bündniſſes mit dem Teufel; die Hexenmeiſter aber können ſo wol junge als alte Männer ſeyn. Junge Kerl und junge Weiber führen doch eher die Fahne der Frechheit, und ſind thätiger, Schlingen zu legen, als ein keuchendes altes Weib; und auf dem Blocksberg iſt immer nur eine Ebbe und Fluth von alten triefäugigen Weibern, da doch wol die alten Knochen

chen zu einem ſolchen Ritt untauglicher ſind, als die jungen.

Vielleicht iſt die Urſache in dem graueſten Alterthum zu ſuchen; denn vor mehr als dreytauſend Jahren ſoll in Griechenland ein altes Zauberweib, Namens Circe, gelebt haben, welche für die Mutter aller Hexen gehalten wird. Weil ſie nun eine alte Frau war: ſo müſſen es daher wol lauter alte Weiber ſeyn, die vom chriſtlichheidniſchen Aberglauben zur Hexerey eingeweihet worden ſind.

* * *

Korallen, den kleinen Kindern angehängt, verwahren ſie für Zauberey. Jedermann glaubte in den vorigen Zeiten, daß dieſe Seegeſchöpfe, die Korallen, wahre Pflanzen wären; aber nun hat man wichtige Gründe, ſie in das Thierreich zu verſezen, da man gefunden, daß dasjenige, was man für eine Blume gehalten, ein wirkliches Thier iſt. Alte Leute lieſſen ehedem ihre Schilde, Spieſſe und Sturmhauben mit den Korallen beſezen, um ſich im Krieg ſicher zu

ſtellen. Aruſpices religioſum coralli geſtamen amoliendis periculis arbitrantur; & ſurculi infantiæ alligati tutelam (adverſus veneficia) habere creduntur. Plin. L. 32. c. 11. Ed. Hard. Harduin führt in der Note den Solinus an c. 2. de curalii ramulis:

Illius, ut dixit Zoroaſtres, mira poteſtas.
Et ſicut ſcribit Metrodorus maximus Autor,
Fulmina, typhonas, tempeſtatesque repellit
A rate vel tecto ——
Umbras dæmonicas ac theſſala monſtra repellit,
Collo ſuſpenſus pellit de ventre dolorem.

Wenn die Korallen ſo gar die theſſaliſche Zauberey abtreiben: ſo reimt es ſich nicht mit dem, was Horaz L. 1. Od. 27. ſagt:

Quæ ſaga, quis te ſolvere theſſalis
Magus venenis, quis poterit Deus?

* * *

Alte rothäugige Weiber haben es in den Augen, daß ſie durch vergiftende Blicke, Krankheiten und andre Uebel ſchaffen und in

den

den Leib hinein hexen können. S. Hahnzogs Pred. wider den Aberglauben 1784. S. 296. Im ganzen Orient ſtehen die Perſer, Türcken, Griechen und Araber in dem Wahn, daß es gewiſſe Leute gäbe, welche durch ihren Blick alles vergiften könnten, was ſie mit Augen ſähen.

Der Grund hievon iſt darinn zu ſuchen, daß man ehedem glaubte, das Sehen geſchehe durch gewiſſe Stralen, die aus dem Auge ausgehen, mit welchen Stralen zugleich verſchiedene mißgünſtige Geiſter oder Ausdünſtungen aus den Augen dringen, wodurch der angeſehene Körper angeſteckt und vergiftet werde. Dieſes hat auch zu denjenigen Aberglauben Anlaß gegeben, daß Eheleute während der Trauung vor dem Altar recht nahe zuſammen ſtehen ſollen, daß man nicht zwiſchen ihnen hindurch ſehen, noch ſich daher mißgünſtige Geiſter zwiſchen ihnen anhängen, und die Eheleute voneinander abgeneigt machen könnten.

Was aber das für eine Art von Hexerey geweſen ſeyn mag, welche die Spanier bey jenem König-

Königlichen Geſchenke befürchteten, weiß ich izt nicht genau zu beſtimmen. Die verwittibte Königin in Spanien, ſo von der Oeſtreichiſchen Parthie war, hatte dem neuen Könige Philipp V. eine Berline mit dazu gehörigem Geſchirr und Maulthieren zum Geſchenk geſchickt. Die Spanier erſtaunten, daß er ein ſolches Geſchenk, das behext ſeyn könne, annähme. Der Graf von Benavente, ſo die Aufſicht über die königliche Equipage hatte, weinte bittere Thränen, und wenn er gedürft hätte, würde er Wagen, Maulthiere und Geſchirr haben exorciſiren laſſen. S. von **Moſer** über Regenten, Regierung und **Miniſters**. Frankf. 1784. S. 96.

Zu **Virgils** Zeiten war man mit dem thörichten Glauben angeſteckt, als ob der Geſundheit ſchädliche Geiſter oder Ausdünſtungen aus dem Auge eines Zauberers ausgehen könnten. Menalkas ſagt: meine Schafe ſind ſo ſehr mager. Ich weiß nicht, was für ein Blick meine zarten Schafe bezaubert hat.

Vix oſſibus hærent,
Neſcio quis teneros oculus mihi faſcinat agnos.
Eclog. III. in fin.

Und Ovid Met. L. VII. Fab. X.

Quorum oculos ipſo vitiantes omnia viſu.

Die neuern Phyſiker ſagen mit Recht das Gegentheil, daß Körper die Lichtſtralen zurückwerfen, die den Sehnerven in unſerm Auge berühren, und dadurch diejenigen Empfindungen in uns herfürbringen können, die wir das Sehen nennen. Wenn ſo viele Geiſter allezeit beym Anſehen aus dem Auge herausgehen, und mit dem angeſehenen Körper ſich vereinigen ſollten: ſo müſten die Leibeskräfte durch das Sehen nothwendig gar ſehr geſchwächt werden.

* * *

Die Begräbniſſe der Todten in den Kirchen oder in einer geweiheten Erde ſind mit Aberglauben verbunden. Die Erde iſt überall des Herrn. In Venedig werden die Leichname zuerſt in das Gewölbe, das unter einer jeden Kirche

che iſt, gelegt, bald aber wieder von da heraus und anderwärts hin gebracht, welches einen garſtigen Anblick macht. In Paris läßt man den Akatholiſchen noch keine anſtändige Begräbniſſe zu. Joſeph II. denkt billiger. Der Begräbniß-Ort zu Herrenhut hat mir doch immer recht wol gefallen; er ſtellt den ſchönſten Garten für.

Die Heiden fragten nicht darnach, ob ſie in einem ihrer Tempel oder in einer heilig gehaltenen Erde begraben würden; aber auf die Begräbniß unter die Erde drangen ſie, und dichteten, Charon nehme keinen Schatten in ſeinen Kahn auf, deſſen Körper nicht gehörig beerdiget worden war. Miltiades wurde nicht eher begraben, als bis ſein Sohn, Cimon, in die Ketten gieng. Quippe patrem ob crimen peculatus in carcerem conjectum, ibique defunctum, translatis in ſe vinculis, ad ſepulturam redemit. *Juſtin.* L. II. c. 15. *Seneca* Contr. 29. Die Mutter des groſſen Alexanders, Olympias, als ſie hörte, daß ihr Sohn unbegraben liege, ſagte: Mein Sohn! du rangeſt nach dem Himmel, und kannſt izt nicht

einmal

einmal in die Erde kommen und ein Begräbniß erlangen, welches doch allen Sterblichen zu theil wird! Alexander rang in ſeinem Leben nach göttlicher Ehre —. Livius Dec. I. Libr. 8. Als man den Philoſoph Diogenes fragte: wie er begraben ſeyn wollte, verordnete er: man ſollte ihn unbegraben hinwerfen: Aber erwiederte man: er würde von den wilden Thieren und Vögeln gefreſſen werden! Gut, ſagt er, ſo gebt mir einen Stecken in die Hand, daß ich ſie wegſcheiche. Er ſpottete auch der Begräbniß. Cic. L. 1. Tuſc. quæſt.

Die erſten Chriſten ſezten ihren Todten Kronen von Amarant-Blumen auf. Dieſe Gewohnheit war ſchon bey den Heiden. Hadrian fragte den Epiktet: warum die Todten gekrönt würden? Er antwortete: ſie bezeugten damit, daß ſie ihren Lauf vollendet hätten. Die Chriſten machten es ſofort als etwas anſtändiges auch nach. D. Abicht de Ritibus ſepulchralibus fidem Chriſt. indicantibus p. 15. auch ſezten ſie ihnen Leichenſteine und Kreuze, damit die Gräber unverlezt

blieben.

blieben. p. 27. Ueberdiß beſtreuten ſie die Gräber mit Kränzen und Blumen, wie ſolches diejenigen, welche von Kränzen und ſonderlich den Coronis feralibus, gehandelt haben, bemerkten. Ein Lied des Prudentius in exequiis defunct. verdient hier eine Stelle:

Nos tecta fovebimus oſſa
Violis & fronde frequenti
Titulumque & frigida ſaxa
Liquido ſpargemus odore.

Es iſt dieſe Beehrung der Grabmäler, welche bey ſo vielen Völkern üblich geweſen, ein guter Beweiß, daß die Uebergabe der Lehre, von der Auferſtehung der Leiber, durch die Altväter weit herumgekommen ſeyn müſſe.

* * *

Wenn man Raupen aus einem Garten vertreiben will, muß ein Weibsbild mit bloſſen Füſſen um die Länder im Garten herumgehen, u. ſ. w. Manche andre Zauberſtücke müſſen mit bloſſen Füſſen geſchehen.

Auch

Auch bey den Heiden entblößte ein Zauberer bald einen, bald beyde Füſſe, wann er zaubern wollte. Metam. L. VII. fab. 2. heißt es, die Medea habe ſich aufgeſchürzt, einen Fuß entblößt —

Egreditur tectis veſtes induta recinctas
Nuda pedem, nudis humeris infuſa capillos.

Bey Virg Æneid. l. IV. v. 518.

Unum exuta pedem vinclis —

Man ſehe auch Sen. Medea act. 4. und Plin. L. 12. c. 18. Auch bey den Lemuralien mußte derjenige an Füſſen bloß ſeyn, der die Lemures vertreiben wollte. Wer die Geſchichte der mancherley Nudipedalien leſen will, trift ſie in der Prof. Walchiſchen akademiſchen Schrift: De religioſa Veterum Anypodeſia 1756. als in einer Nuß an.

* * *

Bey Gebährenden ſoll man weder mit in einander geſchlagenen Händen, noch mit übereinander gelegten Füſſen ſizen. Ein

R Spruch,

Spruch, der in den Ohren der alten Wehemüttern ein Silberton iſt! Plinius L. 28. c. 17. Ed. Hard. führt an: Adſidere gravidis, vel cum remedium adhibeatur, digitis pectinatim inter ſe implexis, veneficium eſt; idque compertum tradunt Alcmene Herculem pariente. Pejus, ſi circa unum ambove genua. Item poplites alternis genibus imponi. Ideo hæc in conciliis ducum poteſtatumve fieri vetuere majores, velut omnem actum impedientia. Vetuere & Sacris votisve ſimili modo intereſſe. Der angeführte Spruch war alſo nicht nur in dem Umfang des Kreißſtuhles im Werth, ſondern er war auch die Loſung bey den glänzendſten Verſammlungen und feyerlichſten Handlungen. „Wenn man bey ſchwangern Weibern, oder wenn man jemand Arzney eingibt, mit ineinander geſchlagenen Fingern, wie ein Kamm, ſizt, ſo iſt dieſes eine ſchändliche Zauberey, und wie man ſagt, hat ſolches die Erfahrung gezeigt, als Alkmene den Herkules zur Welt gebracht; noch ſchlimmer iſt

es,

es, wenn man die Hände über eines oder beyde Knie zuſammenſchlägt.“ Die Erfahrung von der Alkmene will ich nach des Ovids Erzählung anführen: Alkmene brachte ſieben Tage mit den entſezlichſten Schmerzen in der Geburt zu. Galanthis, eine von ihren Mägden gieng hin und wieder; ſie argwohnte eine Zauberey, da ſie eine Frau an der Thüre ſizen ſah, welche die Hände über das Knie gefaltet hatte, und etwas zwiſchen den Zähnen murmelte; Galanthis beredete ſie, daß Alkmene niedergekommen wäre. Lucina, denn ſie ſelbſt war dieſe verſtellte Frau, hatte kaum dieſe Worte gehört: ſo ſchlug ſie die Hände aus einander und ſtund auf; worauf Alkmene ſo gleich entbunden wurde.

—— —— Subſedit in illa
Ante fores ara, dextroque à poplite lœvum
Preſſa genu, digitis inter ſe pectine junctis,
Suſtinuit partus. Tacita quoque carmina voce
Dixit, & inceptos tenuerunt carmina partus &c.
Metam. L. IX. v. 298. ſqq.

Pauſanias erzählt die Sache mit gleichen Umſtänden.

ſtänden. Er ſagt im IX. Buch, S. 192. daß man zu Theben, die Figur gewiſſer Frauen geſehen, welche Juno abgeſchickt, die Niederkunft der Alkmene zu verhindern, und daß die Tochter des Tireſias, Namens Hiſtoris, ſie betrogen habe, indem ſie ausgerufen, Alkmene ſey entbunden.

* * *

Wenn man an Blumen oder Kränzen riecht, die zu einem Begräbniß gehören, ſo verliert man den Geruch. Rocken=Ph. IV. 49. Wie ſonderbar! bey einem verſtorbenen Menſchen, der oft übel genug riecht, verliert man den Geruch nicht. Zu Cicerons Zeiten glaubte man, derjenige verliere das Gedächtnis, welcher Grabſchriften leſe. Nec ſepulcra legens vereor, quod ajunt, ne memoriam perdam. De Seneſt. C. 7.

* * *

Prophezeyungen aus dem Coffeeſaz ſind noch immer in der Uebung. — Bey einem Gaſtmal weiſſagte Anaxarchus aus einem Becher, aus wel-

chem er dem Alexander zutrank, er werde verwundet werden. In convivio quum Anaxarchus Alexandro propinaret, oſtenſo calice, prædixit, fore ut vulnus accipiat. Lycoſth. p. 184. S. oben in der Erſten Sammlung.

* * *

Wer ein Geſpenſt höret, ſoll ſich nicht umſehen; ſonſt wird ihm der Hals umgedreht. Rocken-Phil. IV. 21. Mit ſolchen Regeln erhält ſich der Geſpenſter-Glaube auf die Nachkommen. So lange dieſe Quelle nicht verſtopft wird, bleibt die Furcht. Welches mag wol der Urſprung der Geſpenſterey ſeyn? In den älteſten Zeiten waren die erſten Götzen weiter nichts als verſtorbene Menſchen, welch im Kriege oder in Regierungs-Sachen ihrem Volke viel gutes gethan haben. Man ehrte ihr Andenken nach ihrem Tode, und malte oder hauete ihr Bild in Stein. Man gieng noch weiter: es wurden Prieſter verordnet, die vor das Andenken der Verſtorbenen ſorgen mußten. Sie machten ihnen zu Ehren Lieder, und zeichneten gewiſſe Tage im Jahre aus,

an denen das Andenken jener Verſtorbenen durch Singen, Gaſtmale und Tänze gefeyrt wurde; und nun waren ſie Götter! hatten ſie ſich ehedem zu ihren Lebzeiten des gemeinen Beſten angenommen: ſo mußten ſie es nun auch als Götter thun, und ſich zuweilen ſichtbar zeigen. Dies war der erſte Anfang der Geſpenſterey. Weiterhin glaubte man, daß alle gute Menſchen nach dem Tode Halbgötter oder Dämonen und Schuzengel würden. Dieſe wären Diener der Obergötter, und bekämen von ihnen mancherley Aufträge an die Menſchen, denen ſie daher ſichtbar zuweilen erſchienen. So wuchs der Geſpenſterglaube; doch wurden ſolche Weſen nicht für böſe, ſondern für gute gehalten. So erſchien Apollonius dem Kaiſer Aurelian, welcher Tyana zu plündern willens war, der es aber auf ſein Gebot unterließ. Apollonium Thyanæum, amicum verum Deorum, ipſum etiam pro numine frequentandum, ſubito ei aſtitiſſe atque — dixiſſe: Aureliane, ſi vis vincere, nihil eſt, quod de civium meorum nece cogites. &c. &c. *Vopiſcus* in Aureliano c. XXIV.

Jn

In den finſtern Zeiten der Chriſtenheit, da man immer heidniſche Lehren mit dem Chriſtenthum vereinigte, gieng das Ding immer weiter. Wie die böſen Geiſter in den Lemuralien aus den Häuſern hinausgeklingelt und verbannt wurden: ſo machten es auch Chriſten nach, welche anfänglich gute, nachmals auch böſe Geiſter beſchwören zu können ſich anmaßten, und damit nicht wenig Beute machten. Noch mehr, unwiſſende und eigennützige Mönche gaben ohne Unterlaß vor, daß ihnen der und der Verſtorbene erſchienen ſey, mit Bitte, ſeinen Anverwandten zu ſagen, daß ſie recht viel Meſſen für ihn ſollten leſen laſſen, damit er bald aus dem Fegefeuer erlößt würde. Ich will nur ein einiges Beyſpiel aus D. Hildebrandi offertorio pro defunctis p. 101. anführen: Ein reicher Mann beſtimmte vor ſeinem Ende eine beträchtliche Geldſumme zu Seelenmeſſen, welche die Wittib auch gleichbald dem angewieſenen Kloſter bezalte. Die Mönche hielten die Summe zu gering, und hieſſen einen Frater des Nachts in die Kammer der Wittib ſchleichen, welcher ihres ver:

verſtorbenen Mannes Perſon vorſtellen, und ihr ſeine ſchmerzhafte Lage in dem kläglichſten Tone vorheulen mußte. So ſchlich dieſe menſchliche Eydexe mehrmalen in die Kammer und verkroch ſich wieder. Anfangs war die Wittib ſchüchtern, nachmals aber deſto dreuſter, daß ſie fragte: wer er wäre? ich bin, antwortete das Geſpenſt, die Seele deines verſtorbenen Mannes, und leide groſſe Pein, indem das beſtimmte Geld zu meiner Rettung aus dem Fegefeur nicht hinreicht. Die Wittib konnte dem Unweſen nimmer länger zuſehen, und beſielt einem ſtarken Kerl, an einem gewiſſen Standort auf das verwünſchte Geſchöpfe zu paſſen. Das Geſpenſt erſcheint und erneurt frecher ſein Begehren. Der feſte Knecht ſpringt mit ſeiner herkuliſchen Keule herfür, und klopft auf den Rücken des fetten Frevlers ſo heftig, daß dieſer ſchrie: Schone, ſchone, ich bin kein Geiſt, ich bin der Herr Johannes. Parce, parce, ego non ſum anima, ego ſum Dominus Johannes. Nun ſchlug er noch heftiger — der liebloſe Menſch!

In den heidniſchen Skribenten trift man hin und wieder Nachrichten von Geſpenſtern an, der groſſe Philoſoph Demokrit hielte ſich einſt ganz allein in einem ſehr abgelegenen Orte unter Gräbern auf: Es fanden ſich jungen Leute, die ihm eine Furcht einjagen wollten; ſie haben ſich als Geiſter der Verſtorbenen verkleidet, die allerabſcheulichſten Larven angenommen, und ſind mit hunderterley Sprüngen und Gaukeleyen um ihn herumgeſchwärmt. Er hat aber ſie nicht gewürdiget, anzuſehen, ſondern nur unter beſtändigem Schreiben geſagt: höret auf mit den Narrenpoſſen! Hic neque ipſorum ſimulationem timuerit, neque ipſos omnino reſpexerit, ſed inter ſcribendum dixerit, deſinite ineptire. Lucian. in philopſeud. Tom. II. p. 495. Deſto mehr furchte ſich der wizige Hobbes vor Geſpenſtern — und Montaigne ſchauderte, wenn er eine Huhn oder Haſen ſterben ſehen ſollte. Das erinnert mich an die Worte des Seneka: Nullum magnum ingenium ſine mixtura dementiæ.

Die Fortſezung folgt.

Siebendes Stück.

Die bezauberte Raupen.

Democritus affirmat, beſtiolas enecari, ſi mulier, quæ in menſtruis eſt, ſolutis crinibus & nudo pede unam quamque aream ter circumeat, poſt hoc enim decidere omnès vermiculos, & ita emori.

Columella.

Tiefe Finſterniß überzieht noch die ſchönſte Lichtſphähre der menſchlichen Vernunft, und in manchen Gegenden iſt es bey nahe um kein Haar heller, als zu Demokrits Zeiten, der doch in dem dickſten Heidenthum athmete. Satyren und Aushunzungen ſind leichte Federnbälle, welche auf dem dickhäutigen Rücken des Pöbels ſanft und unempfindlich

pfindlich auffallen. Einmal die Lehrer müſſen das Ihrige thun, und das Volk zur reinen Quelle der Religion und zur Kenntniß natürlicher Dinge führen, damit daſſelbe die blaue Brille wegwirft, und durch ſeine eigne Augen ſehen lernt. Ihre Worte würden alsdenn in dem Lande, wo ſie leben, ein wahrhaftes Gold aus Ophir ſeyn.

In den Schlözerſchen Staats-Anzeigen auf das Jahr 1782. S. 317. leſe ich, daß eine Pfarre in Tirol, S . . . . mit Nahmen, erſt noch im Jahr 1781. auf Vorſchub ſo gar eines biſchöflichen Konſiſtoriums eine Bulle ums liebe Geld von Rom erkauft habe, worinnen alle Raupen und Würmer durch die vom Kapitol herab gedonnerte Keulen des Exorcismus aus der Pfarre hinaus geſchmettert worden ſeyen. ——

Die Gewohnheit, Heuſchrecken und andre Ungeziefer in den Bann zu thun, iſt ſchon vor Jahrhunderten im Schwange geweſen. Der Gang des Proceſſes war folgender: Zuerſt ward ein Bittſchreiben im Namen der Einwohner aufgeſezt, worinn ſie um die Vertreibung der Inſecten baten.

Hier-

Hierauf wurde ein Richter erwählt, vor dem ſich die Advokaten, die den Inſecten zugegeben waren, ſtellten; es wurde replicirt u. ſ. w. S. die wöchentliche Unterhaltung über die Erde und ihre Bewohner von Zöllner. Berlin 1784.

Auch unter den Proteſtanten binden noch Vorurteile den Verſtand auf die traurigſte Weiſe, und ſie laſſen ſich durch die fürchterliche Zauberey des Aberglaubens regieren. Eine auffallende Probe hievon findet ſich im 9ten Stück des Schwäbiſchen Magazins auf das Jahr 1778. wo es heißt: „Madam N. hat ein ſchönes liebes Gärtchen, aber es wimmelt von Raupen. Davon will ich ihnen ſogleich helfen, ſagt die Nachbarin, und ſie wird morgens nackend um die Länder herumgehend geſehen. Was ſie geſagt oder gemacht hat, weiß ich nicht; aber den andern Morgen wird ein gewiſſer Nachbar von Raupen faſt getödtet. Sein ganzes Hauß kriecht voll. Der Marſch geht dazu über die Gaſſe, und in dem Garten iſt nicht eine einige mehr. Was iſt von der nackenden Wohlthäterin zu halten? Sie ſoll mit ihrem Nachbar ein-

einmal Verdruß gehabt haben. Die Geſchichte iſt 14. Tage alt und aktenmäſig. "

Es iſt Zeit, den Schleyer abzunehmen, der nach obigem Motto ſeit einer langen Reihe von Jahren für den Augen der Menſchen liegt, und ſie zur näheren Beleuchtung dieſes ſeltſamen Phänomens zu führen; nur thut mir leid, daß in der kurzen Erzählung dieſer wunderbaren Raupengeſchichte mehrere Umſtände fehlen, die zur Erklärung derſelben vieles hätten beytragen können, wenn ſie hinzugeſezt worden wären. Was waren es für Raupen? und was ihre Nahrung? oder auf welcher Gattung von Pflanzen hielten ſie ſich auf? waren ſie, als ſie aus jenem Gärtchen vertrieben wurden, völlig ausgewachſen? war ihre Verwandlung zur Puppe vorhanden? u. d. Vielleicht laſſen ſich noch dieſe ermangelnde Umſtände aus der kurzen Erzählung des Rezenſenten ſelbſt errathen. Es ſind fürnehmlich zweyerley Gattungen von Raupen bekannt, welche ihreu geſellſchaftlichen Aufenthalt von Zeit zu Zeit zu verändern, und ihren Zug in zimmlich zahlreichen

Horden

Horden anzuſtellen pflegen. Die Eine iſt die Phalæna caſtrenſis des Linnäus oder die Lagermotte. Die ganze Brut dieſer Raupe bleibt beyſammen, und macht ſich ein gemeinſchaftliches Geſpinnſt an der Erde auf dem Graſe, worauf ſie eine Zeit lang beyſammen wohnen. Wenn dieſes Geſpinnſt nicht mehr zur Wohnung bequem iſt, oder es in der Nähe an Futter fehlt: ſo ziehet die ganze Brut weiter, verfertigt ein anders Geſpinnſt, und ſchlägt gleichſam ein anders Lager auf, welches ſie bey erforderten Umſtänden wieder verläßt, und ein neues bezieht; und darauf zielet der Linnäiſche Name: Lagermotte.

Die andre wandernde Raupe iſt die Phalæna proceſſionum Linnæi, die Proceſſionsmotte. Die zahlreiche Brut dieſer Raupengattung bleibt bis zu ihrer Verwandlung beſtändig beyſammen, und ſitzet in ihrem Neſt nicht neben, ſondern wol drey bis vierfach übereinander, und nimmt öfters eine Wanderung von einem Baum zum andern vor. Eine einzelne Raupe macht alsdenn den Anfang, gleich als wenn eine gemeinſchaftliche Verabredung

unter

unter ihnen vorgegangen wäre, die andern folgen nach, jedoch ſo, daß eine beſtändig dicht hinter der andern hergeht, bisweilen gehen zwo, bisweilen auch wol drey nebeneinander, und dieſe Ordnung wird von ihnen aufs ſorgfältigſte beybehalten; daher werden ſie ſich gleich wieder in dieſelbige begeben, wenn man ſie mit Gewalt darinn zu ſtören ſucht.

Allein dieſe beyde Raupengattungen können es nicht ſeyn, mit welchen ſich unſre gegenwärtige Geſchichte zugetragen hat. Jene, die Lagerraupe, erſcheint in den Monaten Majus und Junius, und dieſe, die Proceſſions-Raupe, in den Monaten Junius und Julius. Die Erzählung von unſerer Begebenheit ſtehet im 9ten Stück des Schwäbiſchen Magazins, welches für den Monat September gehört, und in der Recenſion heißt es ausdrücklich, daß ſie ſich erſt vor 14. Tagen zugetragen habe, woraus erhellet, daß dieſe Raupen im September in jenem Garten geweſen ſeyn müſſen. Ueberdiß waren dieſe Raupen in einem Garten, woſelbſt weder die Lager- noch die Proceſſions-

Raupe ihre Nahrung würde gefunden haben; denn dieſe nähret ſich von den Eichenblättern, und jene vorzüglich von der Wolfsmilch mit ſchmalen und ſpizigen Blättern, welche nicht in den Gärten wächſet, wiewol jene auch mit den Mäuseöhrlen und der Alchimille vorlieb zu nehmen pflegt, welche beyde Pflanzen aber gleichfalls nicht in den Gärten, wenigſtens nicht in Menge anzutreffen ſind. Eben ſo wenig können die quäſtionirte Raupen von andern ſchädlichen Raupengattungen geweſen ſeyn; nicht die Neuſtria, die ſich im Majus und Junius einſtellt, und ſich auf den Obſtbäumen aufhält; nicht die Chryſorhæa, welche die Obſtbäume im Frühjahr verwüſtet; denn dieſe beiden, ſo wie alle übrige mir bekannte vorzüglich ſchädliche Raupen begeben ſich nicht in die Häuſer, wenn ſie ſich zur Verwandlung ſchicken, ſondern ſuchen ſich einen Ort dazu an den Bäumen, Zäunen ꝛc. aus, oder bereiten ſich ihren Aufenthalt zwiſchen den Baumblättern. Was für eine Raupengattung mag es alſo geweſen ſeyn, von welcher hier die Rede iſt? Keine andre, als die

Eruca

Eruca Braſſicæ Lin. die Kohlraupe, wie aus fol-
genden Kennzeichen erhellen wird.

Sie aſet auf den Kohlkräutern, hält ſich alſo in den Gärten, und am liebſten an denen nahe an Häuſern liegenden Gärten auf, worinn ihr Fras gepflanzet wird, und richtet in denenſelben die gröſte Verwüſtung an; weßwegen ſie unter die ſchädliche Raupen mit gröſtem Recht gezählt wird, und worüber auch die Klage der Frau N. gegen ihre Nachbarin veranlaßt worden. Sie erſcheint in gröſter Menge, kommt im Auguſt, im September iſt ſie ausgewachſen, und verwandelt ſich zur Puppe. Hat ſie dieſe Zeit erreicht: ſo verläßt ſie die Pflanze, wovon ſie ſich genährt hat, ſucht einen bedeckten Plaz, wo ſie in ihrem Puppenſtand bis zur Verwandlung in den bekannten weiſſen Tagſchmetterling für jeder nachtheiligen Witterung Sicherheit finden kann. Gebäude, Gartenhäuſer ſind die Oerter, welche ſie vorzüglich zu ihrem Winteraufenthalt wählet, und in denenſelben hängen ſie ſich an Mauren, Balken, Breitern u. d. an. Man ſiehet ſie daher zur

Zeit ihrer Verwandlung im September häufig in den Häuſern, welche in der Nähe der Gärten ſtehen, herumkriechen. Und hieraus läßt ſich ſchon erklären, warum der Nachbar auf einmal einen ſo zahlreichen Beſuch von Raupen in ſeinem Haus um dieſe Zeit bekommen habe. Sein Haus mußte ja in der Nähe des Gärtchens der Frau N. liegen; denn er war ihr Nachbar, und vielleicht hatte er ſelbſt einen Garten an ſeinem Hauſe, vielleicht waren noch mehrere daneben, aus welchen ſich die Raupen dahin ziehen konnten, daß ſein Hauß ſo ſehr davon gewimmelt hat. Wäre auch des Nachbars Hauß von dem Garten auf 50. — 60. Schritte entfernt geweſeu: ſo iſt dieſer Weg für die Raupen gar nicht zu weit geweſen. Die Erfahrung lehrt, daß ſie ſich immer ſo weit und noch weiter von ihrem Nahrungsort wegbegeben, und ſo lange fortlaufen, bis ſie einen ihnen anſtändigen Ort zu ihrer Verwandlung gefunden haben. So habe ich es immer und jährlich, ſo lange ich mich mit der natürlichen Geſchichte der Inſekten beſchäftiget habe, beobachtet, und ſo

wird

wird es ein jeder, der hierauf acht haben will, wahrgenommen haben.

Haben aber dieſe Raupen keinen nähern Ort zu ihrer Verwandlung als das Haus jenes Nachbars finden können? warum mußten ſie gerade dieſes ſuchen, und noch überdiß den Weg dahin über eine zwiſchen dem Gärtchen und dem Hauſe des Nachbars liegende Straſſe nehmen? Ich weiß hierauf keine andre Antwort zu ertheilen, als daß man ſolche willkührliche Züge, von welchen kein Grund angegeben werden kann, von dieſen Raupen ſo wol als von andern Inſekten, z. B. von Ameiſen alljährlich machen ſiehet, und daß ſie darinn einem uns noch unerklärbaren Naturtrieb folgen mögen, wozu freylich der feine Sinn des Geruchs oder des Gefühls, den ſie vorzüglich haben, vieles und vielleicht alles beytragen kann. Die Proceſſions-Raupe z. B. begiebt ſich von ihrer Eiche, die ſie bisher bewohnt hat, herab, nahe dabey ſtehet eine Eiche mit friſchen Blättern, ſie übergeht aber dieſelbe, richtet ihren Marſch nach einer weiter entlegenen hin; und hat auf dieſem

ihrem Gang noch die Unbequemlichkeit, daß ſie einen in dem Wege liegenden dicken Block überſteigen muß, womit die ganze Horde einen völligen halben Tag, ſo wie mit ihrer ganzen Wanderung auf die erwählte Eiche einen Tag und eine Nacht zugebracht hat, bis ſie den unterſten Aſt derſelben erreicht, und ihren Fras wieder gefunden hat. Dieſen Zug habe ich erſt in dieſem Jahr, ſo wie ich ihn hier beſchrieben, zu beobachten Gelegenheit gehabt. Gleiche Züge trift man auch bey der Ameiſe an.

Hiedurch fällt ſchon der gröſte Theil des Wunderbaren oder der Hexerey bey unſerer Raupengeſchichte hinweg, und der Marſch, welchen dieſe Raupen aus dem Gärtchen in des Nachbars Hauß genommen haben, iſt ihrer Natur gemäß, welchen ſie auch immer und alljährlich da oder dort, inſonderheit wenn ſie ſich, wie heuer geſchehen iſt, in vorzüglich groſſer Menge einfinden, vorzünehmen pflegen. Allein warum verlaſſen dieſe Raupen gerade am andern Morgen jenes Gärtchen, nachdem das Weib Tags vorher in demſel-

ben

ben nackend herumgegangen, und nachdem ſie vorher der Beſitzerin des Gartens zugeſagt hat, ſie von der Raupenplage zu befreyen? Eben aus der angegebenen Urſache, weil gerade ihre Wanderungs- und Verwandlungszeit vorhanden war. Die Raupen mußten ihren Fraß und das Gärtchen verlaſſen, weil ſie ihre Natur dazu antrieb. In der Gegend, wo ich ehedem wohnte, fällt die Kirchweih des Dorfs Affalterbach in die Mitte des September Monats, und es iſt ein allgemeines Sprüchwort daher entſtanden: die Raupen gehen auf die Affalterbacher Kirchweih, wenn man die Zeit ihres Abzugs oder vielmehr ihrer Verwandlung zur Puppe, und der Befreyung von ihnen angeben will.

Vielleicht aber hat doch die Nachbarin zur ſchleunigen Flucht dieſer Raupen etwas beygetragen? Ich will es nicht ganz in Abrede ziehen, und ich weiß gar wol, daß unter den gemeinen Leuten noch verſchiedne Mittel aus der Magia naturali bekannt ſind, womit ſie allerley Wirkungen, welche öfters den Gelehrten in Verwunde-

rung ſezen, herfürbringen können. Ich habe erſt in dieſem Spätjahr etwas hiehergehöriges in Erfahrung gebracht. In einem zimmlich groſſen Stück Feldes, worinn nichts als Weißkraut gepflanzt war, wurden alle Beete bis auf eins, in welchem nicht ein Blatt verlezt war, von den Raupen zerfreſſen und verwüſtet. Ein vernünftiger Inwohner des Orts ſah dieſen merkwürdigen Unterſcheid unter dieſen Krautbeeten, und von Neugierde angetrieben, gieng er auf dieſes wolbehaltene Krautbeet zu, und unterſuchte, woher es kommen möchte, daß die auf allen Seiten in Menge befindliche Raupen dieſes allein verſchont hätten? Er fand auch das Mittel, das der Eigenthümer gebraucht hatte, ſein Beet von der Gefräſſigkeit der Raupen zu verwahren, und zwar beſtund es darinn, daß er auf jedes Krauthaupt der äuſſerſten und das Beet einſchlieſſenden Reihen von Krautpflanzen ein Häufgen Schaaf- oder Gaiskoth gelegt hat, durch deſſen ſtarken und widrigen Geruch die Raupen abgehalten worden, dieſes Beet anzufallen. Es iſt ohnehin bekannt, daß ſich die

In-

Inſekten durch bittere oder ſtark riechende Kräuter und Gewürze, oder durch Infuſionen von denenſelben manchmal vertreiben laſſen, ſo wie die Raupen die Krautbeete nicht anfallen ſollen, um welche Hanf gepflanzt worden. Vielleicht hat die Nachbarin jenes oder ein ähnliches Mittel gewußt und gebraucht, um die Raupen aus jenem Gärtchen zu vertreiben. Wiewohl ich gänzlich dafür halte, daß ſie zu dieſem Raupenzug gar nichts beygetragen, und derſelbe einig ihrem Naturtrieb zur Verwandlung zuzuſchreiben ſey.

Anekdote zur Geſpenſter-Kritik. 1782.

Dieſe Anekdote iſt völlig authentiſch. Ich habe nichts daran geändert, als daß ich mir die Freyheit genommen habe, die Namen abzukürzen; eine Vorſicht, die ich der Sache ſchuldig zu ſeyn glaubte, um der Familie zu ſchonen, und den Verfaſſer weder mit ihr, noch mit der Kirche in Ungelegenheit zu verwickeln. Inzwiſchen liegen ſolche Urkunden beym Archiv der Chronologen auf jeden Fall, wenn ſie zu einem hiſtoriſchen Beweiß nöthig wären.

Weckhrlin.

Der General . . iſt einer von denenjenigen Offiziers, welche mit ihren Berufs-Geſchäften noch andre Wiſſenſchaften verbinden. Er hat einen fürtreflichen Büchervorrath; macht glückliche Aufſäze in verſchiednen Fächern der Gelehrſamkeit, und denkt und ſpricht gründlich über gelehrte Werke. Unter den Gegenſtänden, denen er ſeine Erholungsſtunden ins beſondre ſchenkt, haben die Genealogie und Heraldik den Vorzug.

Dieſer General iſt von Jugend auf mit dem Hauſe eines gewiſſen Marquis verbunden, und war bey deſſen Vater, der Feldmarſchall geweſen iſt, Adjutant; ſeitdem liebt er dieſe Familie und erweiſet ihr alle erſinnliche Höflichkeiten. Er bemühte ſich, Mittel ausfindig zu machen, dem Marquis einen feyerlichen Beweiß, wie ſehr er ſeinem Hauſe ergeben ſey, zu zeigen. Seine Liebe zur Genealogie bot ihm den Stof dazu dar. Er fiel auf den Gedanken, den Stammbaum dieſes Hauſes auszuarbeiten; Nicht, als ob der Stammbaum des Marquis nicht ſchon längſt in der Ordnung geweſen wäre; denn dieſe Familie iſt eine

der

der erlauchteſten und anſehnlichſten in der Monarchie. Wie aber der General den Stammbaum mit hiſtoriſchen Noten ausarbeitete, wurde er ein ganz neues und vollſtändiges Werk; Er hielt zu dem Ende auf ſeine Koſten Zeichner, Mahler und einen Gelehrten, der ihm mit Aufſuchung und Anordnung der nöthigen Urkunden an die Hand arbeitete.

Der Stammbaum war auf zwölf Realbögen zu ſeiner Vollkommenheit gediehen, auſſer, daß ſich noch eine einige Lücke darinn befand, welche eine in das Haus dieſes Marquis geheurathete Dame aus einer freyherrlichen Familie betraf, deren Herkommen nach diplomatiſchen Erforderniſſen nicht hinlänglich berichtiget war.

Der General ſah wol ein, wozu dieſer Umſtand in einem Staate, wo die Genealogie des ritter- und ſtiftmäſſigen Adels ſo ſtrengen und vielfältigen Unterſuchungen unterworfen iſt, mit der Zeit Anlas geben könnte, und beſchloß, die Feder nicht eher niederzulegen, bis dieſe Lücke ausgefüllt wäre.

Da ſich zeigte, daß die im Jahr 1758. ausgeſtorbene freyherrliche Familie ihr Erbbegräbnis bey den Vätern des heil. Cajetan zu . . . hatte: ſo verſchafte er ſich die Vergünſtigung, die Gruft eröfnen zu dörfen, um die Urkunden, ſo er von der zweifelhaften Perſon beſaß, mit den Ueberbleibſeln, die man in der Gruft zu finden hofte, zu vergleichen.

Dieſen Auftrag erhielt der Gelehrte, der mit dem General zu arbeiten die Ehre hatte. Mit allen Urkunden, die zur Sache gehörten, bewafnet, und die ſeine Nachſpur leiteten, begab er ſich den 20. Auguſt 1778. unter die Erde. Von nun an will ich ihn ſelbſt reden laſſen, und ſeine eigene Worte aus dem von ihm hiebey geführten Protokoll beyſezen:

Die Gruft der Baronne . . . liegt mitten unter dem Hauptaltar; Ein Umſtand, der die Schwürigkeiten der Unternehmung ſehr vermehrte, weil der Altar von Grund aus abgebrochen werden mußte, um den Eingang in die Gruft zu finden. Die Kirche mußte zu dem Ende verſchloſſen, folglich

lich der Abendgottesdienſt früher geendiget, und die Frühmeſſe ſpäter angefangen werden; wodurch zwar der Geiſtliche in ſeinem Zirkel geſtört, gleichbalden aber auf erhaltene Geldgeſchenke zur Einwilligung gebracht wurde.

Die Arbeit fieng ich Abends 7. Uhr mit Hülfe zwölf handfeſter Kerls an. Ich ließ den Altar beyſeite rücken, und fand den Eingang der Gruft, der mit einer ſteinernen Platte von 18. Zollen im Durchſchnitt verſchloſſen und wol verküttet war. Die Gruft enthielte nicht mehr als 32. Schuhe in der Länge und 16. Schuhe in der Breite. In dieſem Raum waren 28. Särge gedrängt; eine Zahl, die genau mit derjenigen übereintraf, welche mein Papier, zufolge der aus dem Familienarchiv gezogenen Verzeichniß, beſagte.

Die Särge waren zum theil zimmlich voluminös, und beſonders war derjenige, welcher die Leichname des Urſtammvaters der Familie und ſeiner Hausfrauen, welche beyde nebeneinander, er in völligem Harniſch und Ritteranzug, und ſie als eine Karmeliternonne lagen, enthielt, eine ungeheure

heure ſteinerne Maſſe, worinnen eine andre kupferne Maſſe ſich befand.

Man kann hieraus urteilen, daß die Särge nicht nur einer auf den andern gebeugt; und in der That waren ſie nach der vollkommenſten Succeſſions-Ordnung ihres Todes geſtellt, ſondern daß auch ein ſehr kleiner Raum, worinnen ich die vorhabende Arbeit fürnehmen konnte, übrig war.

Dieſer Raum iſt zwiſchen dem vorderſten Rang der Särge und der Treppe wirklich nicht gröſſer geweſen, als 16. Schuhe ins Gevierte. Man bedenke hiebey, daß wir uns ſelbſt vierzehn, mich und den Kirchendiener hinzugerechnet, in dieſen Raum ſchicken ſollten; allein die Treppe half uns.

Der Gegenſtand meines Auftrags erforderte durchaus, daß ich die Särge inwendig von Leiche zu Leiche unterſuchen mußte; zumalen da die wenigſten Särge äuſſerliche Aufſchriften hatten, und die Meiſten unter den vorhandenen Aufſchriften entweder durch die Zeit, oder durch die Arbeitsleute,

leute, welche wegen des engen Raums gehindert wurden, verderbt und unerkenntlich gemacht waren. Dieſe Maasregel war mir unentbehrlich. Man weiß, daß unſere Voreltern die Gewonheit hatten, ſich mit ihren Ehrenzeichen, mit Orden, mit Pettſchierringen und andern Kennzeichen begraben zu laſſen, welche ihr Geſchlecht und ihre Würden unterſchied. In der That fand ich auch die Leichen ſämmtlich alſo, daß ich den Unterſcheid des Geſchlechts und ſo gar der Perſon genau beurteilen, und ſie zimmlich richtig mit den Papieren, die ich beſaß, vergleichen konnte. Kurz, dieſe Maasregel half mir vollkommen, daß ich jedes Individuum am Coſtume, an der Architektur des Sargs ꝛc. finden und an ſeinen Plaz ſtellen konnte.

Zu dieſer Unterſuchung aber war ein Plaz nöthig, um dahin die Särge verſezen zu können, welche ich nicht hatte. Die ſechszehn Quadratfüſſe, die ich frey beſaß, reichten kaum zu, um einen Theil meiner Handlanger zu ſtellen. Hier frage ich einen jeden aufgeklärten Mann, was er

an

an meiner Stelle würde gethan haben? Vielleicht nichts anders, als was ich gethan habe. Ich ließ den oberſten Sarg abheben, und nachdem ich ihn eröfnet hatte, ließ ich ihn zuſammenſchlagen, ſo den zweyten, dritten, vierten und alle folgende nach der Reihe; nachdem ich fertig war, hinterließ ich die Gruft in ein Chaos von Holz, von Stein, von Menſchenknochen, von Juwelen und Ruinen verwandelt. Wenn ich wegen phyſiſcher Beobachtungen da geweſen wäre: hätte ich Gelegenheit gehabt, tauſend wichtige Anmerkungen zu ſammlen. Nichts unterrichtet mehr als ein Zirkel von Leichen und von Grabmälern. Unterdeſſen ereignete ſich ein beſondrer Fall, welcher würdig iſt, angeführt zu werden.

Wir hatten bereits bis in die Mitternacht gearbeitet; nun ſchien es mir Zeit zu ſeyn, meine Arbeitsleute das Mahl einnehmen zu laſſen, welches ich für ihre Erholung in der Sakriſtey veranſtaltet hatte. Ich bat ſie, daß ſie ihren Wein und Käß genieſſen, und mich unterdeſſen allein arbeiten laſſen ſollten. Sie giengen weg, und lieſſen

mir

mir nur eine einige Lampe zurück; neben dieſer ſaß ich auf der Treppe der Gruft, mit dem Bleyſtift in der Hand, und meine Papiere um mich her.

Aus einer unglücklichen Vorſicht, daß keiner von ihnen, woferne er ſich in der Kirche verlaufen ſollte, in die Gruft ſtürzen möchte, deckten ſie den Eingang mit ſtarken Dielen dicht zu, welche noch mit einigen Steinen beſchwert wurden.

Eine ungeſchickte Bewegung, die ich im Schreiben machte, ſtürzte die Lampe um; und ich ſaß plözlich in der dichteſten Finſterniß. Ich kletterte die Treppe hinan, und ſuchte die Oefnung mit den Händen; fühlte aber bald, daß ſie verſchloſſen, und daß ich mitten in einer grauſamen und ſtinkenden Gruft unter Todten, deren Gebeine ich beunruhigt und zerſtört hatte, von allen Menſchen getrennt war. Dieſer Zufall war mir auch wegen dem Zeitverluſt unangenehm, den er mir zuzog.

So ſaß ich ohngefähr eine Stunde lang iſolirt, und hatte Zeit, fürtrefliche philoſophiſche und theo-

theologiſche Betrachtungen anzuſtellen, wenn man immer aufgelegt wäre, dergleichen zu machen; Allein mich beſchäftigte eine ganz andre Betrachtung. Ich empfand bereits die Beſchwerlichkeit der eingeſperrten Luft, und der Ausdünſtungen von dem Knochenhaufen, den ich gebauet hatte. Eine ſchreckliche Krämpfung der Bruſt, eine ſchwere Athmung, die ſich jeden Augenblick vermehrte, erinnerte mich an die Gefahr, in der ich mich befand, und die Vorſtellung, daß bey einer ſchnellen Wiedereröfnung des Eingangs ſich der Druck dieſer unterirrdiſchen Luft dringen, und mich entſeelen könnte, vollendete dieſe Ideen.

Vergebens grief ich mich an, ſo laut als möglich zu rufen; die Sakriſtey war zu weit entfernt, als daß mich meine Arbeitsleute hätten hören können. Endlich hörten ſie mich doch, und kamen mit dem Lichte herbey. ——

Ich will nur noch die ſtille Betrachtungen anführen, die ich während meiner Einſamkeit in der Gruft machte. „Du haſt, ſo ſprach ich bey mir ſelber, die Gebeine dieſer Verewigten beunruhigt,

du

du haſt ihre Särge zerſtört, und unter ihren Leichen gewütet; du haſt — — und alles das ohne erhebliche Urſache, blos aus Gefälligkeit und aus eitler Neugierde. Acht und zwanzig Körper liegen vor dir zertrümmert, ihre Stätten misshandelt, beraubt und nach deinem Muthwillen beleidigt: wie? wenn nun die Hypotheſe vom Daſeyn der Geiſter richtig wäre? Sollten ſie ſich nicht izo zeigen, und ihre feurige Macht an mir beweiſen? Kann man die Geiſter der Verſtorbenen mehr empören, und ihre Ahndung auf eine gröbere Art reizen? Kann man die Hölle toller herausfordern? — — — Ja, da ſich izt keiner unter dieſen Todten rührt, und da ſich keine einzige von dieſen Seelen für die Beſchimpfung, die ihren Leichnamen wiederfahren iſt, rächet: ſo müſſen nur niemals Geſpenſter möglich ſeyn!"

Achtes Stück.

Entdeckte Quellen abergläubiſcher Meinungen.

Wie ein gefärbtes Glas, wodurch die Sonne ſtrahlt,
Des Auges Urteil täuſcht, und ſich in allem mahlt!
So thut das Vorurteil; es zeigt uns alle Sachen,
Nicht, wie ſie wirklich ſind, nur ſo, wie wir ſie machen.

von Haller.

Die Welt hat ſich nun einmal an das eiſerne Joch des blinden Gehorſams von verjährten Vorurteilen feſſeln laſſen, und ſie widerſezet ſich ſogar mit allen Kräften den vernünftigſten Vorſtellungen, wodurch ſie von den Feſſeln loskommen könnte. Gelünge es mir: ſo verdränge ich auch den Schatten des Aberglaubens. Ich will viele

Meinungen in dieſem Stücke kurz faſſen, und ſie durch Entdeckung ihrer ſchmuzigen Quellen zu entkräften ſuchen.

* * *

Es iſt nicht gut, wenn man nach dem Himmel mit Fingern weiſet; man ſticht einem Engel die Augen aus. Rocken-Philoſ. Th. IV. S. 377. Mit dieſem albernen Vorgeben wollte man den Kindern abgewöhnen, daß ſie nicht mit Fingern auf jemand weiſen ſollten, indem dieſes bey vielen Völkern für etwas unanſtändiges, ja gar ſtrafbares gehalten wird. Rungius im erſten Stück ſeiner morgenländiſchen Fragmente für Freunde der Bibel 1783. S. 54. erzehlt folgendes: Zwey Kaufleute in Perſien hatten ſich einſt, um den König Seſi zu ſehen, an die Straſſe geſtellt, wo er vorbey mußte. Als er ſich ihnen mit ſeiner Begleitung näherte, bat er ſeinen Freund, ihm den König zu zeigen, weil er ihn noch nicht kannte. Dieſer, der ihn oft geſehen hatte, zeigte ihm denſelben mit Fingern, damit er ihn von andern Herren unterſcheiden möchte.

Kaum aber hatte er dieſes gethan: ſo kamen etliche Reuter, und hieben ihm die Hand ab.

Daher zählt der Prophet Jeſaias Cap. 58. v. 9. dies unter die vorzüglichen Pflichten gegen den Nächſten, ihn nicht mit Fingern zu zeigen, welches nach dem Zuſammenhang der Stelle heißt: den Nächſten auf keine Weiſe beleidigen. Eben ſo rechnet auch Salomon in ſeinen Sprüchen 6, 13. unter die Handlungen eines böſen und ſchädlichen Menſchen, wenn er mit Fingern zeiget.

Pylades, ein berühmter Komödiant, wurde unter dem Kaiſer Auguſtus aus Rom und ganz Italien verbannt, weil er auf einen von den Zuſchauern mit Fingern gewieſen. Pyladem urbe atque Italia ſummoverit, quod ſpectatorem, a quo exſibilabatur, demonſtraſſet digito, eumque conſpicuum feciſſet. *Sueton.* in Auguſt. C. XLV. Doch finde ich auch das Gegentheil bey Perſius Satyr. I. v. 28.

At pulcrum eſt digitis monſtrari & dicier: hic eſt.

Was

Was nun der Grund iſt, warum Kinder mit Fingern nicht gen Himmel weiſen ſollen, eben derſelbe iſt es auch, warum man ein Meſſer nicht auf den Rücken legen ſoll; denn man ſagt, die Engel verlezten ſich in ſolchen Meſſern. Rocken-Phil. eben daſelbſt. Damit nämlich das Meſſer deſto weniger auf dem Rucken liegen bliebe, und ſich Kinder und andre nicht damit verlezten.

* * *

Wenn man aus einem Viehſtall die Spinnenweben wegfegt: gedeyht das Vieh nicht. In die Ställe ziehen ſich, der Wärme und Nahrung halber, viele Mücken, welche dem Vieh beſchwerlich werden. Treibt ſie das Vieh durch Bewegung des Schwanzes von ſich: ſo gerathen ſie leicht in die Spinnenweben, und finden darinn ihren Untergang; deſto eher kann alsdenn das Vieh gedeihen.

* * *

Wenn die Weiber eine Garnwaſche haben: müſſen ſie brav dazu lügen; ſonſt wird

das Garn nicht weiß. Rocken-Phil. B. I. S. 27. Ohnfehlbar bewunderte einſt ein Weib das weiſſe Garn ihrer Nachbarin, und fragte nach dem Mittel. Sie ſagte es ihr, daß gute Laugen das beſte dabey thun müſſe. Sie ſchrieb es in ihr Koch- oder Hauß-Buch auf; aus Verſehen aber ließ ſie den Buchſtaben (a) in dem Wort: Laugen, weg. Sie gebrauchte ſtets Laugen, und bekam allezeit weiſſes Garn. Die Tochter erinnerte ſich, daß ihre Mutter immer ſo ſchön weiſſes Garn geſotten hatte, und fand endlich das Mittel in bemeldtem Buche, daß gut Lugen das beſte dabey thun müſſe. Wollten hernach vernünftige Weiber an der Kraft dieſes Mittels zweifeln: ſo fand es doch in einem andern angenommenen Saz ſeine Stüze, welcher dieſer iſt: Hilfts nicht: ſo ſchadets doch auch nicht. Auf dieſe Weiſe ſchreibt man der Luge zu, was der Lauge zugeſchrieben werden ſollte.

* * *

Wenn man am Oſtertage vor der Sonnen Aufgang aus einem Bach Waſſer holt, ohne

ohne einen Menſchen, der uns begegnet, zu grüſſen, noch jemanden zu danken, der uns grüſſet: ſo bleibt das auf ſolche Weiſe geholte Oſterwaſſer immer friſch, und hat eine beſondere Kraft, die Haut des menſchlichen Leibs rein und vor Ausſchlag zu bewahren. Nun iſt es wol an dem, daß dergleichen Waſſer ſich lange erhält, und ſo leicht nicht faul und ſtinkend wird; es liegt aber die Urſache davon nicht darinn, daß es eben am Oſtertag und unter Beobachtung eines beſtändigen Stillſchweigens geholt worden; ſondern das im Märzen, wo die Erde im Frühling ſtark dunſtet, geſammelte Waſſer hat, ſeiner beſondern Eigenſchaften halber, die Kraft, der Fäulniß zu widerſtehen, und ſich gut zu erhalten; daher auch z. B. die Dinte, die von Märzen-Schnee oder Märzen-Waſſer angeſezt wird, nicht leicht faul und ſchimmlicht wird. Man beredete ehedem den Pöbel, das geweihete Waſſer werde nicht faul noch ſtinkend. Die Sache iſt wahr; Ich habe geſehen, daß Märzenwaſſer in Glaßgefäſſen friſch und ohne Geſtank Jahrlang

aufbewahrt worden iſt. Sammelt man überdiß das Waſſer vor der Sonnenaufgang, ehe noch die wärmende Stralen der Sonne im Waſſer und in der in ſelbigem befindlichen Luft einige Veränderung verurſachen konnte, iſt es deſto beſſer. Nun fällt das Oſterfeſt meiſtens in den Märzen, oder auch zu Anfang des Aprils; es verlegte daher der Aberglaube das Waſſerholen auf dieſes Feſt, um ihm deſto mehr Kraft zu geben, und verordnet ein gänzliches Stillſchweigen, daß dieſe Kraft durch Zauberey nicht entzogen werden könne. Man darf nicht grüſſen, noch dem Grüſſenden danken, weil es ein Zauberer oder eine Hexe ſeyn könnte, welcher man dankt.

Zu Chryſoſtomus Zeiten iſt etwas dieſem Oſterwaſſerholen ähnliches gebräuchlich geweſen, da man nämlich zu Mitternacht an dem Tage, daran Chriſtus getauft worden, auch Waſſer aus der Kirche nach Hauſe getragen, welches einige Jahre unverdorben geblieben ſey.

* * *

Wenn eine ſchwangere Frau einem armen Sünder, der abgethan werden ſoll, nachgeht: ſtirbt ihr Kind eben auch dieſes Todes. Rocken-Phil. Th. 6. S. 371. Man will damit üble Folgen bey Mutter und Kind vermeiden. Es können lebhafte Ideen der Einbildungskraft nicht allein im menſchlichen Körper überhaupt, ſondern auch in der Frucht einer ſchwangern Frau bewundrungswürdige Veränderungen und Bewegungen erregen. Das Beyſpiel, das Friedrich Hoffmann in Halle erlebt hat, und das die gröſte Glaubwürdigkeit verdient, iſt anmerkungswerth. Man fand nämlich in einem weiblichen Cadaver das Herz ganz verkehrt liegen, wovon bey genauer Nachfrage, die man bey der noch lebenden Mutter that, weiter kein Grund ausfindig gemacht werden konnte, als dieſer, daß die Mutter zu der Zeit, da ſie mit dieſem Kinde ſchwanger gegangen, der Zubereitung eines armen Sünders zum Tode beygewohnt hatte, wobey der Prediger öfters vom verkehrten Herzen geredet hat, welches bey der

ſchwangergehenden Frau einen allzulebhaften Eindruck verurſacht hatte. Wer wollte daher zweifeln, daß die Imagination und die davon abhangende Ideen eine körperliche Veränderung und Bewegung hervorzubringen fähig ſind? S. Diſſ. Friedr. *Hoffmanni* Cordis inverſio memorabilis tam Phyſicis quam Theologis ac Medicis ſcitu admodum jucunda ac utilis, obſervata à Collegio Medico civitatis Hall. in anatomia cadaveris ſexus fœminei. Lipſ. 1671.

* * *

Man muß die Leichen ſo begraben, daß ſie ihr Angeſicht gegen den Aufgang der Sonnen kehren: ſonſt ſpucken ſie. Man lehrte ehedem in der chriſtlichen Kirche, daß Chriſtus ſeinen Siz im Himmel gegen Morgen genommen hätte, und daß er von Morgen her zum Gerichte über die Welt kommen würde; Man baute daher mit der Zeit die Altäre gegen Morgen, und man begrub auch die Todten in der Lage, daß ſie ihr Angeſicht gegen Morgen kehrten, damit ſie bey der künftigen Auferſtehung ſich dem von Morgen

kom-

kommenden Weltrichter in keiner unehrerbietigen Stellung zeigen, und ſo gleich bey ihrer Belebung das Licht der Welt im den Augen haben möchten.

Es würde weit weniger Aberglauben und geiſtlicher Thorheit in die Kirche ſich eingeſchlichen haben, wenn man nicht neubekehrten Heiden und Juden erlaubt hätte, Gott und unſern Erlöſer durch diejenigen Gebräuche äuſſerlich zu ehren, womit ſie vor ihrer Bekehrung theils ihre vermeinten Götter, theils den wahren Gott geehrt hatten. Man dachte durch dieſe Vergünſtigung vielen den Uebertritt von ihrem väterlichen Glauben zum Chriſtenthum zu erleichtern, und den Unterſcheid des alten und des neuen Glaubens, der nicht wenige ſchreckte, zu verringern. Viele aſiatiſchen Völker glaubten lange vor der Erſcheinung Chriſti, daß Gott gegen den Aufgang der Sonnen, und ſein Feind und Widerſacher gegen den Untergang derſelben wohne; daher entſtand die Gewohnheit in vielen Ländern, daß man ſich gegen Morgen kehrte, wenn man beten, und gegen

Abend,

Abend, wenn man dem Fürſten der Finſterniß, dem Feinde des Allerhöchſten, fluchen wollte. Die Lehrer des Chriſtenthums hielten dieſe alte Weiſe für unſchädlich, und meinten, daß die Gefahr, die etwa daraus erwachſen könnte, durch eine geiſtliche Deutung des Gebrauches ſattſam würde abgewandt werden. Man ließ alſo diejenigen, die bey der Taufe dem Satan entſagen mußten, das Geſicht gegen Abend wenden, und diejenigen, die Chriſtum für ihren Herrn erkennen ſollten; ihr Bekenntniß gegen Morgen ablegen. Man litte es, daß die Chriſten nach ihrer alten Gewohnheit ihr Gebet gegen den Aufgang der Sonnen verrichteten; was entſtand daraus? der Gebrauch breitete ſich durch den gröſten Theil der Kirche aus, und ward auch da, wo er ſonſt unbekannt geweſen war, angenommen. Die Menge ſeiner Liebhaber und die Zeit erwarben ihm ein göttliches Anſehen. Man zweifelte, ob diejenigen erhörlich gebettet hätten, die gegen Mittag oder Mitternacht geſehen hatten; und der Irrthum, woraus der Gebrauch entſprungen iſt, blieb in den Gemütern ſtehen.

* * *

Was ſterben ſoll, ſtirbt doch. Feiner lautet es ſo: Wenn mein Ende von dem lieben Gott beſchloſſen iſt: ſo können alle Arzneyen in der Welt mich nicht vom Tode retten. Die Beſtimmung und Feſtſezung des menſchlichen Lebensziels von Gott geſchieht nicht unbedingt, ſondern bedingt, und hat man ſich in allweg der Arzneyen zu bedienen; Viele aber, anſtatt vernünftige Mittel zu wählen, gehen zu den unwiſſendſten Leuten, und fragen ſie um Rath, und ein ſolcher Rath gilt ihnen zehnmal mehr, als was verſtändige Menſchen ſagen. Hr. Prof. Niemeyer ſagt in ſeiner Schrift: **über den Aberglauben bey Ertrunkenen.** Halle 1783. S. 45. Ein armer Mann, der in meinem Hauſe arbeitete, erzehlte mir den Tod ſeines Kindes. Er war herzlich betrübt. Ich frug ihn, ob er dann nichts gebraucht hätte? die Krankheit ſey doch ſonſt nicht tödtlich. Ich, ſagte er, ich habe alles verſucht; da kenne ich eine alte Frau, die verſteht ſich auf ſo was aus dem Grunde. Mutter, ſagte ich, meinem Kinde iſt was ange-

angethan. Da geht meine Frau neulich auf der Straſſe; begegnet ihr ein ander Weib, macht ſich mit dem Kinde zu thun, gibt ihm eine halbe Semmel; ſeitdem iſts nicht wieder zu gute gekommen; ich glaube, es geht drauf. Könnet ihr mir das Wurm nicht retten? Wir wollen ſehen, ſagte ſie; ich weiß was, wenns das aushält: ſo behaltet ihrs, wo nicht: ſo ſtirbts. — Da kam ſie zu mir vor Sonnenaufgang, und brachte einen Bund Heu mit, das ſie ſich wo um Gottes willen geholt hatte, machte im Ofen Feuer an, und warf das Heubund drauf, daß ein gewaltiger Qualm aus dem Ofen kam. Hernach nahm ſie meinen Jungen, Gott hab ihn ſelig, ganz nackend, wie ihn Gott erſchaffen hatte, legte ſeinen Leib auf ihre flache Hand, hielt ihn vor das Ofenloch, und ſagte: Johann Chriſtian, ich räuchere dich, was in dir ſteckt, das weiß ich nicht, im Namen Gottes, des Vaters u. ſ. w. Da ließ er auch gleich das Köpfchen hängen, und es wurd nicht lange, ſo verſchied er. — Das erzehlte mir der arme Menſch mit naſſen Augen; aber das ließ

er

er ſich nicht einfallen, daß wol ein groſſer Menſch den Kopf mochte hängen laſſen, wenn man ihn räucherte, geſchweige dann ein kleines todtkrankes Kind. Wohin kann der Aberglaube führen? Es iſt groſſe Frage, ob es nicht würde gelebt haben, wenn man ſtatt ſolcher Betteln, die ſchon manchen Menſchen um Geld, Geſundheit und Leben brachten, vernünftige Männer gefragt hätte.

* * *

Um eine Raze zum Ritt der Hexen untauglich zu machen, muß man ihr die Ohren abſchneiden. Ein gewiſſer Mann von Rang hatte einen Kater, der oft ganze Täge von Hauſe wegblieb, und mehrmalen beſchmuzt nach Hauſe kam. Der Herr war dieſer garſtigen Ausſicht überdrüſſig, und weil er nun einmal glaubte, der Kater werde von Hexen auf dem Ritt alſo mißhandelt: fragte er einen Viehhirten, der ſich eine unumſchränkte Macht über die Hexen anmaßte, was doch in dieſem wichtigen Fall zu machen wäre? Es iſt leicht, hier zu helfen, erwiederte der Hirte; ich brauche nur einen Sechsbäzner, eine gewiſſe

wiſſe Salbe zu machen, die die Hexen nicht leiden können; dieſelbe ſchmiere ich an die Kaze: ſo wird ſie keine Hexe mehr anſehen, und ſchneide ihr auch ein wenig von den Ohren ab, daß die Hexe auf ihrem Ritt ſich nicht mehr an den Ohren halten kann. Der Hirte hat auch wirklich von den Ohren der Kaze die äuſſerſte Theile abgeſchnitten, und ſie blieb richtig zu Hauſe.

Wenn den Kazen die Ohren abgeſchnitten werden: ſo können die Regentropfen leicht in die Ohren fallen, und die eindringende Luft wird ihnen empfindlicher; daher bleiben ſie eher zu Hauſe.

* * *

Warum hält man die Erſcheinungen der Geiſter um Mitternacht zwiſchen 11—12. Uhr, aber auch die Mittagszeit für bequem und angemeſſen? Vielleicht liegt der Grund dieſer fabelhaften Meinung in einer mißverſtandenen Stelle der heiligen Schrift, wie Herr D. Semler gezeigt hat. In der Abfertigung der neuen Geiſter und alten Irrthümer in der Lohmänniſchen Begeiſterung

rung zu Remberg, Halle 1760. S. 209. heißt es: daß in der ſogenannten griechiſchen Ueberſezung der 70. Dollmetſcher Stellen gefunden werden, wo von δαιμονιου μεσημβρινου geredet wird, oder einem mittägigen Teufel, wie es die Chriſten nachmals unrecht verſtanden; welches eigentlich einen heiſſen ſchädlichen Sudwind bedeutet, und ein mittägiges Uebel, Unglück oder Ungeheuer anzeigt. So hat er auch in mehrern alten kirchlichen Schriftſtellern von Spiritu, diabolo meridiano, geleſen, wodurch man wie mit faſt allen hermenevtiſchen Unrichtigkeiten einen dogmatiſchen Saz irriger Meinung eingeführt hat, der noch bis izt in der Geiſterlehre der gemeinen Leute gefunden wird, daß beſonders um Mittag und Mitternacht die Geiſter und Geſpenſter rechte Freyheit haben; gleichwol war in dem Pſalm blos die Rede von jähen tödtlichen Krankheiten und einer peſtilentialiſchen Plage, die von heiſſen ſchädlichen Lüften entſtund, wowider die göttliche Vorſehung allein helfen konnte.

* * *

Wenn die Gevatern mit dem Kinde zur Taufe gehen, und über ein Waſſer kommen: ſollen ſie Brod ins Waſſer werfen, damit das Kind zeitlebens keinen Mangel am Brod habe. Vermuthlich aus Mißverſtand der Worte des Predigers II, 1. Laß dein Brod übers Waſſer fahren: ſo wirſt du es finden auf lange Zeit.

* * *

Am Tage Valentin darf man keine Henne ſezen, um Eyer ausbrüten zu laſſen; die Eyer werden faul. Wahrſcheinlich iſt dieſer Wahn daher entſtanden, weil jemand an dieſem Tage mehrmalen eine Gluckhenne geſezt, und die Eyer faul worden. Es iſt noch zu frühe im Jahre, am Tage Valentin, der im Februar einfällt, Eyer brüten zu laſſen.

* * *

Hat Urbanstag ſchön Sonnenſchein, verſpricht er viel und guten Wein. In einigen Gegenden blüht der Weinſtock ſchon gegen den

Urbanstag. Blüht er ſo früh und bey warmer Witterung: ſo blüht er bald ab, und iſt viel und guter Wein zu hoffen. Auf die Blüthe des Rebſtocks kommt ſehr vieles an.

* * *

Welche in der Chriſtnacht in den Bronnen ſchaut, die entdeckt ihren Bräutigam darinn, ob er krumm oder gerade, klein oder groß ſey. Schüz vom Abergl. S. 383. Wohin verleitet nicht die abſcheuliche Leidenſchaft der ausſchweifenden Liebe? Einſt verabredeten ſich ein paar Baurmädchen miteinander, ſie wollten, wenn es in der Chriſtnacht Mondſchein wäre, in jenes Wäldgen gehen, und in dem Brunnen daſelbſt ihres zukünftigen Bräutigams Angeſicht entdecken. Hans hörte es, gieng bälder dahin und ſtieg auf dem nächſten Baum, der an dem Brunnen lag. Voll Begierde näherten ſich die Dirnen dem Brunnen. Hans, um in demſelben von den Dirnen recht geſehen zu werden, legte ſich mit dem Obertheil des Leibes weit herfür; hiedurch aber brachte er ſich aus dem Gleichgewichte, und — ſtürzte

mit hölliſchen Geräuſche ins Waſſer herab. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß die Mädchen halb entſeelt davon liefen, und die Legende will, daß eine davon bald darauf an den Folgen des Schreckens geſtorben ſey.

* * *

Eine Wöchnerin ſoll währenden Wochen, ſonderlich Dienſtags und Freytags, nicht geſtatten, daß Brod oder Fleiſch aus dem Hauß verliehen werde; damit dem Kinde die Ruhe nicht benommen würde. Um dieſe Zeit kann die Wöchnerin noch nicht ausgehen, um für Mahlen und Backen zu ſorgen.

* * *

Wenn man eine Speiſe zum erſtenmal im Jahr iſſet, muß man dem Nachbar ins Ohr kneippen; ſonſt bekommt ihme die Speiſe nicht. Die Alten wollten dem Nachbar damit eine gute Erinnerung geben, an die Güte Gottes zu gedenken, daß Er die Zeit hat wieder erleben laſſen, woran man neue Speiſen zu eſſen bekommt.

Hier

* * *

Hier ſagt man: wenn das Enzwaſſer bräunlicht iſt: wirds ſchön Wetter. Dieſes Waſſer iſt an ſich ſehr klar, indem es aus Brunnenquellen beſteht. Die bräunlichte Farbe aber kommt daher: wenn die in den umherliegenden Wäldern entſtandene Teiche, welche ſich von dem hineingefallenen eichenen Laub und Holz nach und nach braun gefärbt haben, durch langwüriges Regenwetter überlaufen: ſo theilen ſie ihre braune Farbe der Enz mit. Auf langwürigen Regen folget auch wieder Sonnenſchein.

* * *

Der Tag, auf welchen das Aequinoctium fällt, iſt denen Kranken fürchterlich und geheimnißvoll, oberachtet er ſo unſchuldig iſt, als ſeine nächſte Gefehrten. Man kann überhaupt nur ſagen, daß im Frühling und im Herbſte die meiſte Krankheiten zu herrſchen pflegen.

* * *

Wer Käß und Brod bey ſich trägt, iſt ſicher für Zauberey. So ſagt Hübner de Amu-

letis p. 11. Obſtetrices, nutrices particulas panis atque caſei linteolo involutas infantulis pro amuleto adverſus faſcinum de collo adpendunt, daß ſie nicht beſchrien werden. Man gebrauchte ehedem ſchon Käß und Brod als eine Art von Orthalien, um einen, der eine Laſterthat verübt hatte, ausfindig zu machen, und waren ſie unter dem Namen Caſeus exſecratus und Offa judicialis bekannt, davon D. Cotta de Sortibus Sanctorum S. 53. Meldung thut.

Es iſt ein andrer Grund, warum dem Käß und Brode die Abhaltung der Beſchreyung zugeſchrieben wird.

Das weite Gebiet, darinn man ehedem den Teufel ſeinen Unfug treiben ließ, und die Allkraft, die man im Pabſtthum an jede kirchliche Segnung einer Creatur ſchürzet, haben Anlaß zu dem Aberglauben gegeben, als ob Käß und Brod die Zauberey abtrieben; denn das Brod wird alſo geſegnet, daß es zur Wolfart der Seele und des Leibes, und zur Hülfe gegen die geſammte Nachſtellungen aller Feinde, und zur Erhaltung eines

langen

langen Lebens gereichen möge; ut ſit ſalus mentis & corporis, atque contra omnes morbos, & univerſas cunctorum inimicorum inſidias auxilium, & vitæ perennis tuitio. *Agenda Eccleſiæ Mogunt.* p. CXXXIII. Die Römiſche Kirche maßt ſich eine gewiſſe Stapelgerechtigkeit an, wo die paſſirende Produkten der Natur und der Kunſt, als: Feuer, Waſſer, Wein, Brod, Fleiſch, Salz, Käß, Fladen, Eyer, Oel, Kerzen, Stein, Palmen, Holz, Aſche, Glocken, Fahnen, Amulete u. d. zuerſt niedergelegt, durchweihet, und nachher mit reicher Ausbeute an die blinden Liebhaber umgeſezt werden. Was die Weihe nicht veredelt, das erſezen die Wunder. Man leſe Tim. 4, 4. 5.

In einigen Gegenden legt man Salz und Brod zu den Kindern, damit ſie nicht behext werden können. In dem Oberrheiniſchen hinkenden Bothen auf das Jahr 1784. S. 37. ſteht: Im Elſaß hat ein Pfarrer, der ſchon mehrere Jahre bey einer Gemeinde ſteht, erſt entdeckt, daß die Leute den Täuflingen Salz und Brod zwiſchen

die Wickelbinden ſtecken. Und in der Wirtemb. Kirchenordnung S. 433. wird ausdrücklich verboten, Salz und Brod aus Aberglauben zu den Kindern zu legen. In den älteſten Zeiten haben die Chriſten den Täuflingen Salz in den Mund gegeben, nicht aber in der Abſicht, warum es heutiges Tags in der römiſchen Kirche geſchieht, nämlich ad effugandum inimicum d. i. den Feind zu verjagen. Dieſes hat Anlaß zu dem Aberglauben gegeben, daß, wenn auch nur Salz und Brod zu den Kindern gelegt würden, ihnen der Teufel und ſein Anhang keinen Schaden zufügen könnte.

*
* *

Von dem Anklopfen oder Animahnen der erſten Chriſten in den Tagen der Adventswochen, nach den Worten: ſiehe ich ſtehe vor der Thüre und klopfe an ꝛc. ꝛc. hat ſich eine Thorheit unter uns bis auf gegenwärtige Zeit erhalten. Ledige Leute ſind drey Donnerstage vor dem Chriſttage Nachts umhergeloffen, haben an die Thüren geklopft, die Ankunft Chriſti verkündet, Glück gewünſcht, und dafür alle Gattungen von Naſchwerk

werk oder Geld erhalten. Daher unſre Klöpflens-Nächte.

* * *

In den Klöpflens-Nächten zeigt ſich auch der ſchandliche Clauß den Kindern in einer fürchterlichen Geſtalt, und wirft frommen Kindern gemeiniglich durchs Fenſter Nüſſe und anders Naſchwerk zu. Schandlich Clauß iſt aus Sanct Nikolaus entſtanden. In deſſen Lebensgeſchichte heißt es ſo: Zu Parata war ein ädler, aber armer Mann, welcher drey Töchtern hatte, die er Alters halber längſt hätte verheurathen ſollen. Er konnte ihnen aber nicht nur nichts zur Ehe geben, ſondern ſie auch nicht einmal ernähren; gedachte daher, ihre Keuſchheit um Geld preiß zu geben. Nicht ſo bald erfuhr dies der heil. Nikolaus, als er ihm des Nachts durch ſein Fenſter ſo viel Geld zuwarf, als zur Ausſteuer für eine ſeiner Töchter nöthig war. So machte er es auch zum zweyten- und drittenmal ꝛc. S. Vit. Sanct. Comp. Har. p. 1073.

* * *

Wenn einem Pferdte, woferne es bis zum Schweiß zuvor geritten worden iſt, am Stephanstage eine Ader geöfnet wird, ſoll ihm in ſelbigem ganzen Jahr nichts fehlen. Der Stephanstag iſt von den lezten Tagen einer im Jahr. Auch die Pferdte brauchen bey ihren Aderläſſen Ruhe. In den Feyertagen, da zumalen auch die Tage kurz ſind, kann ihnen die Ruhe am leichteſten verſchaft werden. Was ſonſt das vergoſſene Blut des heil. Stephans für eine Wirkung auf eine Aderläſſe bey dem Vieh haben ſoll, weiß ich nicht.

* * *

Das Wetter ſchlägt nicht in das Haus, worinn ein Licht brennet. Um die an Lichtmeß in der römiſchen Kirche geweihten Lichter deſto kraftvoller zu machen, ſchrieb man ihnen auch die ſonderbare Kraft zu, den Wetterſchlag von einem Hauſe abtreiben zu können, in welchem ein geweihetes Licht brennet. In Ermanglung deſſen hat nun auch der Aberglaube ein nicht geweihe-

tes Licht für fähig erklärt, den Wetterſchlag abwenden zu können. Die Mönche machen auch aus geweiheten Palmen kleine Kreuze, von denen ſie vorgeben, daß ſie vor dem Donner bewahren. Die Bauren ſtecken ſolche Palmzweige auf die Felder, mitten in ihr Getraide, und bilden ſich ein, es werde dadurch wider den Mehlthau und ſchädliche Wirkungen der Luft bewahrt werden. So weihet man auch an dem Feſte Mariä Himmelfart alle Pflanzen und Früchte, weil Maria einer Roſe und Lilie verglichen wird. Die Weiber bringen ganze Büſcheln zur Kirche, womit man nach ihrer Weihung räuchert und opfert, Wetter, Geſpenſter und Gift vertreiben kann.

* * *

Am Mauritiustage ſoll man nicht Waizen ſäen; ſonſt kommt der Brand drein. Welcher Schluß! der heil. Mauritius war als ein Mohr ſchwarz; darum wird auch der Waizen ſchwarz oder brandicht, der an dem im Kalender ihm geweiheten Tage geſäet wird.

Wenn

* * *

Wenn man die aufgegangene Kohlſaat vor den Erdflöhen ſichern will: muß man den Samen davon in einer Schüſſel, aus welcher man den erſten weiſſen Kohl gegeſſen hat, unausgewaſchen aufheben und daraus die weiſſe Kohlſaat ſäen. Dieſes Kunſtſtück hat ganz gewiß einmal ein luſtiger Kopf einer ſchmuzigen Hausfrau aufgebunden, um nur ihrer Unreinlichkeit zu ſpotten.

* * *

In Dänemark ſteckt die Braut, wenn ſie zur Kirche geht, Eßwaren in die Taſche, da ſie für jedes Almoſen ein Unglück miſſet; ſie gibt folglich gerne. Das Unglück kommt alsdenn auf den, welcher die Gabe empfangt; daher wollen die Bettler oft ihre Gaben nicht annehmen. S. die Erſte Sammlung fünftes Stück. D. Hildebrand in ſeinem Tractat: *De nuptiis Vet. Chriſtianorum* p. 91. Buccellas Tertull. vocat panis fruſtula, quæ in eleemoſynam dabant & mendicantibus ſingulatim porrigebant. Den

Zuſaz

Zuſaz hat der Aberglaube angeflickt. Kein Vernünftiger begreift, wie ſich an die Gabe des Almoſens eine mögliche Reihe von Unglücksfällen, die einen andern treffen ſollten, anketten könne, ſo, daß dadurch die Eheleute aus dem Gleiſſe des Unglücks heraus und der Arme, der das Allmoſen annimmt, in ſolches hineingeſezt würde. Ob alſo gleich das Austheilen des Allmoſens von Hochzeitleuten ſchon zur Zeit Tertullians, mithin in den allererſten Jahrhunderten, gewönlich geweſen, und ſolches ſeinen Grund in den Liebesmalen der erſten chriſtlichen Kirche hatte: ſo blieb doch auch in dieſem Fall der Aberglaube nichts ſchuldig.

* * *

Wenn man flucht: ſo gehts gut. Rocken Philoſ. B. II. S. 16 Einſt blieb ein Kutſcher mit einem alten Prälaten in einem tiefen Schlamm ſtecken. Ohneachtet aller angewandter Mühe konnte er den Wagen mit ſeinen vier ausgearbeiteten Märren nicht aus dem Moraſt bringen. Die Pferdte kannten ihren Meiſter nicht anders, als an Flüchen, und ahndeten nicht eher

Geiſſelſchläge, als bis ſie Flüche voran donnern hörten. Wo fehlts, ſprach der alte Prälat, warum will es nicht voran? Es würde wol gehen, antwortete der rüſtige Kutſcher, wenn ich nur — dörfte? Bisher ſcheute ſich der Kutſcher in Gegenwart des Prälaten zu fluchen, weil dieſer in dem Geruch eines frommen Mannes ſtand. Was wollt ihr dann thun, erwiederte der Prälat, ihr werdet doch nicht mit Zaubereyen umgehen wollen! Nein, nein, ſagte der Kutſcher, das will ich nicht, wenn ich nur — fluchen dörfte: ſo würde es wol gehen. Nun ſo flucht nur ein wenig, erlaubte lächlend der Herr Prälat, damit wir hier nicht übernachten müſſen. So bald der Kutſcher die böſen Geiſter aus ihren unſeligen Abgründen polternd herfür citirte, und ſeine Flüche mit ſatten Geiſſelſchlägen begleitete: ſo kam der Herr Prälat plözlich aus dem Schmutz heraus.

Wenn man die Pferdte nicht eher den Ernſt ſpüren läßt, als bis Flüche vorangegangen ſind: ſo iſts kein Wunder, wenn ſie träge bleiben. Man gewöhne aber die Thiere an andre unbedeutende

Worte

Worte und begleite ſie mit Schlägen: ſo werden die Worte ihnen ſo fürchterlich ſeyn, wie dem ſchüchternen Knaben Barbara celarent aus dem Munde eines polternden Schulmonarchen.

* * *

In der Chriſtnacht ſoll man naſſe Strohbinder um die Obſtbäume binden, ſo werden ſie fruchtbar. Rocken-Philoſ. Th. 1. S. 285. Würde man vor dem Winter um die Bäume graben und ſie düngen: ſo könnte man eher auf ihre Fruchtbarkeit rechnen. Und den Urſprung dieſes Aberglaubens? Ich denke, es iſt ſo gekommen. In den älteren Zeiten mag ein ehrlicher, chriſtlicher Gärtner alſo gedacht haben: „In dieſer Nacht iſt Chriſtus geboren, und zwar in einem Stalle, wo er ſtatt in einer Wiege auf Heu und Stroh liegen mußte, und hat uns doch den Segen vom Himmel gebracht. Dadurch hat er das Stroh geheiliget, daß es in dieſer Nacht einen beſondern Segen bringen muß." Es war natürlich, daß er dieſe fromme Entdeckung auf jene Bäume anwandte, ſie mit dem heiligen Stroh um-

umwand, damit dadurch der von Chriſto mitgebrachte Segen ſich auch ſeinen Bäumen mittheilte. Seine Zeitgenoſſen fanden dieſen Gedanken und dies Verfahren ſehr vernünftig und chriſtlich, und fiengen weit und breit an, ihre Bäume mit Strohſeilen in der Chriſtnacht zu zieren, und ſo hat dieſe alberne Beſchäftigung immer fortgedauert. Chriſtus kam eben nicht ſo wol darum auf die Welt, um uns irdiſchen Segen zu erwerben, ſo ſehr ſich mancher eher nach dieſem, als nach dem geiſtlichen Segen ſehnet.

* * *

Die Kühe geben eine rothe Milch, weil ſie bezaubert ſind. Bey der Unwiſſenheit und Trägheit der Menſchen, natürlichen Urſachen nachzuſpüren, verfällt man gleich auf Zauberey; das geſchah beſonders zu der Zeit, da man dem Teufel die Sphäre ſeiner Wirkſamkeit zu ſehr erweiterte. Dunkel lag damals in dieſem Punkte noch auf den heiterſten Köpfen, die das drückende Joch des Vorurtheils nicht abſchütteln konnten. Ich will es mit paſſenden Beyſpielen aus **Paulini** Dreck-

Apo-

Apothecke beweiſen; nur muß ich bitten, die Floskeln nicht auf meine Rechnung zu ſchreiben, ſondern ſie flieſſen aus der Feder des angeführten Paulini, der S. 423. alſo ſagt: Wie jene Bäurin einſt Blut von ihrer Kuh molk, und deßwegen ſehr traurig war: ſo gab man ihr den Rath, ſie ſollte nur in die Milch hofiren. Sie thats, und die alte benachbarte Vettel bekam Augenweh, ſie aber wieder weiſſe Milch. Man glaubte ehedem, es ſey dem Beelzebul, dieſem Dreckherrn, nichts mehr zuwider als der Menſchenkoth. Schon in mehreren Fällen, wenn die Milch ihre natürliche Farbe verloren, habe ich in dieſen Bogen gezeigt, daß es ganz natürlich dabey zugegangen ſey, und man nicht nöthig habe, ſolche Schweinpelzereyen nachzumachen.

* * *

Am St. Johannistage in der Mittags-Stunde ſoll man St. Johannesblut ſammlen, welches für viele Dinge gut ſeyn ſoll. Rocken-Philoſ. Th. II. p. 293. An bemeldtem Tage und Stunde ſuchen einige Leute ein Kraut,

welches auf ſandigen Boden wächst und polygonum cocciferum heißt; ſie ziehen es mit der Wurzel aus dem Boden, und finden an den Wurzeln einige röthliche runde Körnlein hangen, die in der Gröſſe einer kleinen Erbſe, wie Tröpflein Blut ſind. Dieſes ſoll, ihrem Vorgeben nach, von dem Blut des enthaupteten Märtyrer Johannis übrig ſeyn. So wie dies Thorheit iſt, ſo iſt auch jenes, als ob dieſes vermeinte Blut nur in der Mittags-Stunde am Johannistage zu haben ſey.

Schon mehrere Naturforſcher haben die Beſchaffenheit dieſer Körner unterſucht, und gefunden, daß es nichts anders als Eyerlein gewiſſer Würmer ſind; wenn ſie an die Sonne geſezt werden: ſo ſpringt die äuſſerſte Schaale auf, und es kriechen rothe Würmlein herfür, welche mittelmäſſigen Wanzen gleichen, und blutrothe Farbe von ſich geben. Vergebens hängen daher die Menſchen dieſe Wurzeln an ſich, oder ſchmieren dieſes vermeinte Blut an ihre Kleider, um von Krankheiten

ten oder von Unglück frey zu bleiben. Starckii Diſſ. de prodigiis Sanguinis. c. 3. §. 1.

* * *

Wenn der Herr der Bienen ſtirbt, muß man ſie von der Stelle rücken; ſonſt ſterben ſie. Vielleicht hat der Erbe keine Luſt zu Bienen, oder weiß auch nicht mit ihnen umzugehen; daher rücke man ſie, das iſt, man verkaufe ſie. Ich theile hier eine Geſchichte aus dem Nürnberg. Wochenblatt mit, welches 1782. unter dem Titel: Wochentliches Allerley zum Nuzen und Vergnügen erſcheint, daſelbſt heißt es S. 603. alſo: Meiſter Steffen, der Schuſter, lag ſchon vor ſeinem Hauſe auf dem Todtengerüſte. Schon war der Todesgeſang vom Schulmeiſter und einer anſehnlichen Leichenbegleitung angeſtimmt, als Nachbar Jerg die unzeitige Frage an ſeinen Gevatersmann that: habt ihr eure Bienen auch gerückt? — Himmel! das iſt vergeſſen, ſchrie dieſer, eilte und rückte die Bienenkörbe. Die Bienen hielten dieſe gewaltſame Verſezung für eine Kriegserklärung. Schnell entſchloſſen fielen ſie ihren Feind

an, und je mehr Mannſchaft ſie für ſich ſahen, deſto mehr Mannſchaft boten ſie auf. Voll Zuverſicht auf den Beyſtand des Himmels bey einer ſo frommen Handlung und auf Herzeinreden des Paſtors leiſtete der Leichenkonduct den ſtärkſten Widerſtand; mußten aber bald der Uebermacht weichen in kürzerer Zeit, als bey Roßbach die entſcheidenſte Bataille des achtzehenden Jahrhunderts entſchieden ward. Alles war geſprengt, der eine retirirte ſich mit dem Kopf im Bett, der ſtürzte ſich bis über die Ohren in Bach, der dritte kroch in den Rauchfang, der vierte wollte ſich durch die Flucht auf den Kirchhof retten; und als er auch dahin verfolgt wurde: verbarg er ſich ins Steffens ofnes Grab. Paſtor und Schulmeiſter flohen in den nahe gelegenen Wald, und verbargen ſich unter grünes und dürres Laub, andre liefen Stundenweit immer verfolgt. Den ganzen Tag ließ ſich keine Seele mehr ſehen. Erſt gegen Abend ſchlichen Paſtor und Schulmeiſter und ein kleiner Ueberreſt von nicht ganz geſprengten und verwundeten herbey und ſtellten ſich wieder — wo? auf

den Wahlplaz? — das wäre zu verwegen gewe⸗ſen — nein, auf dem Kirchhofe, wohin Steffen ſollte begraben werden. Sie ſtehen da; aber Steffen fehlt. Wer holt den Steffen? ich nicht — ich auch nicht. — Nach langem zunöthigen fanden ſich endlich zwey Helden ein — aber nicht mehr als zwey — die Steffen holen wollten. Je⸗der erſtaunte über ihre Kühnheit; denn es dachte ein jeder, es iſt keine gute Sache — Sie erſchie⸗nen beharniſcht mit Bienenkappen, Stiefeln, leder⸗nen Handſchuhen, und Rauchfackeln, und brach⸗ten den guten Steffen auf einer Miſtbahre ſo über⸗zwerg, als er überzwerg gelebt hatte, weil ſie mit der Todtenbahre nicht zurecht kommen konnten. Der Begräbnißgeſang wurde nun angeſtimmt. Die Bienen, welche glaubten, es gelte ihnen aufs neue, ſtürzten zum andern mal mit einer Macht, die ihnen den Sieg zum voraus verſprach, auf ihren Feind los. Alles war zur Flucht gefaßt; der Paſtor wollte die Andacht nicht geſtört wiſſen, und beſchwur ſeine Verſammlung auszuharren. Viele harrten; aber die verzweifelte Bienen wüte⸗

ten, ſo ſchön der Paſtor auch predigte, und preß-
ten bald da bald dorten ein o je! ach je! aus.
Der Paſtor ſchmält, und indem bekommt er ſelbſt
einen empfindlichen Stich, juckt und — Amen!
Hat der Aberglaube bey dieſer Geſchichte etwas
gelitten? Nein, Steffen mußte durch Abrede mit
dem Teufel den Streich geſpielt haben.

* * *

Der Scharfrichter ein Orakel.

(S. Oberrhein. hinkender Bothe 1784.
S. 190.)

In der Stadt C . . wurden vor einiger Zeit
einer obrigkeitlichen Perſon verſchiedne Sachen ent-
wendet. Der Beſtolne ſchickt zum Scharfrichter
mit dem Auftrag: durch die ſeinem Stande eigne
Kunſt den Dieb zu erforſchen, und ihm ein Auge
auszuhexen. Der Scharfrichter meinte, man wolle
ihn zum beſten haben, oder in Verſuchung führen,
und wies den Antrag ab; aber der vornehme
Herr beharrte ernſtlich auf ſeiner Forderung. Der
Scharfrichter nahm daher endlich ſeinen Entſchluß,

forſchte

forſchte genau nach allen Umſtänden des Diebſtals, und da er fand, daß ein ſehr wahrſcheinlicher Verdacht auf eine gewiſſe Weibsperſon fiel, verſprach er endlich, zwiſchen heute (Montag) und Freytag dürfte ſich vielleicht etwas ereignen. Hierauf ließ er obgemeldter Weibsperſon ſagen: Der Dieb ſey entdeckt, und wenn er nicht vor dem nächſten Freytag alles geſtolne zurückgebe, würde er ihm ein Aug ausheren. Das Weib ganz betroffen, aus Angſt für den Bedrohungen des vermeinten Teufelsmannes brachte ſogleich das Geſtolne dem Eigenthümer zurück. So wurde dieſer befriedigt. Der Scharfrichter verſtärkte ſich in dem Ruf eines übernatürlichen Künſtlers, und war gewis bey dieſem Vorfalle der geſcheudeſte von allen.

Macht der Freude.

Die arme Nichte und Erbin des Herrn von Leibniz, die nach dem Tode desſelben 6000. Dukaten in einer Kiſte unter ſeinem Bette fand, ſtarb plözlich vor Freude.

Macht der Betrübniß.

Ein armer Schuſter ſezte ſein noch übriges weniges Vermögen in die Lotterie. Ehe er hingieng, um bey der Ziehung derſelben anweſend zu ſeyn, ſagte er ſeinem Eheweibe: wenn er glücklich wäre und eine Terne zöge, wolle er ſich in eine Porteſchaiſe ſezen und nach Hauſe tragen laſſen, und wenn ſie die Porteſchaiſe von ferne dem Hauſe ſich nähern ſehen würde, ſollte ſie recht frölich ſeyn und alle Fenſter im Hauſe einſchlagen. Die Lotterie wird gezogen und er gewinnt — Nichts, worüber er ohnmächtig hinſank. Man eilte, um ihn nach Hauſe zu bringen, ſezte ihn in die nächſte Porteſchaiſe, und trug ihn nach Hauſe. Nicht ſo bald erblickt das begierige Weib die Porteſchaiſe, als ſie in die Höhe hüpfte und vor Freuden die Fenſter einſchlug. — Dieſer Schurke lumpte in kurzem zum Kandidaten des Spitals herab.

Neun-

Neuntes Stück.

Die weiſſe Frau. (*)

Infelix ſimulacrum atque ipſius umbra Creüſæ
Viſa mihi ante oculos & nota major imago
Obſtupui ſteteruntque comæ, vox faucibus hæſit.

Virgilius.

Unter allen Mitteln gegen den Aberglauben ſcheint mir keines ſicherer, als die Erforſchung des Urſprungs der Legenden und Fabeln; wenigſtens iſt ohnläugbar, daß es am allgemeinſten kann angewandt werden. Viele Menſchen, die man nicht ganz von der Thorheit aller Wundergeſchichten,

(*) S. Berliniſche Monatſchrift auf das Jahr 1783.

ten, Hexenmärchen und Geiſtererſcheinungen über⸗zeugen kann, weil es ihnen an philoſophiſchem Geiſte, oder an kritiſchem Scharfſinn, oder an hiſtoriſchen Kenntniſſen fehlt, kann man doch we⸗nigſtens dahin bringen, daß ſie einzelne Geſchich⸗ten verwerfen müſſen, ſo bald man ihnen zeigt, was zu der erſten Sage davon Gelegenheit gege⸗ben, und ihre Ausbreitung befördert hat. Dieſes Mittel hat ſchon mehrmalen ſein Glück gemacht, und nun, um aus ſo vielen nur ein paar Bey⸗ſpiele anzuführen, wird kein Vernünftiger mehr an die heil. Veronika und ihr Schweistuch, worinn das Angeſicht des Heilandes abgedruckt iſt, glauben, da Mabillon in ſeinem Muſæo Ital. T. I. p. 86. 87. dargethan hat, daß die Veran⸗laſſung zu dieſer Fabel in der Etymologie des Wortes Veronika zu ſuchen ſey, in dem daſſelbe aus vera icon (wahres Bildniß) in ein Wort Veronica zuſammengefloſſen. Ex his intelligi-tur, inquit Mabillonius, *Veronicæ* vocabulum eſſe imaginis, non mulieris, tracto inde ety-mo, quaſi diceretur vera icon, ſeu iconia, &

con-

contractis in unum vocabulum literis, Veronica. So haben auch gelehrte Kunſtrichter den Urſprung der Fabel von den eilftauſend Jungfern in der unrichtigen Art, wie man den Namen einer S. Undecimilla oder der XI. M. (artyres) Virgines geleſen hat, ſehr richtig entdeckt.

Ich würde mich glücklich ſchäzen, wenn ich die Anzahl dieſer entlarvten Fabeln vermehren könnte, indem ich auf eine einleuchtende Art zeigte, was zu dem Mährchen der ſogenannten weiſſen Frau Gelegenheit gegeben hat. Auſſer daß dadurch dem Reiche des Aberglaubens wieder etwas würde abgenommen, das Reich der Wahrheit erweitert, und das Herz aufrichtiger Chriſten von einer unchriſtlichen Furcht befreyet werden: ſo könnte ich hoffen, daß dieſer Verſuch, wenn er glücklich ausfiele, vielleicht zu ähnlichen Verſuchen Gelegenheit geben würde.

Das Mährchen von der weiſſen Frau iſt zu bekannt, als daß ich nöthig hätte, es weitläufig zu erzehlen. Man gibt vor, daß an einigen Höfen zu gewiſſen Zeiten ſich eine lange weibliche

Geſtalt

Geſtalt ſehen laſſe, die man der langen weiſſen Kleider und Schleier wegen, mit denen ſie umhüllet iſt, die weiſſe Frau zu nennen pflegt. Der Aberglauben ſezt hinzu, ihre Erſcheinung ſey allemal ein untrügliches Zeichen, daß irgend ein hohes Haupt an dem Hofe, wo ſie ſich ſehen läßt, mit Tode abgehen werde. Der Ausgang hat dieſe Vorbedeutung unendlich oft widerlegt. Es ſind Fürſten mit Tode abgegangen, ohne daß die prophetiſche Frau vorher erſchienen, ſie iſt erſchienen, ohne daß ein Todesfall erfolgt wäre, und man hat immer fortgefahren, an ihre weiſſagende Erſcheinung zu glauben.

Man hat ſo gar die fürſtlichen Höfe genannt, an denen ſie ſo freundſchaftlich erſcheinen ſoll, und das ſind London, Koppenhagen, Stockholm, Berlin, und einige andere; ja man hat endlich ſelbſt den Weg, den ſie auf ihrer Reiſe nimmt, ſo genau anzugeben gewußt, als wenn es die ausgemachteſte Sache von der Welt wäre. Doch auch das iſt noch nicht genug. Der Aberglauben, der mit ſeiner Leichtglaubigkeit ſelten auf halben Wege

ſtehen zu bleiben pflegt, hat ſich einen ſo vollſtän=digen Roman über dieſe prophetiſche Erſcheinung aufheften laſſen, daß man die Zeit, wenn ſie ge=lebt, ihr Geſchlecht, ihren Namen, und ihre ganze Geſchichte anzugeben und zu erzehlen weiß. Die=ſer Roman lautet alſo: Die weiſſe Frau, erzehlt die Legende, hies bey ihrem Leben Perchta, und war eine geborne Gräfin von Roſenberg aus Böhmen. Sie war ohngefehr ums Jahr 1420. geboren, im Jahr 1449. ward ſie am Sonntage vor Martini mit Johann von Lichtenſtein ver=mählt. Sie hatte ihre Hand einem Unwürdigen gegeben; denn ſie durchlebte mit dieſem Johann von Lichtenſtein eine höchſtjammervolle Ehe, die ſich endlich mit dem Tode ihres grauſamen Ge=mals endigte. Er ſtarb, und nach ſeinem Tode begab ſie ſich zu ihrem Bruder; allein auch dieſer ſtarb bald, und ihr blieb nach ſeinem Abſterben die Pflicht, ſeine Kinder zu erziehen. Dieſer Pflicht unterzog ſie ſich mit aller möglichen Sorg=falt, und ſo brachte ſie ihr übriges Leben bis an ihren Tod in frommer Abgeſchiedenheit zu. So wie

wie ſie ihr Leben in Erduldung vieler Leiden und in Erfüllung ſchwerer Pflichten zugebracht hatte: ſo widmete ſie ſich nach ihrem Tode der traurigen Pflicht, ihrer Familie, ja auch den fürſtlichen Höfen, mit denen ſie weitläufig verwandt war, den Dienſt zu erweiſen, und die daſelbſt ſich ereignenden — wolbemerkt — männlichen Todesfälle, es läßt ſich ſchwerlich ſagen cui bono? durch ihre Erſcheinung voraus anzudeuten. (*)

Ich bitte meine Leſer ſogleich zum voraus, auf den Umſtand aufmerkſam zu ſeyn, daß ſie nur die männlichen Todesfälle prophezeihe; dieſer Umſtand wird uns vielleicht auf die Spur bringen, auf der wir zur Quelle des ganzen Mährchens gelangen. In dieſem Puncte kommen alle an=

(*) Dieſe Erzählung iſt gezogen aus Johann Chriſtoph Nagels Diſſ. de celebri ſpectro, quod vulgo die weiſſe Frau nominant. Wittenberg 1723. woraus ſie auch ſchon der neuſte Ueberſezer von Balthaſar Beckers bezauberter Welt Leipzig 1781. Johann Moriz Schwager im I. Th. S. 185. 186. in der Anmerkung angeführt hat. Der Wittenbergiſche Schriftſteller hält die weiſſe Frau noch für ein gutartiges Geſpenſt.

angeſehenen Gewährsmänner ihrer prophetiſchen Erſcheinungen überein, und ich weiß nicht, ob ich nicht noch hinzuſezen darf, daß ſie vorzüglich den Tod der Häupter einer Familie anzeigte. Wenn dieſer Umſtand ſeine Richtigkeit hätte: ſo würde er meine Auflöſung des Räthſels noch mehr beſtättigen. Indes glaube ich ihn in folgender Erzehlung eines angeſehenen, frommen und gelehrten Mannes augenſcheinlich mit zu finden. Ich trage deſtoweniger Bedenken, ſie hier ganz herzuſezen, da die Beſchreibung ihrer Geſtalt und Kleidung, die darinn vorkommt, ganz auf meine bald folgende Erklärung der Fabel zu paſſen ſcheint. In der Leichenpredigt auf den Churfürſten Johann Sigismund von Brandenburg erzehlt der damalige Hofprediger Johann Bergius: „Nachmittag fragten endlich Seine Fürſtliche Gnaden, ob man auch die weiſſe Frau wieder geſehen? Und zwar es hatte nicht allein dieſelbigen Tage, ſondern auch die ganze Zeit her, in welcher der höchſte Gott das Haus Brandenburg mit ſo manchen Todesfällen heimgeſucht, ein ſolch Geſicht in weiß-

leid-

leidtragender Geſtalt, auf dem churfürſtlichen Hauſe zu unterſchiedenen malen allerhand Standes und Alters, auch fürſtlichen Perſonen, jedoch ohne ſchädlichen Schrecken oder jemands Verlezung ſich ſehen laſſen, alſo daß man nicht mehr daran zu zweifeln hat, wiewol auch unter dem gemeinen Volke viel dazu gedichtet und hin und wieder ſpargirt worden. Was aber davon zu halten, ob es ein Geſicht eines guten oder böſen Engels, oder vielmehr einer verſtorbenen Seelen (wie man im Pabſtthumb fürgegeben) oder ob es ſonſt nur ein merum phantasma ſey, leidet die Zeit nicht, daß ich meine Gedanken erkläre. So viel mögen wir verſichert ſeyn, daß ſolches Geſicht nicht ohne Verhängnis Gottes geſchehen, daß es Gott auch nicht zum böſen, ſondern zum guten Ende verhänge, zur Warnung denen, die ſonſt öfters nur allzuſicher dahin leben; und folget doch nicht, daß eben ein Todesfall darauf erfolgen müſſe, ſondern wenn Gott ſolche Warnung zuſchickt, ſo thut Ers zu dem Ende, daß wir, nach dem Exempel des Königs Hiskias, durch emſiges Gebet und

zeit-

zeitliche Buſſe das angedrohete Unglück entweder abwenden, oder ja deſto beſſer uns dazu bereit halten mögen. — Als nun dennoch Se. Fürſtliche Gnaden darnach gefragt, habe ich geantwortet: Sie hätten ſich wegen der weiſſen Frau nicht zu fürchten, ſie würde deroſelben nicht ſchaden können.“ u. ſ. w.

Eine ſo wol beſcheinigte Erſcheinung für ein Mährchen zu erklären, würde vermeſſen ſeyn, wenn man nicht wüßte, wie ſehr die menſchliche Einbildungskraft alles das zu ſehen im Stande iſt, wozu ſie einmal durch die Vorurteile des Verſtandes geſtimmt iſt. In den Zeiten, wo man noch an Geſpenſter und Hexen glaubte, ſah jedermann in der Mitternachts-Stunde in jedem Winkel ein Geſpenſt, und man erklärte jede alte Frau für eine Hexe. Die Erzehlung des Hofpredigers Bergius hält mich alſo nicht ab, die Erſcheinung der weiſſen Frau für eine Täuſchung der Einbildungskraft, und alle Geſchichten von ihr für Mährchen zu erklären, ja ich finde in derſelben verſchiedne Umſtände, die meine Vermuthung,

welche ich dem Leſer ſogleich mittheilen werde, beſtätigen helfen.

Wie iſt alſo dieſes Mährchen entſtanden? ich glaube nicht anders, als ſo wie der Wahn entſtanden iſt, daß es eine üble Vorbedeutung ſey, wenn einem Reiſenden ein Haaſe über den Weg läuft. Es iſt nicht gut, daß der Haaſe über den Weg läuft; es iſt beſſer, wenn er gebraten in der Schüſſel liegt. Dieſen Urſprung hat man vergeſſen, und der Aberglaube hat ſich gefreut, zu ſeinem prognoſtiſchen Geſezbuche eine neue Vorbedeutung hinzuzuthun. Ich ſage auf eben die Weiſe iſt das Mährchen von der weiſſen Frau entſtanden. Die Erſcheinung einer weiſſen Frau am Hofe bedeutete einen hohen Todesfall, das iſt in einem gewiſſen Sinn richtig. Dieſen Sinn hat man vergeſſen, und dieſe unſchuldige Redensart hat dem Aberglauben Gelegenheit gegeben, die Erſcheinung der weiſſen Frau zu einem vorbedeutenden Geſpenſte umzuſchaffen. Welches iſt aber dieſe unſchuldige Redensart? Um dieſe Frage be-

aut-

antworten zu können, muß ich etwas weiter aus-
holen.

Die Geſchichte ſagt uns, daß in den mittlern Zeiten die Trauer einer Fürſtin und Königin um ihren verſtorbenen Gemal in einer weiſſen Tracht beſtand. (*) Ich bin nicht im Stande genau anzugeben, wenn dieſe Mode abgekommen iſt, und wenn an jedem Hofe die weiſſe Trauer der ſchwarzen Plaz gemacht hat. Von dem einzigen Caſtilianiſchen Hofe hat uns Herrera aufbe-

Y 2 halten,

(*) Dieſe Art der Trauer kam nicht erſt in den mittlern Zeiten auf; denn *Polyd. Vergilius* de rerum inventoribus L. VI. c. 9. ſagt: Foeminæ in lucta aurum & purpuram deponebant, albasque veſtes, teſte Plutar. in problem. induebant, ut quemadmodum mortui corpus albis veſtibus velarentur. Alba autem veſte idcirco cadaver exornabant, quia ſolus albus color ſincerus ac purus minimeque inquinatus eſt, & ob id mortuis aptiſſimus. Sic in Evangelio legimus corpus Domini ſindone involutum fuiſſe. — Hinc arbitror natum, ut hodie reginæ francorum poſt mortem viri, albis tantum induantur veſtibus, & ſi qua vidua ſit, reginæ albæ vulgo vocitetur. K.

halten, daß die weiſſe Trauer an demſelben gegen das Ende des 15ten Jahrhunderts abgekommen ſey, und daß der lezte Prinz, der damit betraurt worden, Don Juan geweſen ſey. Es war ferner gewönlich, daß die verwittibte Fürſtin von dem Tode ihres Gemals an ſich nicht anders als in Traur kleidete. Eine natürliche Folge von dieſer Mode war, daß man die fürſtlichen Wittwen **weiſſe Frauen** nannte, daß alſo, ſolange die fürſtliche Wittwe lebte, eine weiſſe Frau oder weiſſe Königin ſich am Hofe befand. Von dem Franzöſiſchen Hofe wiſſen wir es gewiß, daß man die verwittibte Königin, zumal wenn auch eine regierende Königin am Hofe war, zum Unterſchied, la Reine blanche (die weiſſe Königin) nannte, und an dieſem Hofe muß auch die weiſſe Traur noch länger gedaurt haben, wenn es wahr iſt, daß noch Heinrich III. von ſeiner Gemalin iſt weiß betraurt worden. S. Carpentarii Gloſſarium v. Blanca.

Der Schriftſteller, aus welchem Carpentier dieſe Nachricht anführt, ſezt hinzu, daß die Geſchicht-

ſchichtſchreiber der Mutter Ludwig des heiligen mit Unrecht den Namen Blanche beylegen, ſie habe eigentlich Clementia geheiſſen, und der Name Blanche ſey ihr nur wegen ihres langen Wittwenſtandes beygelegt worden. Eine Stelle, welche die Nachricht, daß die königlichen Wittwen die weiſſen Königinnen geheiſſen, unumſtößlich beweiſet, habe ich in dem alten berühmten Roman du Chevalier aux Cygnes gefunden, und ich wundre mich, daß ſie Carpentiers Fleiſſe und Aufmerkſamkeit entgangen iſt. Dieſer Roman iſt wenigſtens aus dem vierzehenten Jahrhundert, und enthält eine fabelhafte Abſtammung des berühmten Gottfried von Bouillon, des Anführers des erſten Kreuzzuges und erſten Königes von Jeruſalem. Er war urſprünglich in Verſen geſchrieben, man hat ihn aber auch in Proſa, und ſo iſt er etwas verändert von Pierre Desray im Jahr 1499. gedruckt worden. Die eigentliche Aufſchrift dieſes Romans iſt: Hiſtoire miraculeuſe du Chevalier au cyne (aux Cygnes) fils du puiſſant Roy Oriant, du quel eſt iſſu Godefroy de Billon

lon (Bouillon) avec les faits de ce Roi & pluſieurs autres Princes & Barons Chrenelis.

Die Mutter des Königs Oriant hieß Matbrune, ſie wird aber als verwittibte Königin in dem Roman des Schwanenritters die weiſſe Königin (la Royne Blanche) genannt. Der Herausgeber der angeführten Memoires tirés d'une grande Bibliotheque macht dabey die Anmerkung, „daß man noch im vierzehenten Jahrhunderte die verwittibten Königinnen ſo zu nennen pflegte, es ſey zum Angedenken der Königin Blanca, Mutter des heil. Ludewigs, oder weil ſie immer in Nonnenſchleyer, und weiſſe Florkappen gehüllt waren, und eine immerwährende Trauer durch ihren ganzen Wittwenſtand trugen." Die erſtere Vermuthung aber muß wegfallen, ſobald man annimmt, daß die Mutter Ludewigs des heiligen ſelbſt wegen ihrer langen Wittwentrauer la Reine Blanche (die weiſſe Königin) und nicht die Königin Blanca ſey genennt worden, wie das aus der obenangeführten Stelle des Carpentier erhellet.

Ich

Ich glaube, meine Leſer werden nun ſchon meine Aufloͤſung der Aufgabe uͤber den Urſprung von der weiſſen Frau von ſelbſt gerathen haben. Es wuͤrde alſo ihrem Scharfſinn vorgreifen heiſſen, wenn ich noch hinzuſezen wollte, die Redensart: **Die weiſſe Frau wird bald bey Hofe erſcheinen**, habe nichts anders bedeutet, als: es **werde bald eine fuͤrſtliche Wittwe am Hofe ſeyn; es werde ſich alſo bald ein hoher Todesfall ereignen.** Ich hoffe, man werde den Uebergang von dieſer figuͤrlichen Redensart auf die vor dem Todesfalle hergehende Erſcheinung eines Geſpenſtes von einer weiſſen Frau, und auf ihre prophetiſche Misdeutung nicht zu gaͤhe finden. Wenn wir den Urſprung der Fabeln allezeit aus ſo wahrſcheinlichen Hypotheſen erklaͤren koͤnnten: ſo wuͤrden wir endlich immer mehr die Geſchichte von Fabeln ſaͤubern, und den Taͤuſchungen des Aberglaubens vorbauen. Daß man bey der unheilbaren oder gefaͤhrlichen Krankheit eines Fuͤrſten ſeine Fuͤrſtin ſich als Wittwe vorſtelle, daß die beſorgten und bekuͤmmerten Gemuͤter das, was ſie blos

beſorgen können, ſchon zu ſehen glauben, daß ſie dann das Geſicht als eine Vorbedeutung halten, iſt dem natürlichen Gange der menſchlichen Seele ſo gemäß, daß man ſich nicht wundern darf, wenn dieſes unendlich oft in der Welt geſchieht.

Man mag dieſe Erklärung halten, für was man will: ſo hat ſie doch den Vortheil, daß ſie ſich in den ganzen Zuſammenhang aller Umſtände, die man von dieſer vorbedeutenden Erſcheinung anführt, am beſten paßt. Ich habe oben als einen Hauptumſtand angemerkt, daß nach dem Volksglauben die Erſcheinung der weiſſen Frau einen männlichen Todesfall bedeute. Dieſer Umſtand läßt ſich bey nahe nicht begreiffen, wenn man nicht annimmt, daß die weiſſe Frau ihren Urſprung von einer Wittwe habe. Die Ueberlieferung ſagt ferner: Die weiſſe Frau erſcheine in leidtragender Geſtalt Ich kann darunter nichts anders verſtehen, als in den groſſen langen ſchleppenden Kleidern, mit den überhangenden Schleyern, ſo wie man ſie izt von ſchwarzer Farbe

trägt,

trägt, wie ſie aber zur Zeit des Urſprunges der Fabel von weiſſer Farbe getragen wurden.

Dieſe Schleyer ſind augenſcheinlich von den Nonnen hergenommen, deren Kleidung die verwittibten Fürſtinnen aus guten Gründen nachahmten; da ſie das Andenken ihres Gemals nicht beſſer, als durch eine gänzliche Abgeſchiedenheit von der Welt ehren, und die Gröſſe ihres Verluſts zu erkennen geben konnten, als wenn ſie die Kleidung der Gottvermählten nachahmten, und dadurch bekannten, daß, nachdem ſie ihren fürſtlichen Gemal verloren, nun kein Sterblicher mehr, ſondern der Höchſte allein, ſeine Stelle in ihrem Herzen einnehmen könne.

Es wird, denke ich, niemand von mir verlangen, daß ich Schritt für Schritt zeige, wie aus einem ſo geringen Urſprunge eine ſo umſtändliche Geſchichte habe entſtehen können, als wir von der vorgegebenen weiſſen Frau oben angeführt haben. Nichts iſt leichter und gewönlicher, als eine Fabel, wenn einmal der Grund dazu gelegt iſt, durch weitläufige Erzählungen weiter aufzu-

 ſchwellen,

ſchwellen, und durch die genauſte Umſtändlichkeit noch ferner auszuſchmücken. Nachdem einmal die Sage von den 11000. Jungfrauen Glauben gefunden hatte: ſo fand ſich bald ein fruchtbarer Legendenſchreiber, der ihre Thaten, ihr Vaterland, ihre Kriegszüge, Anführer u. ſ. w. ſo genau zu beſchreiben wußte, als wenn er ihren Feldzügen ſelbſt mit angewohnt hätte.

Ich könnte mich alſo völlig für entbunden halten, die Umſtände, womit man das Mährchen ausgeſchmückt hat, zu beurteilen, und daß ſie erdichtet ſind, darzuthun; denn auſſer daß ſie mit der Hauptſache von ſelbſt fallen müſſen: ſind wir von den Zeiten, wohin man ſie verſezt hat, zu weit entfernt, als daß man ſich auf jede Kleinigkeit in derſelben einlaſſen könnte.

Indeß enthält die Geſchichte doch einen Umſtand, der ſelbſt verräth, daß ſie erſt erdichtet worden iſt, nachdem man bereits lange an eine weiſſe Frau geglaubt hatte. Die Legende legt ihr den Namen Perchta von Roſenberg bey. In der Wahl dieſes Taufnamens Perchta glaube ich eine

Spur

Spur zu finden, daß die Geſchichte der Gräfin von Roſenberg bereits die Ueberlieferung von einem Geſpenſte vorausſeze, und daß die Erſtere dieſer Leztern angepaßt ſey. Der weibliche Taufname Prechta oder Perchta iſt ſo ungewönlich, daß man ſich billig wundert, ihn hier zu finden. Wenn man ſeinem Urſprung auf den Spuren der Analogie nachforſchte: ſo müßte er von dem männlichen Taufnamen: Brecht, Bert abgeleitet werden, welcher aber auſſer der Zuſammenſezung, als: in Albrecht, Berthold, Adelbert u. d. nicht vorkommt. Aus dieſem Grunde läßt ſich urtheilen, daß auch der Name Prechta, Perchta, Brechta, nicht auſſer der Zuſammenſezung vorkommen werde. Wie kommt er alſo hieher? Ich will eine Muthmaſſung wagen, die ich für weiter nichts, als für eine Muthmaſſung ausgebe, die, wenn ſie auch ſich nicht ſollte beſtätigt finden, meiner Auflöſung in der Hauptſache doch keinen Schaden thun würde.

Wir finden, daß dem heil. Dreykönigstage auch der Name Prechtag beygelegt werde. Verſchiedene

ſchiedene Sprach- und Alterthumsforſcher erklären dieſe Benennung unmittelbar für eine wörtliche Ueberſezung des Worts Epiphanias; das thut Haltaus, (S. Haltauſii Calendar. medii ævi S. 37.) dieſer Ableitung iſt die Sprache nicht entgegen; denn Brehen, Brechen hieß noch im fünfzehenten Jahrhundert ſo viel als glänzen. Das alte teutſche Vocabularium von 1482. gibt ſcheinend, prehend durch rutilus, und dieſe Ableitung ſchickt ſich ſelbſt ſehr gut zu den Wörtern Brecht, Bert, Bern, Warn u. d. womit viele Namen berühmter, ädler, erlauchter und glänzender Männer zuſammengeſezt ſind, und er iſt noch in dem engliſchen brigt ſichtbar.

Dem ungeachtet hat ſie andern Sprachforſchern nicht gefallen, und einige haben lieber die Benennung des heil. Dreykönigstages von einer Brech ableiten wollen, welche ein weibliches Geſpenſt ſeyn ſoll, das an dieſem Tage und der darauf folgenden Nacht ſein Weſen hatte, indem es, nach der Sage des Aberglaubens, den Leuten den Bauch aufſchnitt. Friſch in ſeinem teutſch-lateiniſchen

niſchen Wörterbuch von Percht ſagt, daß man mit dieſem Geſpenſte noch bis auf dieſe Stunde in Franken die Kinder in Furcht jage; er glaubt aber, daß das Geſpenſt ſeinen Namen von dem Brechtage, nicht der Brechtag den ſeinigen von dem Geſpenſte habe.

Ich nehme mir nicht heraus, dieſen grammatiſchen Streit zu entſcheiden; ich führe nur dieſe verſchiedne Ableitungen in der Abſicht an, um daraus zu zeigen, daß man der weiſſen Frau nicht ohne Urſache den Namen Perchta von Roſenberg gegeben. Wenn der weibliche Name Perchta oder Prechta auſſer der Zuſammenſezung eben ſo wenig vorkommt, als der männliche Name Bercht und Brecht: ſo kann man ſchwerlich einen vernünftigern Grund angeben, warum die Legende gerade dieſen Namen zur Ausſchmückung ihres Mährchens gewählt habe, als weil er in der Geiſterlehre des Volksglaubens der Name eines Geſpenſtes war.

Sonach träfen wir dann hier auf eine unzweydeutige Spur von der Erdichtung der Legende.

Es

Es ergäbe ſich aus ihr ſelbſt, daß der Wahn von einem Geſpenſte, das unter der Geſtalt einer weiſſen Frau zu erſcheinen pflegt, ſchon unter dem Volke geweſen ſey, ehe man noch die Legende dazu erdichtet, indem ſelbſt dieſer Wahn den Erdichter derſelben in der Wahl des Namens ſeiner Heldin geleitet zu haben ſcheint.

Ich müßte nicht wiſſen, welche Stärke der Beweiſe man für eine hiſtoriſch gewiſſe Wahrheit mit Recht verlangen könne, wenn ich das Reſultat meiner Unterſuchungen über die weiſſe Frau für etwas mehr, als eine bloſſe, aber ziemlich wahrſcheinliche Vermuthung ausgeben wollte. So ſchwach indeſſen dieſe Wahrſcheinlichkeit immer ſeyn mag, ſo gibt ſie uns doch immer eine mögliche Art an die Hand, das Entſtehen und Ausbreiten einer ſolchen abergläubiſchen Ueberlieferung zu erklären, und entkräftet alſo die Beweiſe, womit der Aberglaube ſeinem Wahn ein Gewicht zu geben glaubt.

Nach-

Nachtrag zu der Legende von der weiſſen Frau.

Die Quellen des Aberglaubens ſind eben ſo verſteckt, und in ihrem erſten Urſprung eben ſo gering und unbedeutend, als die Quellen des Nil. Sie ſchwellen nach und nach zum Strom auf, der, ohne den Boden zu befruchten, über ſeine Ufer tritt, und Vernunft und Wahrheit mit ſich fortſchwemmt. Sie ſelbſt werden oft erſt ſpät nach vielen mislungenen Verſuchen und abentheurlichen Theorien entdeckt und meiſtens da entdeckt, wo ſie keiner vermuthete.

Wer je darüber nachgedacht hat, durch welche unmerkliche Fortſchritte eine abergläubiſche Idee zu wachſen pflegt, was für ſeltſame Kombinationen und raſche Sprünge ſich die einmal durch Hang zur Schwärmerey, durch Andächteley, durch feyrliche Cerimonien, durch Furcht u. ſ. w. angeregte Imagination erlaubt, und wie oft der Aberglaube ſelbſt aus Wortſpielen und Sprachzweydeutigkeiten Nahrung ſaugt — der wird obige von einem der ſcharfſinnigſten Philoſophen Deutſchlands verſuchte

Er=

Erklärung von dem Urſprung einer eben ſo berühmten, als lächerlichen Geſpenſterhiſtorie, nicht nur ſehr ſinnreich, ſondern auch dem durch Geſchichte und tägliche Erfahrung bewährten Gange abergläubiſcher Ideen und ſchwärmeriſcher Verirrungen ungemein anpaſſend finden; und er muß es dem Philoſophen Dank wiſſen, der, ſtatt mit allgemeinem Räſonnement oder Deklamation gegen den Aberglauben zu kämpfen, von deſſen Panzer auch die ſchärfſten Pfeile des Räſonnements zurückprallen, lieber mit der Fackel der Geſchichte die oft verwehte Spur ſeines Gangs verfolgt, um die dunkle Geburtsſtätte, und die meiſtentheils ſehr kleine und armſelige Wiege des vermeinten Rieſen zu finden, den nur blinde Leichtgläubigkeit und ſchwerhörige Einfalt zum Rieſen machten.

Da der berühmte Verfaſſer der vorigen Abhandlung die eigentliche Legende nur kurz berührt hat, und ich vermuthen darf, daß eine etwas ausführlichere Nachricht für viele Leſer nicht unnützlich ſeyn dörfte: ſo liefere ich einen Nachtrag, ſo gut ich ihn aus den wenigen Quellen liefern kann.

Meine

Meine Gewährsmänner ſind — lauter leichtgläubige Mährchenerzähler, der Jeſuit Balbinus, der ehemals berühmte, jezt vergeßne Polygraph, Erasmus Francisci in ſeinem wenigſtens dreymal aufgelegten höliſchen Proteus, einer wahren Fundgrube des lächerlichſten und widerſinnigſten Aberglaubens; Brand, Rektor zu Spandau in einer kleinen Schulſchrift: Die von Gott erſchaffene unſichtbare Welt. 1725. u. ſ. w. freylich ſehr trübe ſchlammige Quellen! Aber das ſind eben die Quellen des Aberglaubens und der Schwärmerey.

Die gewöhnlichſte Tradition iſt, daß die weiſſe Frau eine böhmiſche Gräfin Perchta von Roſenberg ſey. Sie ward zwiſchen 1420—30. geboren. Ihr Vater, Ulrich von Roſenberg, war Oberburggraf in Böhmen, und unter Autorität des Pabſtes oberſter Feldherr des katholiſchen Heers gegen die Huſſiten. Er vermählte ſeine Tochter an Johann von Lichtenſtein, einen Steyriſchen Freyherrn, einen laſterhaften und äuſſerſt hartherzigen Mann. Ihre Ehe mit dieſem Barbaren war voll

Elend und Jammer. Endlich befreyte der Tod des Tirannen das lang gequälte ſeufzende Weib aus ihrer Sclaverey. Sie kehrte nach Böhmen zu ihrem Bruder Heinrich zurück, und übernahm nachmals mit eben ſo vieler Klugheit als Gutherzigkeit die Erziehung mehrerer Pupillen aus ihrer Familie, unter andern auch der verwaisten Söhne des Meinhard von Neuhaus. Bey dieſen ihren dankbaren Zöglingen blieb ſie bis an ihren Tod, und hieß ſchon bey ihrem Leben wegen ihrer weiſſen Wittwentracht die weiſſe Frau.

Sie erbaute das Neuhäuſiſche Schlos. Dieſer Bau daurte viele Jahre lang zu groſſer Beſchwerde der Unterthanen, die bey Grabung und Aufführung der Wälle, Aufrichtung der Thürme, und Zuführung der Baumaterialien gebraucht wurden. Der freundliche Zuſpruch der weiſſen Frau erleichterte ihnen indeſſen die Laſt des Frondienſtes. Nach Vollendung des Baues richtete ſie allen Unterthanen ein koſtbares Mahl an, und machte eine Stiftung zur jährlichen Wiederholung eines ſolchen Liebesmahls, das nachher auf den grünen

Don-

Donnerſtag verlegt, und von dem dabey gewöhnlichen Hauptgericht der ſüſſe Brey genannt ward. Ob dieſe Stiftung noch beſtehen mag, iſt mir unbekannt; wenigſtens beſtand ſie noch gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts. Der Böhmiſche Jeſuit **Balbinus** verſichert, daß er ſelbſt mehr als einmal unter den Zuſchauern zugegen geweſen, und daß jedesmal zum wenigſten 7000. zuweilen 9—10,000. Arme aus der ganzen umliegenden Nachbarſchaft auf den geraumigen Schlosplätzen zu Neuhaus wären bewirthet worden. Zehntauſend hungrige Mägen auf einmal zu bewirthen, und ſatt zu machen, will freylich für einen böhmiſchen Edelmann immer ſchon viel ſagen. Indeſſen was thut und glaubt man nicht, um nur nichts mit der weiſſen Frau zu ſchaffen zu haben! denn das ſonſt ſo gutmüthige und freundliche Geſpenſt gerieth doch, ſagt man, jederzeit in die äuſſerſte Wuth, wenn einmal in einem Jahr aus Geiz oder Nachläſſigkeit der Beſitzer von Neuhaus die feyrliche Mahlzeit des ſüſſen Breys unterblieb. Dis geſchah fürnemlich im dreyſſigjährigen Kriege,

 als

als die Schweden eine Zeitlang Neuhaus im Beſiz hatten, und ſich um die weiſſe Frau und ſüſſen Brey nicht bekümmerten. Jezt erſchien ſie nicht, wie ſonſt, mit der Mine einer ruhigen Dulderin, ſondern mit aller Würde und Wuth eines zürnenden Weibes. Das ganze Schloß war voll Lärm und Unruhe, die Wachen wurden verjagt, geſchlagen, und von einer unſichtbaren Kraft zu Boden geſtürzt, die Officiers bey Nacht aus den Betten geworfen, und auf der Erde herumgezogen. Endlich rieth ein Burger dem Schwediſchen Kommandanten, das unterlaſſene Liebesmal anzurichten. Er thats, die weiſſe Frau ward beſänftigt, und ſiehe, auf einmal war alles wieder ruhig. Balbinus berichtet, in dem neuhäuſiſchen Schloſſe ſtehe ein Bild in Lebensgröſſe, das die weiſſe Frau vorſtelle; alle, denen die weiſſe Frau jemals erſchienen, geſtünden, daß dis Bild ihr wie aus den Augen geſchnitten ſey. Er ſelbſt ſah es 1655. und bemerkte auf demſelben nicht nur das roſenbergiſche Wappen, ſondern auch den Namen Perchta.

Uebrigens erſcheint ſie in Böhmen an mehrern Oertern, immer indeſſen nur bey vornehmen Familien. Warum ſie aber fürnemlich in dem Schloſſe zu Roſenberg und dem zu Neuhaus zu erſcheinen pflege, iſt ſehr begreiflich, da ſie in jenem geboren worden, in dieſem hingegen, das ſie ſelbſt erbaut, geſtorben iſt. Sie erſcheint daher nirgend öfters als zu Neuhaus, und ſie ließ ſich zu der Zeit, als Balbin in dem daſigen Jeſuiter-Kollegium ſich befand, ſo weit herab, durch ihre Erſcheinung auch die Todesfälle der Mitglieder dieſes Kollegiums zu weiſſagen. Der Pater Müller erzehlte dem Balbin, er habe ſelbſt die weiſſe Frau um Mittagszeit geſehen, wie ſie aus einem Schloßfenſter von einem öden Thurm auf die Stadt Neuhaus habe herabgeſehen. Als aber jedermann auf dem Markt mit Fingern auf ſie gezeigt, wäre ſie zwar von ihrem Plaz nicht weggetretten, wäre indeſſen immer kleiner geworden, und endlich verſchwunden. Wilhelm Slavata, böhmiſcher Reichskanzler und Herr dieſes Schloſſes, erwähnt nicht nur in ſeinen libris apologeticis der Erſcheinung

der weiſſen Frau als einer ſehr gewönlichen land⸗kundigen Sache, ſondern ſezt auch hinzu, die weiſſe Frau befinde ſich im Fegefeur, und könne daraus nicht eher erlöst werden, als bis das Schloß zu Neuhaus entweder eingefallen, oder niedergeriſſen ſeyn würde.

Die andre Oerter in Böhmen, wo ſie von Zeit zu Zeit erſcheinen ſoll, ſind nach Balbins Bericht Krumlow, Wittengau, Frauenberg, das Schloß zu Bechin, zu Telzen, das uralte Schloß zu Kraſelow oder Schwanberg und das Schloß der Herrn von Berka. Vermutlich ſind dieſe Familien ſämtlich durch Verwandſchaft mit den Häuſern der Herrn von Roſenberg und Neuhaus verknüpft.

Sie erſcheint indeſſen nicht immer blos als Todesprophetin, ſondern auch bey bevorſtehenden Geburten, Vermählungen und andern frohen Be⸗gebenheiten in der Familie. Zum Unterſchied trägt ſie bey einem Sterbefall an beyden Händen ſchwarze Handſchube; zur Anzeige frölicher Vorfälle hingegen erſcheint ſie, nach Franciſci Ausdruck, durchaus weiß im Talar nach der Weiſe vornehmer Standes⸗

Witt⸗

Wittwen. Doch ſchreibt Gerlach im türkiſchen Tagbuche, der kaiſerliche Geſandte bey der Pforte, Freyherr von Ungnad, habe in Konſtantinopel erzehlt; ſo oft einer vom roſenbergiſchen Geſchlechte in Böhmen geboren würde, erſcheine ein Weib in weiſſer; wenn aber jemand ſtürbe, in ſchwarzer Kleidung.

Bisweilen geht ſie in Neuhaus mit raſchem Gang durch das Schloß, öfnet und verſchließt bald dieſes, bald jenes Zimmer mit einem an ihrem Gürtel hangenden Bund Schlüſſel. Sie iſt überhaupt nicht leutſcheu, und zeigt ſich daher nicht nur zur gewönlicher Geſpenſterſtunde bey Nacht, ſondern ſelbſt bey hellem Tage. Wenn ihr jemand begegnet und ſie begrüst, ertheilt ſie ihm mit Neigung des Hauptes und mit aller Gravität einer bejahrten vornehmen Wittib einen freundlichernſthaften Gegengrus, und geht, wenn man ſie nicht hindert, ruhig und ſittſam, ohne jemand zu beleidigen, ihren Weg fort. Nur dann, wenn jemand ſie mit Flüchen begrüst, wird ſie zornig, und macht ein finſters Geſicht; ja zuweilen verfolgt ſie

den vermeſſenen Läſterer mit Steinen, und allem, was ihr in die Hände kommt. Dieſe Reizbarkeit bewies ſie vornemlich 1539. auf dem Schloſſe zu Wittengau, als der nachmalige Beſizer deſſelben, Peter Wock von Roſenberg, der der lezte ſeines Stammes war, noch als ein neugebornes Kind in der Wiege lag. Das Kind war ein beſondrer Liebling der weiſſen Frau. Sie wiegte es, wenn die Wärterinnen ſchliefen, nahm es, wenn es weinte, freundlich aus der Wiege auf ihre Arme, koſete und ſpielte mit ihm, und trug es mit aller Freundlichkeit und Herzlichkeit einer Kindermuhme durch die Zimmer herum. Nach einiger Zeit ward eine neue Kinderwärterin angenommen, der dis Schauſpiel ganz neu war, und der die Kollegenſchaft eines Geſpenſtes nicht anſtand. Sie faßte daher einmal das Herz, und riß der geſchäftigen weiſſen Frau das Kind aus den Armen. Izt war ſie aufs äuſſerſte erbittert, und hielt an die vermeſſene Magd eine ſcharfe Rede, worauf ſie verſchwand, ohne ſich wieder bey dem Kinde ſehen zu laſſen, nachdem ſie es noch der Amme nach-

drücklich empfolen, und ihr zugleich aufgetragen, ihm einſt in ſeinen Jünglings-Jahren die Liebe der weiſſen Frau für ihn zu erzehlen, und ihm dabey den Ort in der Wand zu zeigen, wo ſie aus und ein zu gehen pflegte. Diß geſchah, und **Peter Wock** lies, als er Beſizer des Schloſſes geworden, in der Wand nachgraben, und fand — einen unermeßlichen Schaz, wovon er 1611. dem Kaiſer Rudolph einige 100,000. Thaler zur Löhnung für das misvergnügte Paſſauiſche Kriegsheer vorſchos.

Ueberhaupt hat ſich die weiſſe Frau bey mehrern Gelegenheiten dienſtfertiger und herablaſſender gezeigt, als man es von einer Matrone ihres Standes und von der furchtbaren Todesverkünderin erwarten ſollte. Als im Jahr 1604 Joachim von Neuhaus auf dem Tode lag, und niemand einen Beichtvater holte, übernahm die weiſſe Frau in höchſteigner Perſon dis Geſchäft, und rief dem Pater Rektor des Jeſuiten-Kollegiums, Nikolaus Piſtorius. Ein andermal als Frau Katharina von Montfort die Frau Maria von

Hohenzollern in ihrer Krankheit zu Bechin beſuchte, und nicht gleich eine Fackel bey der Hand war, erſchien auf einmal die weiſſe Frau, und leuchtete mit der Fackel voran. Einer groſſen Fürſtin, die eben vor dem Spiegel ſtand, und ihre Kammerfrau fragte: wie viel die Uhr ſey, erſchien ebenfalls plözlich die weiſſe Frau mit der Antwort: Zehn Uhr iſts, ihr Liebden!

Fragen wir, wie dann dis böhmiſche national-Geſpenſt dazu gekommen, ſich auch in Berlin und an andern Höfen in Europa ſehen zu laſſen: ſo weiß ſich die Legende zu helfen. Das Roſenbergiſche Hauß, heist es, war ſeit je her wegen ſeines groſſen Anſehens und Reichthums mit mehrern fürſtlichen Häuſern Deutſchlands verſchwägert. Wilhelm von Roſenberg, Oberburggraf von Böhmen, heurathete viermal, und jedesmal eine Fürſtentochter Deutſchlands, beſonders iſt ſeine Vermählung mit des Churfürſten von Brandenburg Joachim zweyten jüngſter Tochter Sophia merkwürdig und hiſtoriſch gewis. Er hielt 1561. ein prächtiges Beylager zu Berlin, und ein Theil

ſeiner

ſeiner Morgengabe war — die weiſſe Frau. Vermuthlich war das Fegfeur bisher zu unwirkſam geweſen, um alle irdiſchen Schlacken aus ihrer Seele auszubrennen, ſo daß ſie auch hier noch dem Stolz unterlag, den der neue unerwartete Glanz ihres Hauſes bey den fürſtlichen Vermählungen ihres Urneffen rege machte. Genug, ſie wollte nicht allein zurückbleiben, und erhob ſich alſo nunmehr aus dem Range eines hochgräflichen Geſpenſtes zu dem eines fürſtlichen. Ihr Stolz begnügte ſich damit noch nicht. Sie bildete ſich ein, alle mit dem Hauſe Brandenburg nahe oder fern verwandte Häuſer wären nun auch ihre Verwandten, denen ſie daher von Zeit zu Zeit einen freundſchaftlichen Beſuch ſchuldig ſey. Und ſo kam ſie denn nicht nur nach Bareut, wo ſie 1678. den Tod des apanagirten tapfern Prinzen, Erdmann Philipp, Markgraf Georg Albrechts Sohn, durch ihre Erſcheinung auf ſeinem Stuhl vorherverkündigte (S. Rentſch Brandenb. Cedernhayn S. 714.) ſondern auch nach Wirtemberg, überdiß nach London, Koppenhagen, Stockholm u. ſ. w.

Ihr

Ihr Beſuch am Berliniſchen Hofe im Jahr 1628. iſt beſonders merkwürdig. Bisher war ſie immer ſtumm geweſen. Die lang unterdrückte Weiblichkeit ſiegte endlich. Die weiſſe Prophetin that ihren Mund auf und rief mit vernehmlicher Stimme: Veni, judica vivos & mortuos. Goldſchmid erzehlt in ſeinem hölliſchen **Proteus**, daß in den Jahren 1659. und 60. ſich die weiſſe Frau in Berlin ſehen laſſen, und daß bald darauf die Mutter des Churfürſten zu Kroſſen, und ſeine Schweſter die Herzogin von Kurland (dieſe leztere ſtarb doch erſt 1676. die erſtere aber wirklich 1660.) geſtorben wären. Ein Umſtand, der der ſonſtigen Tradition widerſpricht, die ſie nur männliche Todesfälle verkündigen läßt. Bey ihren damaligen Beſuchen zeigte ſie ſich ſo rüſtig und mannhaft, daß ſie den churfürſtlichen Oberſtallmeiſter von Borgſtorf, der anfänglich ihr Daſeyn bezweifelt hatte, und ſie, als er ihr begegnete, etwas hart anredete — die Treppe hinunter — warf.

Im Jahr 1667. erſchien ſie abermals wider die Regel als weibliche Todesprophetin, um den Tod der Churfürſtin Luiſe Henriette anzudeuten; und zwar erſchien ſie dismal im Schlafzimmer der Churfürſtin, am Tiſche ſizend, als ob ſie ſchriebe. Als die Churfürſtin ſelbſt kam: ſtand ſie auf, verneigte ſich und — verſchwand. Der Tod des groſſen Churfürſten ward ebenfalls von ihr geweiſſagt. Wenigſtens ſah ſie im Jahr vorher der Hofprediger Brunſenius auf dem Schloß herumgehen, als er eben an einem Sonntage ſich auf dem Schloſſe, um daſelbſt zu predigen, eingefunden. Er bemerkte ſich Tag und Stunde, und nach einem Jahr an demſelben Tage erfolgte der Tod des Churfürſten.

Der Aberglaube iſt nie mit ſich ſelbſt einig. Man darf ſich alſo nicht wundern, daß uns auſſer der Böhmiſchen Gräfin Perchta von Roſenberg noch andre Frauenzimmer genannt werden, die nach ihrem Tode die Rolle der weiſſen Frau zu ſpielen übernommen. Man nennt fürnemlich eine verwittibte Gräfin von Orlamünde, über deren

Namen

Namen man jedoch nicht einmal einig iſt. Nach einigen hieß ſie Beatrix, und war des Grafen Otto I. von Orlamünde Wittib; nach andern Kunigunda, und eine dritte Nachricht nennt ſie Agnes. Der Burggraf von Nürnberg, Albrecht der ſchöne, machte einen ſo tiefen Eindruck auf ihr Herz, daß ſie ſich über die Regeln der weiblichen Sittſamkeit hinwegſezte, und ſich ihm ſelbſt zur Gemalin antrug; aber ſie hatte von ihrem erſten Gemal zwey Kinder am Leben. Dieſe dienten dem feinen Burggrafen zum Vorwand, um dem unerwarteten Antrage mit guter Manier auszuweichen. Ihre Liebe ward durch dis Hinderniß nur noch mehr entflammt. Sie ſchwur ihren Kindern den Tod. Eine lange dazu verfertigte Nadel, die ſie ihnen durch die Hirnſchale ſtieß, ward das Werkzeug des Mordes. Die grauſame That bliebe nicht verborgen, und die Mörderin kam in ein ewiges Gefängniß. Hier von zwey Furien gefoltert, von verſchmähter beleidigter Liebe und von dem Bewußtſeyn des ſchröcklichſten Mordes, nährte ſie in ihrer rachſüchtigen Seele den Wunſch,

einſt

einſt nach ihrem Tode den Abkömmlingen des Zolleriſchen Hauſes, ſolange nur noch einer des Stammes übrig wäre, zum Schrecken in weiſſer Tracht zu erſcheinen. Ihr Wunſch, ſagt die Legende, ward erhört, und ſie — ſpuckte. Nach dieſer Erzehlung iſt nun die weiſſe Frau nicht mehr warnende Freundin, ſondern ein feindliches rachſüchtiges Weib.

Der Rektor Brand nennt ferner eine Gräfin von Leiningen, die zu den Zeiten Joachim I. am brandenburgiſchen Hofe gelebt, und dieſes Churfürſten Ehe geſucht habe, von welcher ich weiter keine Nachricht finde.

Bekannter iſt die Anna Sidow, Beyſchläferin des Churfürſten Joachim II. die ſchöne Gieſſerin genannt, weil ſie vorher mit einem Stückgieſſer verheurathet geweſen war. (S. Oelrichs Beyträge zur Brandenb. Geſchichte S. 210. 211.) Der Churfürſt erzeugte mehrere Kinder mit ihr, und ſie hatte ſo viele Gewalt über ihn, daß er ſchon 1561. den Churprinzen Johann Georg ſich eidlich anheiſchig machen ließ, künftig ihr und

ihren

ihren Kindern alles zu laſſen, was ihnen der Churfürſt gegeben, und ſie überhaupt freundſchaftlich zu behandeln. Johann Georg brach ſein Wort, und ſezte ſie gleich nach dem Tode ſeines Vaters nach Spandau, wo er ſie bis an ihr Ende ſehr hart hielt. Und nun entſtand der Wahn, daß ſie, um ſich zu rächen, im Schloß erſchien. Man hat mehr Exempel von Weibern, die aus Rachſucht nach ihrem Tode geſpuckt haben ſollen, und wenn ſie auch nicht tödten konnten, wenigſtens Todesprophetinnen wurden. Unſtreitig hat die gewönliche Meinung von der Gräfin Perchta von Roſenberg den meiſten innern Zuſammenhang. Ueberhaupt iſt es mir aus mehreren Urſachen wahrſcheinlich, daß das Mährchen von der weiſſen Frau weder früher noch ſpäter entſtanden, als unter Churfürſt Joachim II. der, wie ich oben erwähnte, ſeine Tochter an den Grafen von Roſenberg vermählte. Joachim II. war zwar aufgeklärt genug, das Joch des Pabſtes abzuſchütteln, aber in mancher andrer Rückſicht noch ſehr ſchwach und leichtglaubig; daher er mit Projectmachern aller Art,

mit

mit Goldmachern, ja wie ihm wenigſtens Schuld gegeben ward, mit Geiſterbannern und Schwarzkünſtlern ſich einließ. An einem ſolchen Hofe konnte die Fabel von der weiſſen Frau ſehr leicht aufkeimen und reif werden. Dazu kam die Sage von einer beſondern Vorherſehungsgabe des Churfürſten Joachim II., durch die er fürnemlich von hohen Todesfällen in ſeiner Familie belehrt worden ſeyn ſolle. Ein ſehr merkwürdiger Umſtand iſt es, daß er unter andern auch den Tod ſeiner an den Grafen Roſenberg vermählten Tochter auf dieſe Art vorhergewußt. (*)

Unter

(*) Beym *Cernitius* (Electorum Brandenb. eicones eorumque res geſtæ) heißt es p. 64. Illud maxime admirabile fuit in Joachimo, quod ſæpiſſime impulſione ſecreta de principum & domeſticorum emigrationibus ex hac vita admoneretur, antequam ipſi nunciarentur. Qua in re præternaturalis in ipſo vis fuiſſe putatur. — Non præmonitus reſcivit mortem Philippi, Cattorum principis. — Quum eſſet in arce Copnienſi, in qua vitam finivit, conturbatus eſt nonnihil incerti animi præſagio, quod quum explicare ilico non

Unter König Friedrichs I. Regierung fand man 1709. beym Schloßbau, da man einen Theil des Gebäudes niederriß, in einer Mauer ein weibliches Gerippe, das man treuherzig genug für das Gerippe der weiſſen Frau hielt, und es auf dem Domkirchhofe begrub, in der Hofnung, ſie würde nunmehr nicht wieder kommen. Wirklich ließ ſie, wie Rektor Brand verſichert, ſich geraume Zeit hindurch, ungeachtet der öftern Todesfälle in dem königlichen Hauſe nicht ferner ſehen; doch wagte ſie es noch einmal unter König Friedrich Wilhelm. Als aber der König das Geſpenſt von der Wache gefangen nehmen, und öffentlich in die Fiedel ſtellen ließ, (S. Nicolai Beſchreibung von Berlin II Th. 4. Anhang S. 8.) vergieng ihr ſeit dem aller Luſt zu ſpucken. Es iſt ſehr begreiflich, daß Betrug und Schelmerey ſich den einmal herrſchenden

non potuiſſet, juſſit obſervari id temporis momentum tanquam ſibi aliquid portendens. Id poſtea præciſe comperit fuiſſe horam *emigrationis ſuæ filiæ, quæ Roſenbergio nobiliſſimorum ac opulentiſſimorum Bohemiæ procorum facile principi nupta erat.*

ſchenden Wahn ſehr oft zu Nuze gemacht haben mag.

Leider — mit Errôthen ſchreib ichs — iſt der Glaube an die weiſſe Frau noch nicht ganz ausgeſtorben. Ein Aberglaube, der Jahrhunderte lang ſich feſtwurzelte, iſt ſchwer auszurotten. Es ſind noch nicht zwey Jahre, da man ſich noch eine Erſcheinung der weiſſen Frau ins Ohr flûſterte. Es wâre in der That kaum zu begreiffen, wie in Berlin noch immer ſo viel Aufklârung und ſo viel Einfalt, ſo viel Verachtung aller geheiligter Vorurteile und Schwârmereyen, und ſo viel Aberglaube ruhig nebeneinander wohnen kônnen, wenn nicht alle groſſe Stâdte âhnliche Erfahrungen lieferten. Immer iſt es indeſſen nur dem Pôbel zu unſern Zeiten verzeihlich, an Mâhrchen der Art, wie das von der weiſſen Frau iſt, zu glauben; Aber was ſoll man dazu ſagen, wenn Leute, die durch Geburt, Erziehung und Stand ûber den Pôbel erhaben ſind, dennoch hierinn mit dem Pôbel ûbereinſtimmig denken?

Hunc igitur terrorem animi tenebrasque aliquando
Non radii ſolis neque lucida tela diei
Diſcutient.

* * *

(Der Freymüthige. Freyburg 1783. S. 332.)

Zu Ueberlingen lag der Fuhrknecht eines benachbarten Pfarrers ſchon etliche Tage krank, um ſich das linke Schenkelbein, welches ein Wagenrad ihm entzwey gebrochen hatte, kuriren zu laſſen. Ein Pater Kapuziner beſuchte ihn fleiſſig, und weil er den frommen Willen des Mannes merkte, ſchwazte er ihm ſehr viel von dem groſſen neuen Heiligen, dem Laurentius von Brunduſium, vor, der unbeſchreiblich viele Wunder in Italien gethan habe. — Den Tag vor der Kanoniſations-Feyr erſchien der Pater Krankenwärter am frühen Morgen wieder, verehrte dem Kranken ein paar Bildchen, die den Heiligen und ſeine Trophäen vorſtellten und welche auf den gebrochenen Fuß mußten aufgebunden werden; erzehlte nochmals ein

ein langes und breites von den Wundern des Seligen, und ſchlos mit der Verſicherung, daß der Heilige, wenn anders der Kranke ein recht veſtes Vertrauen auf ihn ſezen würde, ganz gewis dem beſchädigten Theil bis morgen die vorige Geſundheit verſchaffen würde; denn es müſſe dem Heiligen daran gelegen seyn, ſeinen Pflegkindern in einer Stadt, die ſo viel fromme und wohlthätige Seelen faſſe, ſeine Hilfe nicht zu verſagen. Er ſoll es alſo morgen früh nur getroſt verſuchen, den Fuß aus dem Bette zu heben, und gerades wegs der Kapuzinerkirche zuzulaufen.

Der Kranke brannte von Verlangen, welches durch einen Traum, worinn ihm der Heilige den Schenkel berührte und heilte, bis zum Enthuſiasmus erhoben wurde.

Als die zum Mirakel beſtimmte Zeit gekommen war: löste ſich der Kranke die Binde ab,

ergrif

ergrif mit geſtärkter Kraft den ſchweren, ohnmäch-
tigen Fuß, ſchleuderte ihn zum Bette heraus,
und — fiel plözlich zur Erde. Der ſchon einge-
richtete Schenkel brach wieder entzwey, und der
arme Betrogene ſah ſich genöthiget, von neuem
ſich dem Wundarzte zu überlaſſen, der ſich nun
alle Mühe gibt, allmählich wieder gut zu ma-
chen, was ein bigoter Krankenwärter verdorben
hat.

Zehendes Stück.

Ueberbleibſel des altheidniſchen Aberglaubens unter den Chriſten.

Eine Fortſezung des ſechsten Stücks.

Nimirum inſanus paucis videatur, eo quod
Maxima pars hominum morbo jactatur eodem.

Horatius.

* * *

Pendant zu den Charfreytags-Prezeln, welche, nüchtern genoſſen, das Fieber abhalten ſollen. Nach des Herrn Rektor Schüzen Abhandlung vom Aberglauben wird in der Gegend Wernigerode eine gleiche Kraft den Gründonnerstags-Prezeln beygelegt. S. 366.

Ovid ſagt in Faſt. VI. 179. und folgg. wer den 27. May von gemiſchtem Bohnen- und Kornmehl eſſe, der bleibe innerlich geſund.

Terra fabas tantum duraque farra dabat,
Quæ duo miſta ſimul ſextis quicunque Calendis ſc. *Juniis*
Ederit, huic lædi viſcera poſſe negant.

d. i. „Die Erde gab Bohnen zu Meel. Wer dieſe zwey zuſammengekocht am erſten Tage des ſechsten Monats genüßt, ſoll von aller Krankheit frey bleiben.“

Es iſt das Vorgeben, als ob das Prezelneſſen an jenem Tage das Fieber abhalte, ein Kneiff der Becken, damit ſie deſto eher ihre theure Waaren verſchlieſſen. An den Feyrtagen hat das Baurenweib Geld, und Neigung, etwas gutes zu eſſen; Auch weil es Faſtenprezeln ſind, hört man bey dem Ende der Faſtenzeit gewönlich auf, ſie zu backen.

* * *

Einer Kindbetterin muß man ihre Scheere, Nadel und einen Knaul Faden, wenn ſie ſtirbt, mit in die Bahre geben. Daß ſie durch

nichts

nichts mehr herbeygelockt werde, und im Hauſe nicht ſpucke, gibt man ihr ihr Liebſtes mit ins Grab. Scheere, Nadel und Faden ſind zwar der Kindbetterin das Liebſte nicht, ſondern das Kind, das ſie geboren hat; aber ſie hat dieſe Werkzeuge nöthig, um ihrem Kinde Hemde u. d. zu machen. Damit ſie alſo ſich nicht nach dieſen Werkzeugen in dem Hauſe, darinn ſie im Leben gewohnet hat, umſehe, legt man es ihr in die Bahre. Dem Helden oder auch den Rittern gibt man den Degen, Sporn, Orden, Wappen, Ring u. d. mit unter die Erde. Bey prächtigen Leichenbegängniſſen eines Fürſten trägt man die Inſignien, und führt ſein Leibpferdt voran. Dem Geiſtlichen gibt man die Bibel in die Hände. Prof. Köhler ſagt in dem erſten Band ſeiner Sammlung neuer Reiſebeſchreibungen von den Nordamerikaniſchen Wilden S. 270. „Die Wilden begraben ihre Todten mit groſſem Wolſtand, und errichten Denkmäler über ihre Gräber. Seine liebſten Sachen und Werkzeuge geben ſie ihm mit ins Grab; ſeine Pfeiffe, Toback, Bogen, Pfeile u. ſ. w.

 damit

damit es ihm an nichts fehle, wenn er in die andre Welt kommt."

Ezechiel. 32, 27. heißt es: Alle Helden, die unter den Unbeſchnittenen gefallen ſind, und mit ihrer Kriegswehre zur Hölle gefahren, und ihre Schwerdter unter ihre Häupter haben legen müſſen. — So beſchreibt Virgil ſeine Helden in den Elyſäiſchen Feldern:

— — — Quæ gratia currûm,
Armorumque fuit vivis, — —
— — eadem ſequitur tellure repoſtos. *Æneid.* Lib. 6. v. 653.

d. i. „eben dieſelbe Liebe zu Wagen und Waffen, die ſie im Leben gehabt haben, hängt ihnen noch unter der Erde an."

Die Nordiſchen Völker, Scythen, Thracier, Gallier, auch die alten Teutſchen gaben ihren Todten zur Aufwartung und zum Gebrauch mancherley in die andre Welt mit. Ein Beweiß, daß ſie doch die Unſterblichkeit der Seele und einen Zuſtand nach dem Tode annahmen. Nach dem Herodotus Libr. IV. Verſ. Vallæ fol. 88. begruben die

Scy-

Scythen mit ihren Königen, eum, qui vina miſcebat, & coquum, & equi agaſonem & miniſtrum, & qui erat a nunciis, nec non equos, & aliarum rerum primitias, quin & phaleras aureas.

Eben dieſer meldet von einigen thraciſchen Völkern L. V. fol. 105. daß auch unter den vielen Weibern diejenige, welche die Liebſte des Verſtorbenen zu ſeyn glaubte, ſich mit dem Leichnam ihres Ehemanns verbrennen ließ. *Cæſar* de bello gallico VI. 19. inquit: omnia, quæ vivis cordi fuiſſe arbitrantur, in ignem inferunt, etiam animalia — ſervi & clientes —. *Tacitus* ſchreibt von den Teutſchen c. 27. Funerum nulla ambitio, id ſolum obſervatur, ut corpora clarorum virorum certis lignis crementur. Struem rogi nec veſtibus nec odoribus cumulant. *Sua cuique arma*, quorundam igni equus adiicitur. Keyßler führt aus nordiſchen Sagebüchern Stellen an, daß man den nordiſchen Helden nicht nur ihre Schwerdter, ſondern auch ihre Pferdte, und wenn ſie keine hatten, Schuhe mitgab, damit ſie dieſelbe

auf

auf ihrer Reiſe nach Walhalla, und während ihres Aufenthalts in demſelben brauchen könnten. So gar gute Freunde und Knechte entleibten ſich, damit dieſe in Walhalla, ſo nannte man den Ort, wo ſich die Helden nach dem Tode bey dem Allfadur (Altvater) ergözten, Umgang und Aufwartung bekämen. Die alten Lappen gaben ihren Todten Axt, Bogen, Pfeile, Stahl und Stein mit, damit ſie ſich durch die dicken Wälder Plaz machen, die wilden Thiere unterwegs verjagen, und wo es nöthig wäre, auch Feur ſchlagen könnten.

Es iſt auch zu allen Zeiten die Gewohnheit geweſen, die Begräbnißpläze der Helden mit ihren Schwerdtern und andern Siegeszeichen des Kriegs auszuzieren. Man leſe 1 Macc. 13, 29. So beſchreibt **Virgil** die Grabſtätte des **Miſenus**

— — — ingenti mole ſepulchrum
Imponit ſuaque arma viro. *Æneid.* L. VI. v. 232. ſq.

d. i. „er bauete dem Manne ein groſſes Grabmaal und hieng ſeine Waffen daran.“

Lykur-

Lykurgus machte bey den Lacedämoniern ein Geſez, daß nichts zugleich mit dem Leichnam begraben, ſondern daß derſelbe nur in ein rothes Tuch eingewickelt, und ein Olivenblatt an das andre auf ihn hingelegt werden ſollte. Lycoſth. Apophth. p. 672. Bey allen heidniſchen Völkern waren dreyerley Reinigungen üblich, mit Feur, Waſſer und Schwefel; wie Ovid bemerkt:

Terque ſenem flamma, ter aqua, ter ſulphure luſtrat.

wobey auch Zweige oder Blätter von Oelbäumen erfordert wurden. So ſagt Virgil

—— Ter ſocios pura circum luit unda
Spargens rore levi & ramo felicis olivæ,
Luſtravitque viros. *Æneid.* L. VI. v. 229. ſq.

Das mag die Urſache ſeyn, warum Lykurg Oelblätter auf den Leichnam zu legen verordnet hat.

* * *

Bey dem Lichte in Spiegel zu ſehen, wird für ſchädlich gehalten; der Böſe guckt heraus. Es zeigt ſolches ein eitels Gemüte an, bey der Nacht hat man nicht mehr nöthig, ſich

zu

zu puzen; mithin iſt ſich auch des Spiegels nicht weiter zu bedienen.

Pythagoras ſagt: Ad lucernam in ſpeculo faciem ne contemplator: d. i. bey dem Lichte betrachte dein Angeſicht nicht im Spiegel. Ich führe dieſen Denkſpruch aus des bemeldten Herrn Rektor Schüzens Abhandlung S. 416. an, welcher Bürge dafür iſt, daß er den Pythagoras zum Schöpfer habe. Seine Meinung iſt geweſen; man ſolle den Schmeichlern nicht trauen, weil ſie uns beſſer fürſtellen, als wir ſind.

* * *

Das Begegnen eines ſchwarzen Hundes rechnet man unter die ungünſtigen Anzeichen. Dem Cardinal Creſcentius, der Präſes bey der tridentiniſchen Verſammlung war, begegnete des Nachts ein kohlſchwarzer Hund, welches ihm einen tödtlichen Schrecken einjagte. Creſcentio Cardinali, præſidi conventus, canis ater nocturnus exitialem incuſſit metum. S. *Cluveri epitome Hiſtoriarum*. p. 605.

Phor-

Phormion ſagt bey dem Terenz Act. 4. Scen. 4. v. 25.

— — poſt illa monſtra evenerunt mihi:
Introiit in ædes ater alienus canis. &c.

d. i. Nach dieſen wunderbaren Zeichen, welche meine ehliche Verbindung verhinderten, iſt mir widerfahren, daß ein fremder ſchwarzer Hund in mein Haus gekommen; welches Phormion unter die unglücklichen Anzeichen gerechnet hat; er beförchtete, es werde durch das Kommen eines ſchwarzen Hundes in ſein Haus ein Ehebrecher angeditten. ——

* * *

Heiden, Juden und Chriſten rühmen ſich der Kunſt, das Feuer beſprechen zu können. Ich habe in der vierten Sammlung des Grabs des Aberglaubens S. 192. folgg. ſchon weitläufig hievon gehandelt, und zeige hier nur aus dem Plinius, daß dieſe Meinung, als könne man das Feur beſprechen, ein altheidniſcher Aberglaube ſey: Etiam parietes incendiorum deprecationibus circumſcribuntur. Libr. 28. cap. 2. p. 123.

p. 123. ed. Elzevir. Auch die Wandungen werden durch Feurſprüche (wider die weitere Ausbreitung des Feuers) geſichert. Man rühmt vielmals dieſe Kunſt der Beſprechung von Landesregenten; allein wenn dieſer bey der Feuersbrunſt zugegen iſt: ſo leiſtet man ſeinen Befehlen Gehorſam, und iſt arbeitſamer. Ohnediß ergreift nicht ſelten der Pöbel dieſe Gelegenheit, durch die Riegel, die ſeiner Tollkühnheit geſezt ſind, zu brechen, und an Vorgeſezten mit einer wilden Ausgelaſſenheit ſeinen Muth zu kühlen. Aus der Tuſciſchen Sprache iſt eine Redensart bekannt, die hieß Arſe verſe, welche über die Hausthüren geſchrieben wurde, um das Feur von einem Hauſe abzuwenden. Entweder ſind dieſe Wörter willkührlich erdichtet, wie wir dergleichen viele bey magiſchen Künſten antreffen, oder kommen ſie von arſiſſe und verte oder averte her.

* * *

Man muß den Sohn Adam, und die Tochter Eva heiſſen: ſo werden ſie alt werden, und glücklich ſeyn. Dieſe Meinung iſt

nicht

nicht allgemein. Wenn der Grund der Glückſeligkeit in der Benennung läge: ſo würde jeder dieſen Namen führen wollen. Der Name **Adam** deutet den rohen Stof an, woraus der erſte Menſch gebildet worden iſt; und **Eva** zielet auf das Leben, das ſie als die erſte Mutter allen Lebendigen gibt. 1. Buch Moſ. 3, 20. Dieſes Ehepaar iſt zwar zur Unſterblichkeit und unveränderlichen Glückſeligkeit beſtimmt geweſen; allein es hat ſich und die Nachkommen durch den Fall darum gebracht; mithin iſt auch in der göttlichen Beſtimmung dieſes Ehepaars kein Grund für jene Meinung zu ſuchen, als ob die Namen Adam und Eva glücklich machten. Inzwiſchen hat man je und je dafür gehalten, daß in dem **Namen etwas fatales** ſtecke; daher die Alten, welche in der dicken Finſterniß des Aberglaubens herumirreten, abſonderlich einige Namen der Könige für glücklich, und der Republik zuträglich; andere hingegen für unglücklich, und dem gemeinen Weſen ſchädlich hielten. Alſo nenneten die Egyptier alle Könige Pharaone, die Syrer Seleucidas, die Pontici Mithridates,

dates, die Parther Arſacidas, die Armenier Tigranes, und die Römer ihre Kaiſer Auguſte. In Frankreich iſt der Name Heinrich fatal, weil auſſer dem erſten Könige dieſes Namens die übrigen eines gewaltſamen Todes geſtorben; in der gräflich Reuſſiſchen Familie ſcheint er deſto glücklicher zu ſeyn. ——

* * *

Man muß dem Todten, ehe er begraben wird, eine Münze zwiſchen die Zähne thun. S. geſtrieg. Rocken-Philoſ. B. 3. c. 20. Man gibt vor, daß, wenn man dem Verſtorbenen den Mund frey laſſe, ſo fienge er an, ſein Leichgeräthe zu belecken, mit einem lauten Geräuſch daran zu ſaugen, und vermöge einer verborgenen ſympathetiſchen Kraft würden die hinterbliebenen Blutsfreunde angeſteckt. Um dieſes zu verhindern, legt man den Todten auch einen grünen Waſen unter das Kinn. S. Tharſanders Schauplaz vieler ungereimten Meinungen St. VIII. S. 460. An einigen Oertern gibt man den Todten auch darum eine Münze zwiſchen die Zähne, daß, wenn

ſie

ſie einen verborgenen Schaz hinterlaſſen haben, ſie nicht wieder kommen, und darnach ſehen.

Daß man dem Todten eine Münze zwiſchen die Zähne ſtecken müſſe, iſt ein uralter heidniſcher Aberglaube, welcher von den Chriſten beybehalten und noch mehr verunſtaltet worden iſt. Die Egyptier, Griechen und Römer haben ihren Todten, ehe ſie ſolche begruben oder verbrannten, etwas Geld in den Mund geſteckt, damit dieſe dem Charon, deſſen Urſprung, nach dem Diodor von Sicilien, egiptiſch iſt, das Fährgeld bezalen könnten. Bey den Griechen war es ein Obolus, der wegen ſeiner Beſtimmung Naulum hieß, bey den Römern meiſtentheils ein Quadrans. (*)

In den Zeiten der Dummheit gaben die Chriſten ihren Todten, ſtatt des dem Charon gewidmeten

(*) Der Chevalier von Hankarville hat berechnet, daß von dem Obolus des Charons, oder der Münze, die man den Todten mitzugeben pflegte, 10. Milliarde und 80. Millionen Livres von Orpheus Zeiten an bis auf Konſtantin in der Erde liegen müſſen.

meten Fährgelds, das Nachtmahlsbrod zum Zehrpfenning oder Paß mit. Ein faſt lächerlicherer Aberglaube als der Ruſſen, welche den Todten Empfehlungs-Schreiben und Päſſe an die Heiligen mitgeben, und ſolche ihnen zwiſchen zwey Finger legen, folgenden Inhalts: „Wir Biſchoff und Prieſter allhier bezeugen hiemit, daß gegenwärtiger N. bey uns als ein rechter griechiſcher Chriſt gelebet, und ob er wol bisweilen geſündiget, hat er doch ſeine Sünden gebeichtet, und die Loßſprechung und das heil. Abendmal zur Vergebung ſeiner Sünden empfangen. Er hat auch Gott und ſeinen Heiligen recht gedient, gefaſtet und gebetet, hat ſich auch mit mir, ſeinem Beichtvater, in allem wol verglichen, ſo daß ich ihm ſeine Sünden gänzlich vergeben habe. Hernach haben wir ihm dieſen Paß mitgegeben, ihn dem heil. Petro und andern Heiligen zu zeigen, damit er ungehindert zur Thür der Freuden möge eingelaſſen werden.“ Es ſteht zwar nichts hievon in des Heineccius Abbildung der griechiſchen Kirche, ſondern D. Hildebrand führt ſol-

ches

ches an in ſeinem Tractat: De Offertorio primitivæ Eccleſiæ pro Defunctis. p. 120.

* * *

Das Mutisheer wird noch öfters von dem Pöbel gehört. Es ſoll eine Menge Kinder ſeyn, welche in den Wochen geſtorben, ehe ſie zur heil. Taufe gelangen konnten; und daher unwürdig ſeyen, in Himmel aufgenommen zu werden, und hielten ſie ſich bald da bald dorten unter vielem Winſeln und Seufzen in der Luft auf.

Aeneas beſchreibt etwas ähnliches:

Continuo auditæ voces, vagitus & ingens,
Infantumque animæ flentes in limine primo,
Quos dulcis vitæ exſortes, & ab ubere raptos
Abſtulit atra dies, & funere merſit acerbo.

Virg. Æn. VI. v. 435.

Gleich vorne dringt ſofort ein Winſeln zu ihm ein,
Er hört der Stimmen Laut und Kinderſeelen ſchreyn,
Die um das ſüſſe Licht des Lebens bald betrogen,
Noch von der Mutter Bruſt ein früher Tod gezogen.

* * *

Wenn man das Ey ausgeleert hat, muß man die Schaale zerbrechen, oder ſie ins Feuer werfen; ſonſt können die Hexen zu. Plinius drückt ſich alſo hierüber aus: Defigi quidem diris deprecationibus nemo non metuit. Huc pertinet ovorum ut exſorbuerit quisque calices cochlearumque protinus frangi, aut eosdem cochlearibus perforari. Libr. 28. c. 4. ed. Hard. Jeder fürchtet ſich, von böſen Zauberſprüchen getroffen zu werden. Hieher gehört die Gewohnheit, die Schalen der Eyer, ſobald man ſie ausgeſupft hat, und der Schnecken gleich zu zerbrechen, oder mit Löffeln zu durchboren. Harduin ſezt die Note bey: wenn man die Namen oder die Bildniſſe oder die Eyerſchalen mit einer Nadel geſtochen habe: ſeyen die Menſchen, dem vermeinen nach, durch eine ſolche Zauberey verlezt worden. Um dieſes abzuwenden, habe man die Eyer- und Schnecken-Schalen zerbrochen.

Vermuthlich hat die Zerbrechung der Eyerſchale eine ganz andre, und zwar ökonomiſche Urſache zum Grund. Woferne die ausgeleerte Eyerſchale unzerbrochen hingeworfen wird, daß ſie die Henne zu Geſichte bekommt: ſo fängt ſie an, die Schale an der ſchon geöfneten Seite anzufreſſen, wodurch ſie gereizet wird, ihre eigne noch volle Eyer anzupacken. Wenn dem Ey aber durch zerquetſchung der Schaale die Form genommen iſt: gleicht ſie dem von ihr gelegten Ey nicht mehr, und läßt ſie folglich das Ey unangefreſſen und ganz. Auch gibt die Aſche von Eyern eine beſonders gute Lauge zum Garnblaichen. Sie ins Feuer werfen hat alſo ſeine phyſiſche Urſache.

* * *

Die fallende Krankheit will man durch ein Amulet heben, worauf folgende Verſe geſchrieben ſind:

Caſpar fert myrrham, thus Melchior, Balthaſar aurum,
Hæc tria qui ſecum portabit nomina Regum,
Solvitur a morbo Chriſti pietate caduco.

Hubneri Amuletorum Hiſtoriarum p. 18.

Caſpar bringt Myrrhen, Melchior Weyhrauch und Balthaſar Gold. Wer dieſe Namen der drey Könige bey ſich trägt, der wird durch die Frömmigkeit Chriſti von der fallenden Krankheit heil.

Vor Jahrtauſenden dachte man nicht ſo beuteſchneideriſch. Galen ſoll durch das Anhängſel der Päonienwurzel die fallende Krankheit geheilt haben. Es iſt begreiflich, wenn man ſich erinnert, daß er von den friſchen, d. i. von den noch mit flüchtigen und auf die Nerven wirkenden Theilen verſehenen Wurzeln und von der Epilepſie der Kinder redet, deren Haut beſonders ſtark reſorbirt. S. Götting. Anzeigen 1784. S. 1243.

* * *

Woher würden ſolche Leute ſo reich, ſpricht der Abergläubige, wenn ſie kein Geldmännlein hätten? Unſer Einer läßt ſichs doch auch ſauer werden, und bringt doch nichts für ſich; ſie müſſen es nur vom Böſen haben. Woher mag der Glaube entſtanden ſeyn, daß der Satan Reichthum und Güter dieſes Lebens zuwenden

könne,

könne, da er doch nichts davon in ſeiner Gewalt hat, und er auch bey Chriſto nichts von ſeinen lügenhaften Verſprechungen halten konnte? Matth. 4, 8. f. Ich kann den Urſprung dieſes Aberglaubens wieder nirgend anderswo, als in dem finſtern Heidenthum finden. Gold und Silber, dieſe ädeln Metalle, in deren Beſiz man den Reichthum und alle Glückſeligkeit dieſes Lebens ſezt, kommen aus dem Eingeweide der Erde. Die Heiden verehrten einen Gott, den ſie Plutus, das heißt Reichthum, nannten, und von dem ſie erdichteten, daß er im Schooſe der Erde, in unterirrdiſchen Wohnungen lebte, und über alle unterirrdiſche Schäze zu gebieten hätte. Dies war nun urſprünglich Erdichtung und Glaube der alten heidniſchen Griechen. Von ihnen kam es zu den Römern, und dieſe pflanzten es auf die Teutſchen fort, welche ſie zum theil beſiegt hatten. Dieſe nahmen, wie es immer ſo zu geſchehen pflegt, als Ueberwundene, den Glauben ihrer Ueberwinder, wo nicht ganz, doch zum theil an. Als unſre Vorfahren zum Chriſtenthum bekehrt wurden: ſag-

ten ihnen ihre Bekehrer, um ihnen das Heidenthum deſto mehr zu vereckeln, daß ſie, nach Verſicherung der heiligen Schrift, in den Gözen eigentlich dem Teufel dienten, und daß ihre Gözen Teufel wären. Nun blieben die alten heidniſchen Gottheiten zum theil in ihrem Kopfe feſt ſizen, nur daß ſie ihnen andre Namen gaben, ſie Teufel nannten, und ſie verabſcheueten. So blieb auch der Abgott Plutus an ſeinem alten Orte, nur daß er unter einem andern Namen gedacht, und von ihm geglaubt wurde, daß er über die unterirrdiſchen Schäze zu gebieten habe. Dieſer heidniſche Unſinn hat den Aberglauben erzeugt, der ſich unglücklicher Weiſe bis auf dieſen Tag unter den Kindern der Einfalt fortgepflanzt hat, daß der Satan Gold- und Silbergruben in ſeiner Gewalt, und damit die Macht habe, Menſchen reich zu machen.

Alle diejenigen, die durch die böſen Geiſter Geld geſucht haben, ſind lebenslänglich die ärmſten Teufel geblieben. Und wenn man auch gleich arbeitet; man arbeitet aber nicht mit Verſtand

und

und Ueberlegung: ſo kommt man im Vermögen nicht voran. In der römiſchen Geſchichte iſt Julius Creſenus bekannt, welcher von ſeinen neidiſchen Nachbarn der Zauberey beſchuldiget wurde, weil ſein Acker mehr trug, als der ihrige; allein er rechtfertigte ſich hinlänglich, als er von der Obrigkeit deßwegen zur Rechenſchaft gefordert wurde.

* * *

Wenn die Henne krähet, wie ein Hahn, bedeutet es Unglück. Dieſen Scrupel haben die Bauren in vielen Provinzen. Wenn es ſich zuträgt, daß eine Henne krähet oder ſingt, ſind ſie traurig; die Henne muß ohne Barmherzigkeit ſterben; denn dieſes zeigt den Tod des Mannes an, oder doch wenigſtens, daß das Weib die Herrſchaft über ihren Mann bekommen werde. Das Leztere befürchtet auch Phormion bey Terenz, wenn jener ſagt: Gallina cecinit. *Act.* 4. *Scen.* 4. v. 27.

Die Henne ſingt, wenn ſie gut im Futter ſteht und fett wird, und alsdenn hört ſie auf,

Eyer

Eyer zu legen, welches für die Haushaltung nicht zuträglich iſt.

* * *

Wenn man einer wichtigen Sache Ausgang erfahren will, muß man die Bibel ungefehr aufſchlagen; was man zuerſt erblickt, daraus entdeckt man das Geſuchte. S. die geſtriegelte Rocken-Philoſophie, fünftes Hundert. S. 180. folgg. Es zeigt auch der ſel. D. Cotta in ſeinem Traktat: De Sortibus Sanctorum p. 58. daß der Erfolg eines Vorhabens noch heutiges Tags auf bemeldte Weiſe geſucht werde: Solent noſtra ætate nonnulli, cum de rebus futuris inſtituunt deliberationem, ſacrum adire codicem, eundemque admota manu utraque ita evolvere, ut quem primum dextro pollice tetigerint verſiculum, hunc ipſum pro oraculo cœlitus ſibi reddito accipiant, atque exinde, an res proſperum an ſiniſtrum eventum ſit nactura, augurentur.

Einſt wollte ein gewiſſer Edelmann wiſſen, ob er eine mit Dornen und Stechbeeren bewach-

ſene Heide urbar machen ſolle. Er war auch ge- wohnt, ſeine Unternehmungen in ſolchen Fällen durch den Ausſpruch der heil. Schrift beſtimmen zu laſſen, und traf auf die Stelle: Jer. 10, 19. ich denke aber, es iſt meine Plage, ich muß ſie leiden. So unterblieb dieſes nützliche Vor- haben.

Daß man auch die bibliſchen Spruchkäſt- lein zu einem Zauberſpiegel macht, worinn man ſeine künftigen Schickſale entdecken will, habe ich oben in der vierten Sammlung S. 151. gezeigt. Sie will mich immer bereden, ſprach eine gewiſſe Frau in Regenſpurg zu ihrer Freundin, als ob ich in dieſem Wochenbette nicht ſterben würde; ich mag aber faſt einen Spruch in dem Hälliſchen Schazkäſtlein aufſchlagen, wenn ich will, ſo handelt er allemal vom Sterben. Diß machte bey ihr einen ſolchen Eindruck, daß ſie, obgleich ihre Umſtände nicht gefährlich waren, dennoch bald ſtarb. S. Danziger gelehrte Berichte. 1768. S. 569.

Der Urſprung dieſer Looſe iſt wieder in dem

Heiden-

Heidenthum zu ſuchen. Die Griechen brauchten den Homer, und die Lateiner den Virgil, um den Ausgang einer wichtigen Sache zu erfahren. Ob nun wol der Homer, welcher der älteſte griechiſche Schriftſteller iſt, der zu uns gekommen, gar nicht in der Abſicht geſchrieben hat, um die Welt mit einem Punktierbuche zu beläſtigen: ſo fanden ſich doch Leute, welche ſeine Schrift dazu gebrauchten, und an dieſen Seifenblaſen ein ſolches Gefallen hatten, daß ſie die Ausſprüche für untrüglich hielten, wenn ſie gleich keinen höhern Rang verdienten, als die Träume, davon unter hunderten kaum einer eintrift. Als Opilius Makrinus, der dem Kaiſer Karakalla den Reſt gab, wiſſen wollte: ob er Kaiſer werden würde? ſo fiel der Forſcher auf folgende Verſe des Homers: O Senex, certe valde jam te juvenes premunt bellatores: Tua autem vis ſoluta eſt; gravis autem te ſenectus inſequitur. Wirklich erhielte auch Makrinus in ſeinem Alter die Kaiſerliche Krone, welche er aber nicht über 14. Monate trug.

So zogen auch Heiden und Chriſten aus dem Virgil Orakelſprüche heraus, welche oft zur Strafe für die Fragenden eintrafen. Ich will nur das einzige Beyſpiel des unglücklichen Königs Karl I. in England anführen. Er war einſt auf der Bodleianiſchen Bibliotheck zu Oxfort, und ſah unter andern einen prächtigen Band des Virgils. Auf Veranlaſſen Falklands forſchte er darinn nach ſeinen Schickſalen, welches aber nicht nach ſeinem Wunſch ausfiel, da er dazumal wegen innerlichen Unruhen in groſſem Gedränge war. Er traf auf folgende Stelle:

At bello audacis populi vexatus & armis
Finibus extorris, complexu avulſus Juli,
Auxilium imploret, videatque indigna ſuorum
Funera: nec cum ſe ſub leges pacis iniquæ
Tradiderit, regno aut optata luce fruatur.
Sed cadat ante diem, mediaque inhumatus arena.

Æneid. Libr. 10. v. 615. ſqq.

Ich habe gerade eine Poetiſche Ueberſezung von einem Götting. Mitgliede bey der Hand, die ich hierüber mittheilen will:

So müß' ein kühnes Volk ihm doch zur Geiſſel ſeyn!
Verjagt, und fern vom Jul ſoll er nach Hülfe ſchreyn,
Und an den Seinigen den herbſten Tod erblicken!
Ja wenn er Frieden ſucht, und ſich verſpricht zu bücken:
So kürz ihm euer Zorn ſo Reich als Leben ab;
Er falle vor der Zeit, und liege ſonder Grab.

Falkland war nicht glücklicher, der auch mit Aufſchlagung des Virgils einen Verſuch machte, und fiel auf die Reden des Evanders, der den frühzeitigen Tod ſeines Sohnes, des Pallas, beweinte. *Æneid.* L. XI. v. 152.

Die Chriſten glaubten Anfangs, ſie ſeyen verbunden, ſtatt des Homers und des Virgils, die heil. Schrift zu dergleichen Wahrſagereyen zu gebrauchen. Daß aber ſolcher Gebrauch auf verſchiednen Concilien verboten worden, und was ſich ſonſt hiebey zugetragen, mag in oben angezogenen Traktat: De Sortibus Sanctorum, nachgeleſen werden.

* * *

Es iſt nicht gut, wenn man über Land reiſet, und läuft einem ein Haaſe über den Weg.

Weg. Dieſer Wahn iſt ſo entſtanden: Es iſt nicht gut, hat man geſagt, daß der Haaſe über den Weg lauft; es iſt beſſer, wenn er gebraten in der Schüſſel liegt! dieſen Urſprung hat man vergeſſen, und die Vorbedeutung angenommen. Tauſendmal werden die Reiſende von dem Gegentheil dieſes Sazes überzeugt worden ſeyn. Den Haaſen ſieht man immer gern in der Schüſſel. Unter den hermenevtiſchen Regeln, welche die Augures zum Grund ihrer heilloſen Wahrſagereyen legten, war auch dieſe:

Inauſpicatum dat iter oblatus lepus.

d. i. ein begegnender Haas gibt eine unglückliche Reiſe. (*)

* * *

Wenn ein Selbſtmörder auf den gewöhnlichen Kirchhof begraben wird: ſo gibt es eine ſchlechte Erndte; weil der Selbſtmörder, der

(*) S. *Brown* Eſſai ſur les Erreurs populaires. II. p. 192.

der durch ein unehrlich Begräbniß nicht geſtraft wird, den Fluch über das Land bringen ſoll.

Ich finde etwas ziemlich ähnliches in der griechiſchen Geſchichte. Die Einwohner zu Haliarte, welche eine ſchlechte Erndte und groſſe Ueberſchwemmungen gehabt hatten, glaubten, ihre Drangſalen wären daher gekommen, weil ſie zugegeben, daß das Grab der Alkmene erbrochen und durchſucht, mithin entheiliget worden ſey. Man lieſt dergleichen Gedanken in vielen Legenden, in Abſehen auf die Zergliederung oder Wegführung der Heiligen.

Plutarch ſagt in Libro de Socratis Genio p. 576. f. daß Ageſilaus, König von Sparta, die Ueberbleibſel der Alkmene, welche man göttlich verehrte, nach Lacedämon habe bringen laſſen wollen; man aber nichts in der Baare gefunden, als zwey irdene Gefäſſe, ein Armband von Erzt, und eine küpferne Tafel, worauf Buchſtaben gegraben waren, die niemand kannte. ——

Man

* * *

Man ſagt, daß die Bienen unter vielen Perſonen, die ſich ihren Stöcken nähern, diejenigen auf d s genauſte zu unterſcheiden wiſſen, welche unzüchtig ſeyen. Plutarch. in præc. conjug. p. 144. Die ſinnlichen Werkzeuge der Bienen ſind ſo zart, daß eine Ausdünſtung der Körper, welche die Sinnlichkeit der Menſchen nicht reizet, dennoch den Geruch der Bienen oder Ameiſen reizen kann. Daß ſie einen ſtarken Geruch haben, behauptet auch *Lucretius* Libr. IV. de Nat. rer.

ideoque per auras
Mellis apes quamvis longe ducuntur odore.

Heißt es doch auch von einem Menſchen, nämlich dem Jeſuiten, P. Cotton, in deſſen Lebensbeſchreibung, er habe in dieſem Stücke einen ſo zarten Geruch gehabt, daß die Perſonen, welche ſich ihm nach übertretenen Geſezen der Keuſchheit genähert, bey ihm die Empſindung eines unerträglichen Geſtanks erregt haben. Senſus frenabat accurata cuſtodia & horrore quodam impurita-

puritatis; quam etiam in iis, qui ſe illa fœdaſſent, ex graveolentia neſcio qua diſcernebat. Die Saite iſt zu hoch geſpannt. Ich will zugeben, daß er ſeinen Körper durch Wolluſt nicht entweiht, und ſich mit einer bewundrungswürdigen Veſtigkeit des Geiſtes, gleich einem h. Franciſcus, gegen die Reizungen der Venus geſtämmt habe: ſo iſt doch jenes offenbar übertrieben.

Auch bey den Bienen iſt die Sache überſpannt. Sie fliehen zwar allen üblen Geruch. *Ælian.* L. I. c. 58. inquit: tetro quovis odore apes offenduntur. Und Virgil gibt die Anweiſung, den Bienenſtand von ſumpfichten, ſtinkenden Oertern zu entfernen: Georg. L. IV. v. 49.

—— —— altæ neu crede paludi
Aut ubi odor coeni gravis;

allein ob ihnen die Ausdünſtung eines Unzüchtigen entgegen ſey, will ich nicht entſcheiden. Ich erinnere mich, irgendwo geleſen zu haben, daß der berühmte Naturforſcher, Abt Nollet, lange Zeit einen mit der veneriſchen Krankheit angeſteckten jungen Menſchen in ſeinem Dienſte gehabt, dem unter andern auch die

Pflege

Pflege der Bienen anvertraut geweſen ſey, ohne daß ſich auf dieſe Weiſe dieſelben durch ſeine ſchmuzigte Ausdünſtung hätten irre machen laſſen. Wenn man alſo fürgibt, daß die Bienen die Unzüchtigen unterſcheiden: ſo hat entweder ein Spaß hiezu Gelegenheit gegeben, oder wollte man hiemit die gröſte Reinlichkeit andeuten, die man bey Beſorgung der Bienen anzuwenden habe.

* * *

In der Wallburgis-Nacht reuten die Hexen auf Gabeln, Böcken u. d. auf den Blocksberg, Heuberg, u. d. um ſich daſelbſt an ihrem Sabbat luſtig zu machen. — So berühmt in Teutſchland der Blocksberg iſt, ſo viel Weſens macht der Pöbel in Italien von Noce di Benevento. In Teutſchland iſt die Vortänzerin die heidniſche Diana, in England eine Herodias, in Frankreich eine Abundia, und in Italien die Redodeſe, und wenn auf den Creuzſtraſſen die Zuſammenkunft geſchieht, Tregenda, von Trivium.

Die ganze Reuterey hat ſchon långſtens den Staubbeſen bekommen. Wer eine Muthmaſſung ihrer Entſtehung halber leſen will, findet ſolches in Keyſsleri Antiquit. Select. Sept. & Celt. p. 88-92. er findet aber nichts als Muthmaſſung. Ich will noch eine andre Meinung anführen: die Hexen waren bey den Heiden weiſſe Weiber, welche die Gōttin Freya, oder die Erde, eine eingebildete Ehefrau des Thuis, des oberſten Abgottes der Teutſchen, ehrten. Sie feyrten ihr zu Ehren ein groſſes Feſt am erſten Maytage, und zwar immer auf einem Berge. Hier kamen ſie zuſammen, erzehlten ſich ihre Kuren, ſammleten friſche Kråuter, nahmen andre Weiber in ihre Zunft, ſtellten Gaſtmale an und tanzten. Ein ſolches Feſt, und zwar das Hauptfeſt von der Art, wurde auch auf dem Brocken gefeyrt, wohin ſich aus nahen und entfernten Gegenden Teutſchlands, die weiſſen Weiber verſammelten. Sie opferten der Gōttin Freya einen Beſen und Ofengabel, vermuthlich vor Freuden, daß ſie, nach nun geendigtem Winter, den Beſen zur Reinigung der

Schorn-

Schornſteine, und die Ofengabel zur Einheizung der Oefen nicht mehr brauchten. Nach eingeführtem Chriſtenthum daurte diß Feſt aus Liebe zum Alten, vielleicht unter einem chriſtlichen Namen noch fort, wie die jährliche Wallfarten, welche vernünftige Katholicken verabſcheuen. Die chriſtliche Obrigkeit verbot nachher das Blockebergsfeſt; doch ſchlich man ſich noch immer in der Wallburgis-Nacht auf den Brocken heimlich; um dabey ungeſtört zu bleiben, breiteten ſie aus, daß die Vertrauten der alten Götter, oder die Hexen, doch noch des Nachts ihr altes Feſt auf dem Berge begiengen, und durch die Luft auf Beſen und Ofengabeln dahin ritten. Das glaubte man, und die unwiſſenden Chriſten glauben es noch. Daß die teutſchen Weiber für weiſe gehalten worden, ſagt Tacitus Hiſt. IV. 16. vetus apud Germanos mos erat, quo plerasque feminarum fatidicas arbitrentur. Quin etiam *ſanctum* & *providum* iis ineſſe putabant, quod idem de Morib. Germ. c. 8. prodidit. Die Kunſt iſt ſchon in dem graueſten Alterthum getrieben worden. Rektor Damm

verſichert in ſeiner Einleitung in die Götter=lehre §. 283. „Wenn die Weiber in Theſſalien ſich mit einer gewiſſen Salbe beſtrichen hatten: ſo wurden ſie in das Thier verwandelt, auf welches die Salbe eingerichtet war; daß wir ja nicht etwa meinen, ſezt er hinzu, unſre Blocksberg=Reiſende hätten in der ältern Welt nicht ihres gleichen gehabt. Das ſind die portenta Theſſala und die terrores magici.“ Damit zielt Damm auf die Verſe des Horatz.

Somnia, terrores magicos, miracula, ſagas,
Nocturnos lemures, portentaque Theſſala rides?
Libr. II. Ep. v. 209.

Jamblichus im Leben Pythagoras S. 128. redet noch von einer andern, nämlich der Reuterey des Abaris, die er auf einem güldenen Pfeile, welchen Apollo ihm verehrt hat, über Hecken und Stauden, über Syrten und Sandbänke weg mitten durch die Luft gemacht, wie unſre Hexen auf einem Beſen reuten, wenn ſie zu ihrem Sabbath gehen. Cum Apollinis, ejus qui ab Hyperboreis colebatur, jaculo ſibi donato inequitaret,

fluvios

fluvios & maria, ac loca inacceſſa per aërem quodammodo incedens permeabat. Dieſer Pfeil des Abaris war von Golde, und ihm ſo nöthig zu ſeiner Reiſe, daß er geſtehen mußte, er könne ohne denſelben die Wege nicht unterſcheiden, die er nehmen müſſe. Pythagoras erwieß ihm eine kleine Tücke, und nahm ihm ſeinen Pfeil heimlich weg, da dann Abaris, welcher eben ſo ſehr darüber erſchrocken war, als ein Blinder, der ſeinen Stab verloren, die Nothwendigkeit deſſelben bekannte.

Ganymedes, der Sohn eines Königes in Troja, machte wieder auf eine andre Weiſe eine Reiſe durch die Luft. Ein Adler nahm den Ganymedes mit ſeinen Klauen bey den Haaren, und hütete ſich äuſſerſt, demſelben Schaden zu thun.

Martial Epig. VII. Libr. I. ſagt:

Ætherias aquila puerum portante per auras,
Illæſum timidis unguibus hæſit onus.

Und *Plinius* L. XXXIV. c. 8. Leochares aquilam ſentientem quid rapiat in Ganymede, & cui

cui ſerat, parcentem unguibus etiam per veſtem.

Alle dieſe Luftfahrten ſind Geburten eines kranken Gehirns. — — Aber Heil Ihm, dem ſcharfſinnigen Montgolfier, der die Luft auf ſeinem ſtolzſteigenden Ball weit richtiger durchſchneidet! ——

* * *

Wenn bey der Nacht die Hunde heulen: bedeutet es Unglück. Wollten die Menſchen mit einem unbefangenen Geiſte auf die Folgen ſehen, würden ſie bald inne werden, daß dieſer Saz ganz ungegründet iſt, und daß dem die Schellen gehören, der ihn noch glaubt. Hunde heulen bald für Hunger; bald wegen des widrigen Tones bey dem Läuten und Schlagen der Glocken; oder wenn ſie bey der Nacht auſſer dem Hauſe ſind; oder auch wenn ſie Schmerzen haben.

Virgil ſagt, daß nach dem Tode Cäſars die Hunde durch ihr ſchreckvolles Heulen, und die Vögel durch ihr Geſchrey Unglück verkündiget hätten:

Obſcœ-

Obſcœnique canes, importunæque volucres
Signa dabant.
Per noctem reſonare lupis ululantibus urbes.
Georg. Libr. 1. v. 513.

* * *

Durch das Sieb ſich weiſſagen zu laſſen, welche Art noch unter den Chriſten ſehr im Schwang geht, war ebenfalls unter den blinden Heiden üblich; wie aus dem Wort: Cribro divinare, erſichtlich iſt. Dieſe verwerfliche Kunſt hieß Coſcinomantia.

* * *

Wenn eine Maus an eines Kleide genaget hat: bedeutets Unglück. S. geſtriegelte Rocken-Philoſophie Th. 1. S. 355. Es iſt immer Unglück, wenn ein Kleid verderbt wird. Einſt kam ein Strohkopf zitternd zu Kato, dem er klagte, daß Mäuſe ſeine Beinkleider benagt hätten, was es doch zu bedeuten habe? Es ſey kein Wunder, antwortete Kato, daß Mäuſe ſeine Hoſen benagt hätten; aber das wäre wunderbar, wenn die Mäuſe von den Hoſen benagt worden wären.

Non

Non eſt, inquit, oſtentum, quod ſorices arroſerunt caligas; ſed ſi caligæ arroſiſſent ſorices, id demum fuiſſet oſtentum. v. *Lycoſth. Apoph.* p. 550. Cicero ſagt ganz recht: wenn man in der Angſt und Furcht iſt, ſey man leicht-glaubig, und die erdichtete Lügen giengen ungeſtrafter hin. Es komme ja den Mäuſen zu, Tag und Nacht zu nagen; ob es an einem Schild oder Sieb geſchehe, ſey immer einerley, und könne keine widrige Bedeutung haben. Accedit illud etiam, quod in metu & periculo cum credantur facilius, tum fingantur impunius. Nos autem ita leves & inconſiderati ſumus, ut ſi *mures corroſerint* aliquid, quorum opus hoc unum eſt, monſtra putemus. Ante vero Marſicum bellum, quod clypeos Lanuvii arroſerint mures, maximum id portentum haruſpices dixerunt, quaſi vero quicquam interſit, mures diem noctemque aliquid rodentes, ſcuta an cribra corroſerint. Nam, ſi ita ſequitur, quod Platonis poliſiam nuper apud me mures corroſerint, de rep. debui pertimeſcere —— Libr. II. de *Divin.*

* * *

Stünde dieſer nicht mit dem Teufel in Bündniß, er hätte das nicht thun können. So ſind ſchon manche, die ſich durch Verſtand und Muth ausgezeichnet haben, aus ſchwarzen Neid oder frecher Bosheit der Zauberey beſchuldiget worden. Zauberey zeigt in einer engern Bedeutung ein Bündniß zwiſchen dem Menſchen und dem Teufel an, vermöge deſſen der Menſch ſich dem Teufel als eigen übergibt, und dagegen die Hülfe des leztern, etwan auf eine gewiſſe Zeit zugeſichert, bekommt. Bald bringt er ſie nach ihrem Verlangen zu groſſen Ehren, Reichthum, bald zu allem Vergnügen u. ſ. w. Oft iſt auch der Teufel ſelbſt in ſichtbarer Geſtalt eines Viehes oder Menſchen ihnen zugegen.

Melack, der Kommandant der Veſte Landau, ſpeiſete bey dem Prinz Ludwig von Baden, der ihm tauſenderley Höflichkeiten erwieſen, und zu ihm geſagt: Man glaube bey der kaiſerlichen Armee, daß er ein Bündniß mit dem Teufel hätte; worauf Melack geantwortet, daß er

er eben ſo viel Bündniß mit demſelben habe, als er; daß aber ihre Gemeinſchaft beſſer ſey, weil ſie ihm beſſer gedient hätten, als den Kaiſerlichen. Journal du Siege de Landau. p. 295. Die Soldaten, die unter ihm dienten, ſagten aus, er habe einen groſſen Hund bey ſich geführt, der ein vertrauter Geiſt geweſen, und der ſeinem Herrn die Poſten der Feinde, ihre Anzahl und Anſchläge entdeckt hätte. Es iſt dem Herrn von Melak vielleicht nicht unangenehm geweſen, daß man dieſe Meinung hatte, weil ſich die Soldaten deßwegen unter ſeiner Anführung weniger fürchteten. Man ſehe, was Plutarch von dem Rehe des Sertorius in dem Leben dieſes Feldherrn berichtet. Agrippa, der fürtrefliche Mann, liebte einen Hund, der auch der Teufel ſeyn mußte. *Mart. del Rio* Disquiſit. Mag. Libr. II. Quæſt. XII. n. 10. Ich mag mich bey dieſen Teufeleyen nicht länger aufhalten, ſondern ich will nur noch von den erleuchteten Einſichten des Inquiſitions-Gerichts einen Beweiß geben: „Ein wackerer Steurmann erfand einen weit nähern Weg, von Gallao nach

Val-

Valparaiſo in einem Monate zu kommen, wozu man ehedem ein ganzes Jahr nöthig hatte. Das iſt Zauberey, ſchrie die heil. Inquiſition, dieſe teufeliſche Erfindung des unmenſchlichſten Aberglaubens, der Zauberer gehört auf den Scheiterhaufen! Er wurde auch wirklich in Verhaft genommen, und man bereitete ſchon den Scheiterhaufen, auf dem der Unglückliche, nach der Gewohnheit dieſes abſcheulichen Gerichts, lebendig verbrannt werden ſollte. Glücklicher Weiſe führte der Mann ein umſtändliches Tagebuch ſeiner Reiſe, worinn er mit groſſer Genauigkeit angemerkt hatte, wie weit er an jedem Tage gekommen ſey. Damit rechtfertigte er ſich, und rettete kaum ſein Leben. S. **Entdeckung von Amerika, von Campe.** Th. III. S. 190.

Von den Zauberern habe ich ſchon oben im IV. Theil S. 70. meine Meinung geſagt. Die Theſſalier beſchuldigte man der Goetie aus eben dem Grund, warum man einen Albertus M., Agrippa u. a. beſchuldigte. Man hielte ſie von den älteſten Zeiten her für tapfre und wackre Leute.

Sie

Sie ſollen auch die erſten ſeyn, ſo das Reuten erfunden haben. Alſo dieſer Aberglaube, daß mancher im Bündniß des Teufels ſtehe, und daher unerwartete Dinge thun könne, iſt ein Bach, der auch aus der heidniſchen trüben Quelle auf chriſtliche Auen gefloſſen iſt.

* * *

Noch ein Wort von der heiligen Inquiſition! In allen heidniſchen Schriftſtellern, die ich durchſuche, finde ich ihres gleichen an Unmenſchlichkeit nichts. Campe nannte ſie im vorigen Stücke eine teufeliſche Erfindung des unmenſchlichſten Aberglaubens. Zaupſer in der Ode auf ſie:

Megäre, Inquiſition,
Des Orkus und der Dummheit Tochter, Ungeheuer!
Peſt der Vernunft und der Religion! —

Kann man wol hieran gedenken, ohne ſich der kläglichen Worte des **Lucretius** zu erinnern:

Tantum Relligio potuit ſuadere malorum!

Wozu iſt ein wütender Religions-Eifer nicht fähig?

Triſtius haud illo monſtrum, nec ſævior ulla
Peſtis & ira Deum ſtygiis ſeſe extulit undis.
Virgil. Æneid. Libr. III. v. 214.

Wer

* * *

Wer ſein Kleidgen, das er mit hat auf die Welt gebracht, aufhebt, und bey ſich trägt, der hat Glück in allem Vornehmen. S. geſtriegelte Rocken-Philoſophie Th. III. S. 194. Manche Wehmütter wiſſen von dieſem Häutchen viel zu ſagen, und geben andern noch Unterricht, was ſie mit demſelben thun ſollen. (*) Man nennet die Kunſt, durch die Betrachtung des Häutchens, Amnios, welches das Kind in Mutterleibe umhüllet, zu wahrſagen, die Amniomancie. Dieſes Häutchen reißt gemeiniglich, wenn das Kind geboren wird; allein manchmal erhält

(*) In einer gewiſſen Gegend macht man aus dieſem Häutchen ein Pulver, und gibt es dem Kinde ein, um deſſen Leib feſt zu machen, und in den Kriegsgefahren ſicher zu ſtellen. Thorheit! wenn auch der Menſch taglebens in dieſes Häutchen, das ihn in Mutterleibe umgab, eingewickelt bleiben könnte: würde er doch nicht feſt ſeyn; wie viel weniger wenn es zu Pulver zerrieben iſt? Man frage die Aerzte nach der Beſtimmung dieſer Häutchen; ſie werden uns eine ganz andre anführen, als die Einfalt davon träumt.

erhält es ſich ganz, und dieſes hält man für ein glückliches Zeichen. Daher iſt das Sprüchwort gekommen: Das Kind hat ein Kleidchen mitgebracht. Paul Jovius, jener gelehrter Biſchoff, wird beſchuldiget, er habe dieſer Kunſt zuviel Glauben beygemeſſen. Martin del Rio Disquis. Mag. Libr. IV. Cap. 2. Quæſt. 7. Sect. 1. tadelt ihn: Sed & Jovius, ne quid Superſtitionis omitteret, nimis hujusmodi vanitatibus pro Epiſcopo deditus, in Ferdinandi Davali nativitate hujusmodi pelle involutum ex utero prodiiſſe conſideravit.

*
* *

Die angezauberte oder gemachte Läuſe darf man nicht todt machen, man kann ſie ſonſt nicht loß werden. S. Rocken-Philoſ. Th. V. S. 127. In dem Leben des heil. Franciſcus ſteht, daß er einsmal eine Lauß, die er auf ſeinem zerlumpten Kleide fand, an ſtatt ſie zu tödten, mit dieſen Worten: Meine liebe Schweſter Lauß, lobe mit mir den Herrn! ganz ſanft wieder auf ihre Waide geſezt habe. Die Söhne

ſind

ſind in dieſem Stücke klüger als der Vater. Sie halten ihre Kutten über das Feur, und ſtürzen die garſtigen Schweſtern zu tauſenden in die praſſelnden Flammen. S. den Freymüthigen III. Band 1. St. S. 204. *Cicero* gibt de Offic. I. 36. die Regel: Adhibenda eſt præterea munditia non odioſa neque exquiſita nimis, tantum quæ fugiat agreſtem & inhumanam negligentiam. Eadem ratio eſt habenda veſtitus, in quo mediocritas eſt optima. *Eraſmus* ſagt in ſeinem Geſpräche: **Die reichen Bettler**: Sitis, cujusmodi voletis, ego vix Petro fiderem, ſi tali cultu ad me veniret.

* * *

Wer ein Allründchen hat, dem fehlt es nicht an Geld. S. Schützens Abhandl. vom Aberglauben S. 194. Die Marktſchreyer nennen es auch ein Galgenmännlein. Sie bereden das Volk, es würde ſelbiges unter den Hochgerichten aus der Erde gegraben; daſelbſt würden ſie aus dem herunterfallenden Samen der Erhenkten gezeugt. Ebendaſ. S. 194. So fabelhaft

dieſes iſt, eben ſo iſt es auch mit jenem Gerüchte von der Helena, die ſich nach dem Tode des Menelaus an eine Eiche gehenkt, und Thränen vergoſſen hat, davon ein Kraut gewachſen, welches man Heleneion genannt, und diejenigen zankſüchtig gemacht habe, die davon gegeſſen. Plinius im XXI. B. Cap. 21. eignet dieſem Kraute andre Eigenſchaften zu: es hat das Frauenzimmer ſchön, und diejenigen luſtig gemacht, die es in ihren Wein gelegt haben.

Die Marktſchreyer geben den Alraunen, welche nichts anders als die Mandragora-Wurzeln ſind, eine menſchliche Geſtalt, ſtecken in dieſelbe ein Gerſtenkorn, welches aufwächßt, und deſſen kleine Zäſerchen als Haare vorſtellt. Hierauf ziehen ſie ihm ein Hemdgen an, binden einen Gürtel um den Leib, und legen es in ein Schächtelgen. Dasjenige, was ſo viele Ausleger verleitet hat, aus den Dudaim, deren im 1 Buch Moſ. 30. Meldung geſchieht, Alraunen zu machen, iſt ihre vermeinte Kraft, zur Empfängniß behülflich zu ſeyn; eine Kraft, welche ihnen bey den Grie-

chen

chen und Römern den Namen der Liebes-Aepfel zuwege gebracht hat. *Ludolf* in Hiſt. Æthiop. Comment Libr. I. c. 72. hat hievon weitläufig gehandelt. Auch hat der ſinnreiche D. Calmet in ſeinem Wörterbuche die zwo Hauptgattungen der Alraunen beſchrieben. **Hübner** leitet dieſes Wort von **Rühnen** oder **Raunen**, d. i. eine unvernehmliche Stimme von ſich geben, her; Keyßler aber ſagt: die Alraunen ſeyen Prieſterinnen und weiſſagende Perſonen geweſen; die Thorheit der Menſchen hätte ſie zu einer Wurzel gemacht, welche den Fragenden Antwort gebe.

Folgender Brief iſt aus des bemeldten **Keyßlers** Antiqq. Sel. Septentr. p. 507—509. genommen: Briederliche Liebe und Treue und ſonſt alles gutes bevor, lieber Bruder! Ich habe dein Schreiben überkommen, und zum theil genug woll verſtahen, wie daß du, lieber Bruder, an deinem Huſe oder Hove Schaden gelitten haſt, daß dir deine Rinder, Schweine, Kühe, Schafe, Pferdte alles ſterben, dein Wein und Bier verſäuren in deinem Keller, und dein Nahrung ganz und gar

zurückgeht, und du ob dem allen mit deiner lieben Hausfrauen in groſſer Zweytracht lebeſt, welches mir von deinetwegen ein groß Herzeleyd iſt zu hören: ſo hab ich mich nun von deinetwegen höchlich bemühet, und bin zu den Leuten gangen, die ſolcher Dingk Verſtand haben, hab Rat von deinetwegen bey ihnen ſuchen wollen, und hab ſie auch daneben gefragt, woher du ſolches Unglück haben müſſeſt. Do haben ſie mir geantwortet, du hätteſt ſolches Unglücke nicht von Gott, ſondern von böſen Leuten, und dir kunnte nicht geholfen werden, du hätteſt den ein Alruniken oder Ertmänlein, und wenn du ſolches in deinem Huſe hätteſt oder Hove, ſo würde es ſich mit dir bald anders ſchicken, So hab ich mich nu von deinetwegen ferner bemühet, und bin zu den Leuten gegangen, die ſolches gehabt haben, als bey unſerm Scharfrichter, und ich hab ihn dafür geben als nemlich mit vier und ſechzig Thaler und des Budelsknecht ein Engeldskleid zum Trinkgeldt, Solches ſoll dir nur lieber Bruder aus Liebe und Treue geſchenkt ſeyn, und ſo ſoltu es lernen wie

ich

ich dir ſchreib in dieſem Brieve. Wenn du den Erdman in deinem Huſe oder Hove überkümmeſt ſo hebe es woll uff und bade es in warmen Waſſer mit dem Bad ſolltu beſprengen dein Vieh und die Sullen deines Huſes do du und die deinen übergehen ſo wird es ſich mit dir woll bald anders ſchicken und du wirſt woll wieder zu dem deinen kommen wenn du dieſes Erdmännelen wirſt zu rade halten und du ſollt es alle Jahr viermal baden und ſo oft du es badeſt ſolltu es wieder in ſein ſeiden Kleid winden und legen es bey deinen beſten Kleidern die du haſt ſo darffſtu Ihnen nicht mehr thun. Das Bad darin du es badeſt iſt auch ſonderlich gut wenn eine Frau in Kindesnöthen iſt und nicht gebären kann daß ſie ein Löffel voll davon trinket ſo berth ſie mit Freuden und Dankbahrkeit und wenn du für Richt oder Raht zu thun haſt ſo ſtecke den Erdmann bey dir unter den rechten Arm ſo bekümpſt du eine gerechte Sache ſie ſey recht oder unrecht. Nun lieber Bruder dis Erdmännlen ſchick ich dir zu einem glückſeligen neuen Jahr und laß es nicht von dir kümmen das

es magk behalten dein Kindeskind hiemit Gott befohlen. Datum Leipzig Sonntag vor Faßnacht 75.

Hanß.

* * *

Von dem Neſtelknüpfen trift man auch Spuren unter den Heyden an. Numantina, des Plautius Silvanus Ehegattin, iſt angeklagt worden, als habe ſie ihren Ehmann durch bloſſe ausgeſprochene Worte behext und kalt gemacht. *Tacitus* ſagt: Mox Numantina prior uxor ejus accuſata injeciſſe carminibus & veneficiis vecordiam marito. Annal. Libr. IV. cap. XXII. aufs 777. Jahr. Es kann dieſes aber auch anderſt erklärt werden, ſie habe ihn durch Zauberkünſte verrückt gemacht. Der römiſche Kaiſer Honorius heurathete nacheinander zwo Töchter Stillkons, Maria und Thermantia. Ihre Mutter, die Serena, konnte ſich nicht entſchlieſſen, weder die Heurat ihrer Tochter mit dem Kaiſer zu verſchieben, noch zuzugeben, daß der Natur durch Vollziehung der Ehe mit der Maria Gewalt geſchähe,

die

die noch nicht in mannbarem Alter war; ſie hat daher ein Mittel erfunden, dem Honorius die Neſtel knüpfen zu laſſen. Sie machte eine in dergleichen Künſten erfahrne Frau ausfindig, welche gemacht, daß Honorius, wenn er bey ſeiner jungen Gemalin ſchlafen wollte, die ehliche Pflicht weder leiſten wollen noch können. Maria iſt bald darauf und mit ihrer Jungferſchaft geſtorben. Gleiches Schickſal hatte auch die Thermantia. Was Zoſimus davon ſagt, will ich in der Ueberſezung anführen: Quum Honorius matrimonium cum Maria contraheret, mater ejus Serena, quæ puellam nec dum nubilem ætatem attigiſſe cerneret, ac neque ſibi poſſet imperare, ut nuptiæ differrentur, & immaturam maritali conſuetudini tradere, nihil eſſe arbitraretur aliud, quam injuriam naturæ facere; nacta mulierem, quæ rebus hujusmodi remedium adferre ſciret, ejus opera perfecit, ut filia cum principe quidem viveret, actori conſors ejusdem eſſet, verum ille nec vellet nec poſſet,

 ea,

ea, quæ matrimonium requireret implere. — Zoſim. Libr. V. p. m. 333.

Die kirchliche Einſegnung neuer Eheleute zeugte deutlich davon, daß von dem heidniſchen Aberglauben des Neſtelknüpfens in die erſte chriſtliche Kirche hinübergefloſſen ſey; dann man betete zu Gott, alſo, daß weder der Teufel, der ein geſchworner Feind der Eheleute ſey, noch ein Asmodeus ihnen ſchade, keine Uneinigkeit unter ihnen anrichte, das Kinderzeugen nicht hindere, ſie durch keinen frühen Tod trenne, ihren Hausſtand nicht anfeinde, noch er ihnen ſonſt ſchade, welches er auf tauſend Weiſe thun könnte. S. D. Hildebrandi de Nuptiis veterum Chriſtianorum p. 76. Was wird hier nicht alles dem Teufel für eine Macht über angehende Eheleute eingeraumt? Ich habe oben ſchon zugegeben, daß ein Mann auf die natürlichſte Weiſe zum Eheſtand untüchtig gemacht werden könne, beſonders auch durch Krankheiten. So lieſt man in den Götting. Anzeigen 1778. St. 123. Daß bey den Scythen eine Krankheit geherrſcht haben ſoll, welche machte, daß ſich

Män-

Männer ſelbſt für unmännlich hielten, weibliche Kleider anlegten, und Geſchäfte der Weiber verrichteten.

Zudem wer bedenket, was die ungeſunde Einbildungskraft für erſtaunende Wirkung hat, wird ſich über die Vorſtellung eines Manchen, der ſich zur ehelichen Pflicht untüchtig glaubet, nicht wundern. Waren doch ſelbſt zween Gelehrte, Rorarius und Barläus, dieſem Fieber der Vernunft unterworfen, daß ſie ſich in gläſerne und ſtroherne Männer verwandelt zu ſeyn glaubten; denn jener ſchlich mit der ängſtlichſten Behutſamkeit auf der Straſſe, weil er alle Augenblick befürchtete, er möchte irgendwo anſtoſſen, und als Glaß in Stücke zerbrechen; der andere aber ſchrie aus vollem Halſe, wenn er Licht ſah; denn er befürchtete, er möchte wie Stroh Feur fangen und verbrennen. Wenn daher ein Milzſüchtiger vorher einen Nebenfreyer oder auch mit einem andern Verdrüßlichkeit gehabt: ſo kann er ein Neſtelknüpfen ſich bereden.

Die Schnur oder Neſtel, mit welcher der Knoten geknüpft wird, kann von Leder, Wolle, Seiden oder Leinen ſeyn. Zu dem eigentlichen Neſtelknüpfen mögen die Worte des Virgils Eclog. 8. Anlaß gegeben haben:

Necte tribus nodis ternos, Amarylli, colores,
Necte, Amarylli, modo, & Veneris, dic, vincula necto.

d. i. „Amaryllis, mache drey Knoten an einem dreyfärbichten Stücke Tuch und ſage: auf dieſe Weiſe mache ich den Knoten der Venus.“

Auch izt noch muß man wenigſtens die Taufnamen der Eheleute während dem Neſtelknüpfen ſprechen.

Bey dem Beſchluß dieſes Artickels fällt mir noch von der ſonderbaren Wirkſamkeit der theſſaliſchen Kräuter ein Vers aus dem Horaz ein:

Quæ ſaga, quis te ſolvere theſſalis
Magus venenis, quis poterit Deus?

Libr. I. od. 27.

* * *

Hexen werden noch immer von den Unwiſſenden

den geglaubt. Den muthmaßlichen Urſprung des Wortes Hexe mag ich nicht anführen, um des Papiers zu ſchonen. In vielen Büchern heiſſen ſie Striges, von einem Nachtvogel dieſes Namens, welcher den Ziegen die Milch auszuſaugen pflegt. Ovid Faſt. VI. 135. beſchreibt ihr gefährliches Geſchäfte:

Nocte volat, puerosſas petit nutricis egentes,
Et vitiat cunis corpora rapta ſuis.

Wider dieſe Strix hat ſo gar Serenus Sammonicus ein Recept verſchrieben:

Allia præcepit Titini ſententia necti,
Qui veteri claras expreſſit more togatas.

Den Knoblauch brauchen auch jezo die Griechen wider die Gello; dann von einem Vogel kam der Aberglaube auf ein Weib. Die alten Griechen hatten die Lamia, die neuern die Gello, von welcher die neuen Griechen noch izt fürgeben, daß ſie die Kinder ſtehle. Die Lamia war Neptuns Tochter, mit welcher Jupiter Kinder zeugte, die alle von der eiferſüchtigen Juno umgebracht worden, welches die Mutter in eine ſo wütende Betrübnis

ſtürzte,

ſtürzte, daß ſie nicht allein häßlich, ſondern auch ſo grauſam wurde, daß ſie fremde Kinder raubte, und ſie tödtete. Horaz gibt hierüber in Art. Poët v. 338. gute Lehren:

Nec quodcunque volet, poſcat ſibi fabula credi,
Neu pranſæ Lamiæ vivum puerum extrahat alvo.

* * *

Beſchreyen oder Beſprechen heißt, einen Menſchen oder Thier durch übermäſſiges Loben oder auch bey übermäſſigem Loben durch giftige Blicke bezaubern. Die Griechen hielten ſchon dafür, daß die Kinder durch das Beſchreyen könnten verwarloſet werden. Aus dieſem Grunde pflegten ſie die Göttin Adraſtea vorher um Erlaubniß zu bitten, und ſie als eine Rächerin der Hoffärtigen zu verehren, wenn ſie einen loben wollten. Einige, wenn ſie Jemand ſehr gelobt hatten, fügten ſie hinzu: ἀβασκάντως. Es heißt eben das, was bey den Römern præfiſcini (ſine faſcino) war, daß er nicht bezaubert werde. Freylich wird die Mutter hochmüthig, und alſo gleichſam bezaubert,

wenn

wenn ihr Sechswochenkind zu ſehr gelobt und bewundert wird. Diejenigen, welche die abergläubigen Eltern nicht beleidigen wollen, ſezen nach ihren Lobſprüchen hinzu: Gott behüte es Gott gebe, daß ich es zu guter Stunde ſage, daß ichs nicht berufe. Trägt es ſich indeſſen doch zu, daß dem Kinde eine Krankheit zuſtößt: ſo heißt es: Das Kind iſt beſchrien.

Gellius IX. 4. führt aus dem Plinius an, daß in Afrika einige Familien ſeyen, welche mit Worten bezaubern können, ſo daß wenn ſie ſchöne Bäume, treflichen Samen, angenehme Kinder, wol gemäſtetes Vieh u. d. über die Maaſen gelobt hätten, ſolches alles davon plözlich zu Grunde gerichtet worden ſey. (*)

Wenn

(*) Eſſe quasdam in Africa familias hominum, voce atque lingua effaſcinantium, qui ſi impenſius forte laudaverint pulcras arbores, ſegetes lætiores, infantes amœniores, pecudes paſtu & cultu opimas, emoriantur hæc omnia repente. nulli alii cauſſæ obnoxia.

* * *

Wenn die Eule auf einem Hauſe ſchreyet: ſtirbt jemand bald in demſelben. Wenn eine Eule als ein Raubvogel auf dem Dache eines Sterbehauſes ſich ſehen oder hören läßt, und dieß den Gedanken der Tödtung erreget: ſo kann es gar wohl ſeyn, daß man daher einen Sterbefall vermuthet hat. Memini, ſagt D. Sprenger in der Diſſ. de Sympathia &c. S. 9. Laborantem phthiſi & in campo aperto notabilem e putridis pulmonibus fœtorem exſpirantem à comite vix potuiſſe defendi a corvis in eum irruentibus inde prænuntia noctua mortis. Seneka nennt die Eule den Leichen-Vogel, Luctiferum.

Ovid. Metam. VI.

Tectoque profanus incubuit Bubo.
Infauſtus Bubo dirum mortalibus omen.

Virgil.

Solaque culminibus Ferali carmine bubo
Sæpe queri longasque in fletum ducere voces.

* * *

Wer um die Zeit des Vollmonds in die

Ehe

Ehe tritt, der wird geſegnet an Kindern und in der Haushaltung. Auch haben es die Weingärtner gerne, wenn der Rebſtock um die Zeit des Vollmonds blühet; ſie glauben, daß alsdenn die Traubenbeere auch groß und voll würden. Der ſandigte Grund zu dieſen Meinungen beruhet auf dem unmangelhaften und vollkommenen Stande des Mondes, deſſen Zunahme und Abnahme in ganz keiner Verhältniß mit dem ehelichen Glücke ſteht. Auch dieſe tolle Meinung iſt eine Ueberlieferung aus dem Heidenthum. Cicero ſagt ſchon: Luna graviditates & partus affert, maturitatesque gignendi.

* * *

Um das Blut zu ſtillen, ſoll man ſagen: Sanguis, mane in tua vena, ſicut Chriſtus in ſua pœna. d. i. Blut, bleibe in deiner Ader, wie Chriſtus in ſeiner Strafe bleibt; welches grundfalſch iſt. Hubneri de Amuletis. p. 18. Die Heiden bedienten ſich ehedem auch gewiſſer Worte, um das Blut zu ſtillen. Homer ſagt, daß Ulyſſes durch ein Zauberlied das Blut an ſei-

nem verwundeten Schenkel geſtillt habe. Dixit Homerus, profluvium ſanguinis vulnerato ſemine Ulyxem inhibuiſſe carmine: Theophraſtus, Iſchiadicos ſanari; Cato prodidit, luxatis membris carmen auxiliari: M. Varro, podagris. v. *Plin.* Libr. 28. c. 2. p. 124. Die Erfahrung lehrt das Gegentheil.

* * *

Ars Atracia, die ſchwarze Kunſt, hat ihren Namen von Atrax, der die anſehnliche Stadt, Atracia, in Theſſalien bauen ließ. Er ſoll auch der Urheber der Magie unter den Theſſaliern geweſen ſeyn, die in dieſem Stücke ſehr beſchrieen waren. *Plin.* hiſt. nat. L. XXX. c. 1. In dieſem Verſtande muß man folgende Verſe des Valerius Flaccus, in den Argonauten im VI. B. 447. v. nehmen:

Quamvis Atracio lunam ſpumare veneno
Sciret, & Hæroniis agitari cantibus umbras.

* * *

Wenn man ohngefehr einem Wolfe begegnet, und der Wolf siehet den Menſchen eher,

eher, als der Menſch den Wolf: ſo wird der Menſch ſtumm oder heiſcher. Rocken⸗Philoſ. Th. 5. S. 93. Plinius führt eben dieſes auch an, und ſagt: In Italia, ut creditur, luporum viſus eſt noxius, vocemque homini adimere, quem prius contemplatur. Auch Virgil ſagt ein gleiches:

Vox quoque Moerin
Jam fugit ipſa, lupi Moerin videre priores.

Von gleicher Bedeutung iſt auch das Sprüchwort: Lupus in fabula, deſſen man ſich bedient, wenn derjenige, welcher der Gegenſtand des Geſpräches war, unverhoft eintritt, worauf plözlich eine tiefe Stille entſteht. Wenn ein Reiſender unvermuthet auf drohende Wölfe ſtößt: ſo erſchrickt er und ſchweigt. Nichts anders als der Schrecken macht ihn ſtumm. Der Aberglaube läßt die Wölfe ſchädliche Dünſte von ſich geben, wodurch der Wanderer heiſcher oder gar ſtumm gemacht werden ſoll.

* * *

Wer von einer Hexe begrüßt wird, ſoll ihr nicht danken, ſondern böſe Reden geben,

damit ſie nicht ſchaden könne. Hubn. de Amul. p. 21. Alii vetulis ſalutantibus, quas pro veneficis habent, non gratias agunt, ſed mala dicunt verba, ne inferant ipſis mala. Eine teufeliſche Volksmeinung! zur Zeit der Weinleſe ſtieſſen die Römer die heftigſte Schmähungen wider diejenigen aus, die am Weinberge vorbeygiengen, und die hingegen nichts ſchuldig blieben. Es geſchah dies in Feſcenniſchen Verſen, welche ſo hieſſen, weil die Alten glaubten, die Zaubereyen damit abtreiben zu können; quia faſcinum arcere ea putabant veteres. Jenes erhellet aus dem Horaz L. 1. Sat. 7. v. 28.

Tum præneſtinus falſo multumque fluenti
Expreſſa arbuſto regerit convitia durus.
Vindemiator & invictus, cui ſæpe viator
Ceſſiſſet, magna compellans voce cucullum.

Bey Hochzeiten waren die feſcennia auch gebräuchlich, die oft ſaftig genug müſſen ausgefallen ſeyn, um die Anweſende damit aufzuheitern; gleichwol waren mit dieſen auch Schmähungen verbunden, um die neue Eheleute vor Zauberey ſicher

ſicher zu ſtellen, daher ſezt Seneca L. II. Cap. 31. Sales & convitia zuſammen; und Horaz ſagt:

Non ſoliti luſere ſales, nec more ſabino
Excepit triſtis convitia feſta maritus.

* * *

Wenn man einen lebendigen Froſch in der Hand ſterben läßt: wird der Blutfluß aufhören. Deßgleichen wenn man eine getrocknete Kröte unter die Achſel bindet. Der Abſcheu, den man vor dergleichen Thieren hat, verurſacht, daß ſich die Gefäſſe der Haut zuſammenziehen, und den Ausfluß des Blutes verhindern. Die Alten legten einen Froſch auf ein verrenktes Glied, und verſprachen ſich Wunderdinge. v. Cato de re ruſt. c. 160. Harundinem prende tibi viridem, pedibus IV. aut V. longam; mediam diffinde, & duo homines teneant ad coxendices. Incipe cantare in alio S. F. motas Væta daries, dardaries, aſtataries, diſſunapiter usque dum coëant. Ferrum inſuper jactato. Ubi coierint &

& altera alteram tetigerit, id manu prende & dextra ſiniſtra præcide. Ad luxum aut fracturam alliga, ſanum fiet. Et tamen quotidie cantato in alio, S. F. vel luxato. Vel hoc modo, huat, hanat, huat, iſta piſta fiſta, domiabo, damnauſtra & luxato. Vel hoc modo, huat, haut, haut, iſta ſis tarſis, ardannabon, damnauſtra. Wie finſter mag Cato ausgeſehen haben, als er ſeine froſtige Einfälle niederſchrieb?

* * *

Man ſammlet am Oſtermontag Eyer; eine alte, aber der Geſundheit ſchädliche Gewonheit! der Urſprung davon iſt bey den Heiden zu ſuchen, welche jährlich um dieſe Zeit herum, da der Chriſten Oſtern einfällt, ihre Eyerſpiele und Eyerfeſte hatten, indem ſie ihren beyden Eyergöttern, dem Caſtor und dem Pollux, die aus einem Ey entſprungen ſeyn ſollen, zu Ehren in einem Eyrunden Kreiſe nach Eyern um die Wette liefen. Heißt izt auch Zimpfeltag, gleichſam Symboltag, eo quod illis ovis, ceu Symbolis collatis & col-

lectis

lectis una epulari conſuetum eſſet. Um dieſe Zeit ſegnet und bekreuzt man in der römiſchen Kirche Eyer, welche ſofort die Kraft haben ſollen, des Menſchen Leib innerlich zu heiligen. Juvenalis zeigt Sat. 6. v. 517. daß man ſich auch mit Eyern bey den Helden reinigen konnte: Niſi ſe centum luſtraverit ovis.

* * *

Wenn einigen etwas geſtolen worden, laufen ſie zu Betrügern, die durch Siebdrehen u. d. entdecken wollen, wer der Dieb ſey, und wo man die geſtolne Waare oder Geld antreffen könne. Apulejus ſagt, er habe im Varro geleſen, daß Fabius, als er hundert Pfennige verloren, den Nigidius um Rath gefragt habe; welcher durch die Stärke ſeiner Bezauberungen kleine Jungen gezwungen hat, zu ſagen, wo man den Beutel hin vergraben hatte, in welchem ein Theil von dieſem Gelde war, und wie das andere getheilt worden; und daß Cato, der Philoſoph, etwas davon gehabt; man ſezt dazu, Cato habe es zugeſtanden, daß er es von einem Knechte erhalten

hätte. Itemque Fabium, cum quingentos denarios perdidiſſet, ad Nigidium conſultum veniſſe: ab eo pueros carmine inſtinctos indicaſſe, ubi locorum defoſſa eſſet crumena, cum parte eorum, cæteri ut forent diſtributi: unum etiam denarium ex eo numero habere M. Catonem philoſophum, quem ſe a pediſſequo in ſtipem Apollini accepiſſe Cato confeſſus eſt. In Apologia p. 301.

* * *

Die Waſſerprobe iſt ſchon alt. Plinius ſagt VII. 2. Eosdem non poſſe mergi, ne veſte quidem degravatos. d. i. ſie könnten nicht untergetaucht werden, ob ſie gleich mit Kleidern beſchwert wären.

* * *

Den ſogenannten Aprilnarren leiten einige von dem heidniſchen Gott des Lachens und ſeinem Feſt in dieſem Monat her.

* * *

Der Eichmiſtel heile die fallende Krankheit, und ſey bey Menſchen und Vieh nüzlich.

lich. Plinius ſagt davon: Si terram non attingit, comitialibus mederi, conceptum feminarum adjuvare, ſi omnino ſecum habeant. L. XXIV. C. 4. Die heutigen Aerzte finden die groſſe Kraft nicht darinnen.

* * *

Wichtige Wirthſchaftsgeſchäfte, beſonders die Saat- und Aerndte-Arbeiten ſoll man nicht des Montags, ſondern an jedem andern Werkeltage anfangen. Die Tage ſind alle des Herrn. Jeder Tag hat ſeine Plage, aber auch ſeinen Segen. In der alten Welt war nicht nur bey den Juden, ſondern auch bey den Heiden der Neumond ein Feyrtag. Dieſe verſprachen ſich in ihren Unternehmungen nicht eher einen glücklichen Fortgang, bis ſie ſich die Götter durch Feyrung des Neumond-Feſtes zu guten Freunden gemacht hatten; daher lieſſen ſich auch die Teutſchen einſt in eine Schlacht vor dem Neumond nicht ein. Julius Cäſar fragt einige Teutſchen, die er zu Gefangenen gemacht, warum Arioviſt nicht ſchlagen wolle? Sie gaben ihm zur Antwort: Die

Teutſchen hielten ein Treffen vor dem Neumond für unglücklich. Cum ex captivis quæreret Cæſar, quamobrem Arioviſtus prælio non decertaret; hanc reperiebat cauſam, quod apud Germanos ea conſuetudo eſſet, ut matresfamilias eorum ſortibus & vaticinationibus declararent, utrum prælium committi ex uſu eſſet, nec ne: eos ita dicere: non eſſe fas Germanos ſuperare, ſi *ante novam Lunam* prælio contendiſſent. Jul. Cæſaris Comm. Libr. I. c. L. §. 4. 5. Dieſe Thorheit widerlegte ſich ſelbſt; denn in dem Treffen, welches die Teutſchen nach dem Neumond mit Cäſar hielten, wurden ſie tüchtig geklopft. Tacitus ſagt auch: wenn nichts ungefähres einfällt; ſo kommen die Teutſchen an gewiſſen Tägen zuſammen, wenn der Mond entweder anfängt oder voll wird; dann das halten ſie für den beſten Anfang, etwas zu thun. Coeunt, niſi quid fortuitum & ſubitum inciderit, certis diebus, cum aut inchoatur Luna, aut impletur; nam agendis rebus hoc auſpicatiſſimum initium credunt. De Mor. Germ.

Als

Als nachher dem Monde der zweite Wochentag gewidmet und nach ihm genennt wurde: glaubte man, er müßte billig immer gefeyrt werden; allein das gieng bey eingeführtem Chriſtenthum nicht an, weil von den erſten Chriſten ſchon der Sonntag zur Feyer ausgeſezt war; daher glaubte man, ſeine alte Ehrfurcht gegen den Montag dadurch zu befriedigen, daß man an dem Tage wenigſtens keine Arbeit anfieng. Sonderbar iſt es alſo, daß die ehemalige aberglaubige Hochachtung gegen den Montag in eine aberglaubige Furcht vor ihm übergegangen iſt, und man fürchtet, von einer am Montag vorgenommenen Ausſaat keine gute Aerndte zu erhalten, da doch die Erfahrung das Gegentheil beweißt. Warum man aber den Montag einen blauen Mantag nennt, woran nicht gearbeitet wird, weiß ich nicht: Man ſagt alsdenn: einen blauen Montag machen.

* * *

Wenn der Hundsſtern am Himmel iſt; ſo werden die Hunde gerne wütend; Man darf keine Arzney nehmen u. d. Die Fixſterne,

unter

unter welchen der groſſe Hund einer von der erſten Gröſſe und uns der nächſte iſt, haben wegen ihrem ſehr weiten Abſtand von der Erde nicht den geringſten Einfluß auf ſie; die groſſe Hize in den Hundstagen verurſacht ſchädliche Wirkungen. Es kommt aber die Hize nicht von dem Hundsſterne, ſondern von den zu dieſer Zeit ſenkrecht auf unſre Erde fallenden Sonnenſtralen her. Bey der gröſten Hize ſoll man nicht ohne Noth mediciniren.

Hippokrates ſagt Aph. V. Sect. IV. Sub canem & ante canem difficiles ſunt medicamentorum purgationes. Zu Cicerons Zeiten glaubte man, durch Beobachtung dieſes Geſtirns voraus ſehen zu können, ob das Jahr geſund ſeyn würde. Ceos accepimus ortum caniculæ diligenter quotannis ſolere ſervare, conjecturamque capere, ſalubrisne an peſtilens annus futurus ſit. De Divin. L. 1. cap. 67. Die Einwohner Calabriens thaten ehemalen dem Hundsſterne Gelübde.

Sic cum ſtabulis & meſſibus ingens
Ira Deum & Calabri populator Sirius arvi
Incubuit, coit agreſtem manus inſcia priſcum
In nemus, & miſeris dictat pia vota ſacerdos.

Valer. Flaccus Argonaut. Libr. I. v. 682.

Was für Aberglauben! allein dieſer war noch nicht der wunderlichſte in dem Heidenthum.

* * *

Wenn Kröpfe, Warzen u. d. mit der Hand eines getödteten Miſſethäters berührt werden: vergeben ſie. Als D. Dodd in London vor einigen Jahren gehenkt wurde, lieſſen ſich manche alſo berühren. Der Abergläubige ſchreibt dem gehenkten Miſſethäter zu, was doch vielmehr den lebhaften Jdeen der Einbildungskraft zugeſchrieben werden ſollte, welche im menſchlichen Körper oft bewundrungswürdige Veränderungen herfür bringen. **Plinius** ſagt ſchon: Immatura morte raptorum manu ſtrumas, parotidas, guttura tactu ſanari affirmant.

* * *

Bey dem **Johannisfeſte** miſchten ſich heidniſche Gebräuche ein. Das **Johannisfeur** und

Tänze

Tänze um einen aufgerichteten Baum waren ſo wol bey den mitternächtlichen und teutſchen Völkern, als auch bey den Römern gewönlich. Die erſtern hatten ihr Noodfyr, von welchem man ein beſonders Buch des Joh. Reiske (Frankf. 1696. 8.) hat; und die andern pflegten um dieſe Zeit das Feſt der Veſta mit Anzündung eines Feuers, das durch heftiges Reiben eines Brets an dem andern entſtund, unter Tänzen und andern Luſtbarkeiten zu begehen. Das Nothfeuer iſt noch wirklich in groſſem Anſehen, und wird für ein Specifikum gegen den tollen Hundbiß gehalten. Folgende Geſchichte, die nach dem Nürnb. wochentlichen Allerley (1782. S. 603.) ſich vor kurzem in dem Odenwald zugetragen hat, beweißt es: Schreyend fuhr der Schweinhirt ins Dorf — was bedeutet das? fragten die Bauren. Es iſt ein wütender Hund unter die Herde gekommen. Plözlich verſammlete ſich das Dorf, und berathſchlagte ſich über der Kur, die man anzuwenden hätte. Laſſet uns zum Scharfrichter auf Hirſchhorn ſchicken! rieth einer. Der von Eberſpach ver-

verſteht das Ding beſſer! antwortete ein andrer. Der dritte: Geht zur Frau auf Grosſachs, die weiß es ganz allein in einem Brunnen, der für alle Schäden gut iſt. Der vierte: geht zum Mann nach Neidenau, der kanns Waſſer beſehen — Endlich ein Ortvorſteher: Schickt überall hin: ſo gehts ſicherer. Schon waren die Kuriers beſtellt, als ein Gerichtsmann aufſtund und ſagte: Macht ein Nothfeur, iſt das Mittel nicht allemal probatum geweſt? Nothfeur! Nothfeur! ſchrie nun alles. Verfallet doch nicht auf Aberglauben, ließ der Pfarrer ſagen, ſucht ohne Zeitverluſt die Wunde auf, brennt ſie mit einem glüenden Eiſen aus, verwahrt die verwundeten Schweine, gebt ihnen Queckſilber, und ſchießt ſie vor den Kopf, wenn ihr merket, daß ſie anfangen zu trauren. Glaubt dem Pfarrer nicht, heißt es, der hats mit den ſtudierten Doktors zu Heidelberg, und die wiſſen viel. Was ſäumen wir. Nothfeur! Nothfeur! Bittel und Scharwächter durchſuchten alle Häuſer, löſchten das vorhandene Feuer aus, und verboten auf höhern Befehl vor Endigung der Expedition

anders

anders anzumachen. Andre holten Eiſen, Stroh, Holz, Schwamm und Schwefelfaden — Nichts gieng über die Ernſthaftigkeit, die patriotiſche Mine, die herkuliſche Anſtrengung mit Eiſen in der Hand Feuer aus dem Holz zu erpreſſen — und doch gabs kein Feur. Es muß irgendwo noch Feuer ſeyn? Flugs wurde viſitirt und der Pfarrer ſchuldig erfunden. Man traute nicht dem Pfarrer weiter zuzuſezen; dieſe Hinderniß aber ſuchte man durch doppelte Anſtrengung wegzuſchaffen. Es raucht! Nun erholen ſich alle Kräfte. Es gibt Flamme! ein allgemeines Jauchzen entſteht, das Nothfeur war fertig. Die Freude aber wurde bald durch eine neue Hinderniß geſtört; die verſammelte Herde Schweine wollte nicht durchs Feuer. Die Bauren hezten ſich heiſer, ſie fluchen, ſchlagen mit Strohfackeln auf die Schweine, aber alles vergebens. Das Feur, der Dampf, die brennenden Strohkerzen, das heiſere Hezen, die ausgebrüllten Flüche, und das Grunzen der Schweine ſtellten eine Scene für, als ob die Hölle beſtürmt würde. Die Schweine wollen noch nicht

durchs

durchs Feur. Barthel, ein flinker und verſtändiger Mann, riß die Gemeine aus der Verlegenheit. Er erwiſcht das erſte beſte Schweinchen beym Ohr, ſpringt damit durchs Feur, und hälts, daß es ſchreyen muß. Nun ſpringt die Mutter — der Eber — die übrigen Schweine durchs Feur auf den Barthel los; Barthel von Schweinen untertretten, gibt einen jämmerlichen Ton von ſich, der die Bauren nöthiget, auch durchs Feuer ihm zu Hülfe zu ſpringen; und noch eben kam ihre Hülfe zu rechter Zeit an, wenn ſie ihm das Leben retten wollten.

Faſt ſollte man wünſchen, daß nach dieſer Kur die Schweine wütend geworden wären, der Bauer hätte vielleicht ſeinen Aberglauben einſehen gelernt. Das geſchah aber nicht, und konnte nicht geſchehen, weil der Hund nur von ſeinem Herrn verlaſſen, und vom Hirt gereizt wurde, ſeine Herde anzubellen. Die guten Folgen ſtärkten die Bauren im Aberglauben und ich wollte dem Pfarrer nicht rathen, unglimpflich dagegen zu predigen.

* * *

Wenn es am Johannistage regnet: ſo gerathen die Haſelnüſſe nicht. Sie ſind um dieſe Zeit noch zart, und gehen bey einem etliche Tage anhaltenden Regen zu Grunde.

* * *

Das allerneuſte Geldmännchen.

Zwey Nagelſchmide in Gb. welche des Klöpflens müde worden waren, lieſſen ſich von einem heilloſen Kerl über den Tölpel werfen, und ſich für zwölf gute Karolins von gleichem Schlag ein Geldmännchen anſchwäzen. Dieſe blinden Leute entlehnten ſie in L. unter dem Verſprechen, das Geld in wenigen Monaten wieder heimzugeben; denn ſie rechneten, wenn auch das Geldmännchen wochentlich nur eine Karolin fallen läßt, könnten ſie ſchon Wort halten, und das entlehnte Geld mit ſchwerem Dank wieder heimgeben. Der Betrüger war ſelbſt ein Nagelſchmid, und arbeitete bey ihnen. Wenn er des Morgens in die Werkſtätte gieng, geſchah es nicht anderſt, als mit An-

ſtim-

ſtimmung eines geiſtlichen Liedes, und chriſtliche Reden floſſen den Tag über aus ſeinem Munde. Sein gerader Lebenswandel, die erbauliche Reden, die er führte, ſein mitleidiges Bezeugen gegen Elende, und die dringende Vorſtellungen, die er dieſen Brüdern, den beyden Nagelſchmiden, machte, ihr Glück nicht zu verſcherzen, brachten es endlich bey ihnen dahin, daß ſie einwilligten, und das Geld entlehnten. Er nahm die zwölf Karolins, und legte ſie in ihrer Gegenwart in ein Schächtelchen, allein er verwechſelte dieſes mit einem andern, welches jenem ſo ſehr glich, daß die Nagelſchmide den Unterſchied nicht merken konnten, und übergab es ihnen zu ſorgfältiger Verwahrung. Der Betrüger nimmt Abſchied, ſie begleiten ihn und wünſchen ihm noch Glück und Segen auf den Weg. Der gegebenen Anweiſung gemäs ſollten ſie erſt nach ein paar Wochen das Schächtelchen eröfnen, wollten ſie anders nicht unglücklich ſeyn; das fürwizige Weib aber öfnete es ſchon den dritten Tag, und fand unter der Baumwolle, ſtatt der Karolins, aus Leimen

ſchlecht geformte Bazen. Sie ſehen einander an, — eilen dem verwegenen Betrüger nach, und treffen ihn zu St. auf der Kirmſe an, wo er ſich auf ihre Koſten recht luſtig machte. Die Ortsobrigkeit nimmt die noch nicht verpuzte Karolins, die ſie bey dem Betrüger fand, zur Hand, welche ſie aber nicht an die betrogene Nagelſchmide zurückgibt, ſondern ſie zur Beſtreitung der Gefängniß- und andrer Unkoſten beybehält, da der Betrüger nicht einen Bazen im Vermögen hatte. Bey ihrer Zurückkunft wollten die Nagelſchmide eilends ihren Kummer in den Schoos ihrer Obrigkeit ausſchütten; dieſe nahm ſich zwar ihrer an; allein ſie machte ihnen auch noch die Zeche und ſtrafte ſie. Die da reich werden wollen, fallen in thörichte und ſchädliche Lüſte.

Der getäuſchte Prophet.

(Hollberg. Briefe Th. I. S. 154.)

Ein Engländer hatte ſich eine Zeitlang damit abgegeben, künftige Dinge vorherzuſagen. Um dieſem Propheten ſein Prophezeyhen abzugewöhnen,

nen, gab ein ſinnreicher Kopf für, daß er das Handwerk weit beſſer verſtünde, und den Tag, ja gar die Stunde vorherſagen könnte, wenn eine Sache geſchehen würde. Hierauf fieng er an, von den Begebenheiten des künftigen Jahres zu weiſſagen, und ſagte unter andern, das der berühmte engliche Weiſſager zu einer gewiſſen Stunde des Nachts in einem Monate, den er willkührlich annahm, plözlich ſterben würde. Weil er nun dieß mit einer groſſen Gewißheit vorgab: ward dem Weiſſager todtbange, und dieſe Begebenheit gab zum Gelächter und Scherzreden Anlaß.

Elftes Stück.

Von der magiſchen Kraft der Glocken.

Sit aura pia, dum rogat iſta Maria,
Eſt ſua vox Ban, Ban, potens repellere Satan,
Tonitruum rumpo, mortuum fleo, Sacrilegum voco.

Aufſchrift der Glocke zu Butzbach.

Diejenigen, welche die Menſchen hintergehen wollten, bemüheten ſich jederzeit, es durch etwas groſſes und auſſerordentliches zu thun. Sie ſahen auf einer Seite das Verderben des Herzens, auf der andern die Schwachheit des Verſtandes. Dem einen haben ſie Strafen und Belohnungen vorgeſtellt, den andern aber durch etwas auſſerordent-

liches zu verblenden geſucht. Einem haben ſie die Unwahrheit als Wahrheit dargeſtellt, und öfters der Wahrheit alle Farben der Lügen angeſtrichen; und um den andern zu hintergehen, unterſtu[illegible] ſie ſich die heiligſten und die in dem Glauben befeſtigtſten Dinge zweifelhaft und lächerlich [illegible]u [illegible]chen. Durch Wunderwerke iſt die Ver[illegible] [illegible] leicht. Dieſe Krankheit greift beſonders den Pöbel wegen der Unwiſſenheit, die bey demſelben herrſchet, an. Es ſcheint ihm alles groß und bedeutend, wenn die Triebfedern nicht ſichtbar ſind. Er ſtaunt noch die Augenverwendung eines Marienbildes an, und ſieht mit groſſen Augen auf das flieſſende Blut des heil. Januars. Traurige Auftritte des allerneuſten Zeitalters in zwey anſehnlichen Städten, um das Volk an dem Gängelbande ſeiner Vorurtheile zu behalten, und den Umlauf der Wahrheit unter demſelben zu erſchweren! Ich wollte auch nicht jedem Layen rathen, hinter den Vorhang ſehen, und Zweifel dawider aufwittern zu wollen; er würde Gefahr laufen, von der ehrwürdigen Geiſſel unbarmherzig discipli-

nirt zu werden, oder auch ſich, gleich Zaupſern, an die Kette ſeines Amtes kürzer geſchloſſen zu ſehen. Ich beklage ein Volk, das in ſeiner Schwachheit den Gebrauch der Sinne verliert, und ſo zu reden, zu einem Steine wird, ſo bald es die Augen auf ein falſches und abgeſchmacktes Wunder geworfen hat. Als ich am Tage Johannis des Täufers einſt in Dijon war, und das Volk haufenweiſe heranwallen ſah, um das ausgeſezte Haupt des heil. Johannis in daſiger Benediktiner-Kirche aus heiligen Abſichten zu küſſen: ſo geſtand mein Führer, ein Benediktiner, frey zu, daß die Kraft damit nicht verbunden ſey, welche ſich das Volk davon verſpräche; inzwiſchen ſey man genöthiget, dieſe Gewohnheit beyzubehalten, weil das Volk davon nicht abzubringen wäre. Jeder Vernünftige lacht über den heil. Niklas in M. dem die Baurenweiber Flachs, Hanf, Eyer, Beſen u. d. aus den lächerlichſten und unanſtändigſten Abſichten opfern. Deßwegen wird doch das kropfigte, ebentheurliche Bild, das ſo viele Thorheiten unterhält und etwa jährlich einige

Gul-

Gulden einbringt, nicht hinweggeſchaft. Dergleichen Thorheiten hindern, daß die Menſchen die göttliche Kraft der Religion nicht fühlen und ſie behaupten ihr altes, gothiſches Anſehen ewig, wenn man nicht ein lautes, allgemeines Geſchrey dagegen erhebt. Dieſes iſt aber auch das einzige Mittel, das zuverläſſig ſeine Wirkung thun, und beſonders jene zahlreiche Gattung von Menſchen aus ihrem Schlummer wecken wird, die zwar nicht erleuchtet genug ſind, um die Wahrheit durch ſich ſelbſt zu finden, aber doch Fähigkeit beſizen, dieſe einzuſehen, und den Willen haben, ſie zu ergreifen, ſo bald ſie kenntbar genug vorgeſtellt wird. Was die niedrigſte Volksklaſſe betrift, bey der die ganze Religions-Uebung nichts anders iſt, als Phantaſie, Bilderey, Kutten, Skapulier, Roſenkranz, Chorſingen, Benedictionen u. d. die meinet nun freylich, man wolle ihr die Religion rauben, wenn man ihre Afterandachten verdrängen will, und wähnet bey der heilſamſten Religions-Neuerung die Ankunft des Antichriſts und des jüngſten Tages; aber man laſſe nur dem Talente

ſeine elaſtiſche Kraft, man begünſtige Preßfreyheit und geſunden Menſchenverſtand, man arbeite gemeinſchaftlich zur Aufbeſſerung des Volks: nach und nach werden dem Pöbel die Schuppen von den Augen fallen, und die Ehrfurcht, die er ehedem für den Popanz hatte, wird ſich in Unwillen und Abſchen verwandeln. Der minder aufgeklärte, vielleicht der gröſte Theil der Kleriſey, wird ſich am längſten ſträuben, wird allen Kräften aufbieten, um das ausgebreitete Reich des Aberglaubens nicht zerſtören zu laſſen, beſonders auch darum nicht, daß ſeine Einkünfte nicht geſchwächt werden, welche ſie z. E. von Amuleten, Benediktionen und hundert andern Stücken gezogen hat. Ich bedaure übrigens den Geiſtlichen, der aus Mangel beſſerer Einkünfte, die ihm der Staat verſchaffen ſollte, ſein Nöthiges auf eine ſo elende Art erwerben muß. Es wird aber eine geraume Zeit nöthig haben, bis das groſſe Rad an der Staatsmaſchine ſich umdreht, durch deſſen Wendung die Fonds geiſtlicher Einkünfte eine andre Verhältnis zu ihren Amtsverrichtungen gewinnen wer-

werden; bis dahin werden die Glocken geweiht werden, es wird Wettergerechte Geiſtliche, Gewitteramulete u. ſ. w. geben, und eben dadurch das Geſchäfte einer allgemeinen Aufklärung erſchwert werden.

Die Glocken haben durch ihre Weihe und Taufe eine magiſche Kraft erhalten, böſe Geiſter, Hexen und Geſpenſter, Hagel und Ungewitter, Seuchen und Krankheiten zu vertreiben, ſo weit der Schall ſolcher geweihten Glocken ſich verbreitet. Die Aufſchriften auf denenſelben beweiſen es: Auf der groſſen Glocke zu Erfurt ſteht:

Die groſſe Suſanna
Treibet die Teufel von danna.

Zu Stuttgart in der Stiftskirche hängt eine groſſe Glocke, welche man die Gulden-Glocke nennet, die nach der Sattlerſchen Beſchreibung des Herzogthums Wirtemberg S. 25. folgende Aufſchrift hat:

Oſanna heiß ich,
Der böſe Feind fleucht mich.

Und

Und weiter unten herum:

Ich bitt, Herr Chriſt am Creuze fron,
Du wollſt geſegneu meinen Ton,
Daß er all Ungewitter vertreib,
Und bhüt Menſchen Seel und Leib,
Durch Fürbitt der Muter din
Dann im Feur ich gegoſſen bin
Im 1520. Jahr das geſchach
Durch Marx Hillern von Bibrach.

Auf einer andern Glocke daſelbſt heißt es alſo:

Haylgen Craizes Glock ich genannt bin
Und han eben meiner Schweſter Oſanna Sinn
Daß wir miteinander goſſen ſind.
Wir wollen Ungewitter und Wind
Mit Gottes Hülf vertreiben gar
Martin Billing von Bibrach goß mich och.

Eine Glocke zu Annaberg führet folgende Aufſchrift:

Quæ potes immenſum Anna tu flectere Jovem,
Pelle mala & morbos, contortaque fulmina pelle.

Anderswo:

Der geweihte Schall
Iſt der Hexen Fall
Und vertreibt die Gewitter überall.

Der

Der Fürſt Erzbiſchoff zu Salzburg mußte noch in ſeinem am 15. Jul. 1782. erlaſſenen Hirtenbrief allgemein verbieten, daß das am Vorabend des St. Johannis des Täufers Feſte angefangene, und bis 4. Uhr früh fortgeſezte Hexenläuten allenthalben aufhören ſoll.

Ich muß ein wenig weit ausholen und unterſuchen, zu welcher Zeit die Glocken in der Kirche eingeführt worden ſind, und nach und nach ſolche Kraft erlangt haben. Paulinus, Biſchoff in Nola, ſoll im vierten Jahrhundert nach der gemeinſten Meinung die Glocken erfunden haben. Man ſchließt es daher, weil die Glocken Nolæ und Campanæ heiſſen. Der Grund iſt ſeicht; denn bey den Römern waren von langen Zeiten her ſchon Glocken im Gebrauch, ja ſelbſt der Name Nola üblich. Kaiſer Auguſtus ließ Glocken auf den Tempel des Jupiters zu Rom hängen, (*) und Martialis (**) redet von einer Glocke, womit

(*) *Suetonius in vita Auguſti* c. 91. Is enim audita in Somnis Jovis Capitolini querela cultores ſibi

mit das Zeichen zum Brand gegeben worden. In Campanien aber wurden gröſſere Glocken und in mehrerer Anzahl gegoſſen.

In den erſten Jahrhunderten durften die Chriſten nicht laut ſchnaufen, geſchweige durch das Geläut der Glocken ihre Verſammlungen verrathen; ſonſt würden ſie ſelbſt mit allen Fleiß ihren raſenden Feinden in das Meſſer geloffen ſeyn. Den Gliedern der Kirche war entweder die Zeit des Gottesdienſtes bekannt, oder wurde ſie ihnen durch ſogenannte Läufer angekündigt, welche neben andern Geſchäften den Auftrag hatten, die Gemeinde zum Gottesdienſt zu rufen. Ohnfehlbar ſiehet Ignatius

ſibi abduci, mox tintinnabulis faſtigium ædis redimivit. (**) l. 14. epigr. *æs thermarum* dixit. — Erat inſuper mos antiquus Græcorum & Romanorum, ſervos, campanulis ad id deſtinatis, à ſomno excitandi, cujus *Lucianus de mercede conductis* T. I. oper. p. 319. meminit: *deinde mane ad tintinnabulum expergefactus diſcuſſa ab oculis dulciſſima ſomni parte &c.* & aliquanto poſt p. 330. *Dum hæc tecum loqueris,* ſonuit *tintinnabulum, jamque ad eadem tibi redeundum eſt.*

tius auf dieſe Gewohnheit, wenn er Polykarpen in einem Brief ermahnt, öfters Zuſammenkünfte zu halten, und alle mit Namen zu berufen. Dieſe Gewohnheit blieb ſo lange, als die Zeiten der Verfolgung währten, vielleicht auch eine geraume Zeit hernach; wenigſtens lieſt man nirgends, daß ein beſonders Zeichen zum Gottesdienſte gegeben worden wäre. Wenn Athanaſius, der im vierten Jahrhundert lebte, eine ganz unvermuthete Verſammlung beſchreiben will, ſpricht er: „ſie wä„ren gar nicht zur Kirche gekommen; denn es „wäre weder Biſchoff noch Kleriſey gerufen wor„den, ſondern man habe ſich ohne eine Ankündi„gung verſammlet.“ Nach der Zeit erdachte man verſchiedne Mittel, die Gemeine zu verſammeln. In den Nonnenklöſtern pflegte eine von den Jungfrauen durch wiederholten Ruf: Halleluja! das Zeichen zum Gottesdienſte zu geben. Unter den Anachoreten war es Sitte, daß, wenn die Stunde zu heiligen Uebungen ſich näherte, mit einem Hammer an die Thüren der Zellen geklopft wurde. Anderwärts bließ man auf einem Horn,

oder

oder ſchlug mit einem Hammer an hangende Bret-
ter, welche ligna ſacra genannt wurden; etwa
auf diejenige Weiſe, wie heutiges Tags in der
römiſchen Kirche während der ſtillen Woche, wor-
inn das Getöſe der Glocken vermieden wird, mit
hölzernen Klöppeln ein Zeichen zur Kirche gegeben
wird. Den Gebrauch dieſes dumpfen Schalls der
Bretter behielt die griechiſche Kirche lange bey;
denn es erzählen die Väter auf der Kirchenver-
ſammlung zu Nicäa, daß, „als man die Gebeine
des Märtyrers Anaſtaſius nach Cäſarea gebracht,
habe man an die Bretter geſchlagen, darauf ſey
jedermann zugeloffen, und mit groſſer Freude die-
ſem Märtyrer entgegen gegangen." Biß auf dieſe
Zeit lieſet man alſo in Griechenland von keinen
Glocken, da ſie doch in der römiſchen Kirche ſchon
üblich waren. Erſt ohngefähr um das Jahr 865.
wurden ſie auch in Griechenland durch folgende
Gelegenheit bekannt. Es hatten die Sarazenen,
die ſich in der Inſel Kandia feſtgeſezt, einen Ein-
fall in Dalmatien gewagt, und ſowol die ganze
Küſte des adriatiſchen Meeres, als auch das feſte
Land

Land in groſſe Furcht geſezt. Als ſie nun bis an die Stadt Gradum fortrückten, und dieſen Ort wirklich belagerten, verſuchten die Venetianer dieſen ſo nahe gelegenen Ort zu entſezen, welches auch mit ſolchem Muth geſchah, daß die Sarazenen die Flucht nehmen mußten. Dieſes gefiel dem Kaiſer Michael ſo wol, daß er den damaligen Herzog in Venedig mit dem Titel eines Protoſpatarii beehrte; dieſer aber ſchenkte dem Kaiſer dafür zwölf Glocken von beträchtlicher Gröſſe, welche die erſten waren, die man jemals in Griechenland geſehen hatte. Der Kaiſer ließ ſie alsbald in einen bey der Sophienkirche erbauten Thurm aufhängen, und weil ihr Klang gefiel, wurden nachher in Griechenland viele gegoſſen.

In der abendländiſchen Kirche war der Gebrauch der Glocken ſchon im fünften Jahrhundert im Schwang, in der Abſicht, durch ſie die Gemeine zum Gottesdienſte zu rufen, welches auch aus der älteſten Aufſchrift der Glocken erhellet:

Dum trahor, audite: voco vos, ad Sacra venite!

Nachmalen bediente man ſich auch derſelben, um das Volk zu gewiſſen Zeiten an das Gebet zu mahnen. Pabſt Johann XXII. verordnete, daß man an jedem Abend die Glocken dreymal anſchlagen ſoll, damit jedermann ein Avemaria andächtig ſpreche. Nachdem Pabſt Kalixtus III. durch einen röthlichen Kometen in Furcht und Schrecken geſezt war, und die Mathematiker aus dieſer Erſcheinung Peſt, Theurung und eine groſſe Niederlage weiſſagten: ſo befahl er, daß durch alle Städte hindurch um die Mittagszeit den Rechtglaubigen ein Zeichen zum Gebet mit den Glocken gegeben werden ſollte, um den Zorn Gottes abzuwenden, und den Sieg der Chriſten über die Türken hiedurch zu erleichtern.

Nun das war immer noch eine löbliche Beſtimmung der Glocken; aber wenn man damit den Teufel und Hexen und Geſpenſter und Seuchen und Donnerwetter und weiß nicht was, vertreiben will, dann kommt die Galle und die ganze Natur in Bewegung. Das iſt ein Angel, welcher bisher nach den Mutterpfenningen der Layen nicht unglück-

glücklich ausgeworfen ward. Beſonders müſſen die Glocken, die in Loretto gegoſſen und in der S. Caſa geläutet worden ſind, von einer ganz beſonders guten Wirkung ſeyn. So heißt es in einem Abrégé, worinnen Loretto beſchrieben iſt S. 17. On ſonne les cloches dans les tempettes, pour étre préſervé de la foudre. On en fond meme d'un poids conſiderable, pour ſervir à des paroiſſes, que l'on transporte dans les rayaumes catholiques. Man hat in katholiſchen Ländern den Gebrauch, und ſieht ihn gar für ein kräftiges Mittel an, daß man, wenn eine Donnerwolke im Anzuge iſt, ein Lorettoglöckchen ergreift, und mit demſelben in den Häuſern herum, oder auch, wegen der Nachbarſchaft, zum Fenſtergucker hinausläutet. Man hat den Glauben, daß, ſo weit man den Schall ſolcher Glöckchen höret, kein Bliz treffen könne.

So bald der menſchliche Verſtand ſo ſehr bankerot machte, daß er auf die Glockentaufe verfiel: war es leicht, den Teufel, dieſen Luftfürſten, mit dem Geläute aus der Luft hinauszu-

jagen, den man ohnehin zum Schrecken des Pöbels damals allenthalben mit ins Spiel brachte, und welcher Donnerwetter zu machen im Stande ſeyn mußte. Auch die Hexen, die zu den irregulairen Truppen des Teufels ohnehin gehören, konnten kein beſſers Schickſal erwarten, als was ihrem Heerführer widerfuhr; Kurz, durch den Schall getaufter und geweihter Glocken mußte ein allgemeiner Luftſtreif bewerkſtelliget werden können, daß der Luftfürſt mit jenen Luftdamen, ſammt allem, was von daher den Menſchen ſchädlich werden konnte, darinnen nimmer Plaz haben konnten, ſo weit der Schall ſolcher Glocken die Luft durchſtrich. Wie wunderbar? Die Chriſten laſſen läuten, um die böſen Geiſter aus der Luft zu verjagen; die Türken laſſen nicht läuten, weil ſie befürchten, daß die in der Luft herumwandernden Seelen dadurch erſchröckt werden; und in den römiſchen Lemuralien klopfte der Innwohner eines Hauſes immer an ein Becken, um mit dieſem Ton die Lemures oder die Geſpenſter aus ſeinem Hauſe zu vertreiben. Die Chriſten läuten, um

um über die Gewitter zu ſiegen; und die alten Thracier ſchoſſen Pfeile gegen die Blize, und hielten ſie für ihre Feinde; und eine Parthie gewinnt hiebey ſo viel, als die andre. Gewiſſe Völker machen bey einer Mondsfinſterniß mit Becken, Pfannen, Keſſeln und andern klingenden Werkzeugen ein Getöſe, und wollen damit das wilde Thier verſcheichen, wofür ſie den Finſternißmachenden Erdſchatten anſehen, damit der Mond deſto eher ſiegen könne. Unter den Chriſten ſieht man die Gewitterwolke für ſo ein Ding an, welches ſich durch den Schall der Glocken in einer Höhe, wohin er ſich nicht einmal ſchwingen, noch weniger dahin wirken kann, verſcheichen laſſe; Einerley Thorheit! zu Velilla in Atragonien ſoll nach Arnolds Geographie S. 157. eine Glocke hangen, welche von ſich ſelbſt läute, ſo oft jemand aus der königlichen Familie ſterbe. Dergleichen vor dem Tode Karls V. Philipp II. auch Sebaſtians, Königs in Portugall, und leztlich 1700. Karl II. ganzer 9. Stunden mit Entſezen gehört worden. —

Ponto nox incubat atra.

So bald als heilige Oerter zum Dienſte Gottes gewidmet waren: fieng auch das Unweſen an, die Glocken, die daſelbſt zu heiligen Abſichten gewidmet geweſen ſind, zu weihen, und ſo gar zu taufen. Dieſe Handlung gehöret in die mythologiſche Zeiten des Chriſtenthums. Anfänglich war die Glockentaufe nicht allgemein, und ſcheint nur hier und da in den Klöſtern üblich geweſen zu ſeyn, bis endlich nach dem Baronius im Jahr 968. Pabſt Johannes XIII. aus Campanien, wohin er verwieſen war, zurückkam, und eine erſt neuerlich aus Erz gegoſſene groſſe Glocke, ehe ſie in der Lateraniſchen Kirche auf den Stuhl gebracht wurde, auf die feyerlichſte Weiſe weihte, mit geweihetem Waſſer abwuſch, und ihr ſeinen Namen Johannes beylegte. Die Glockentaufe nennen gelehrte Katholicken ſelbſt ein unſinniges Affenſpiel jener dummen Zeit. Es ward anſehnlichen Männern und ganzen Gemeinden die Pathenſtelle angetragen. Sie mußten ſich nebeneinander hinſtellen, und das Seil, an welches die Glocke gebunden war, berühren. Darauf ward auf Rechnung der

Kirche ein herrliches Banket, und von dieſen wieder hingegen ein anſehnliches Einbindgeld gegeben. Man ſtellte eigentliche Pathenbriefe aus, und nennte dieſe nichtswürdige Ceremonie ſchlechterdings **Pathenſtelle bey der Glockentaufe.** Folgendes iſt ein Muſter eines ſolchen Pathenbriefs, welcher in den Noten des ſel. Kanzlers **Cotta** zum Gerhard Tom. IX. S. 208. 209. ſteht:

„Denen Ehrſamen, weiſen Burgermeiſtern zu Tenneſtedt, unſern beſonders günſtigen Förderern. Unſere freundliche Dienſte zuvor, Ehrſame, weiſe Herren, wir ſind willens, wills Gott, unſre Glocken auf den Sonntag Exaltationis S. Crucis nächſtkommende, nach Ordnung der heiligen chriſtlichen Kirche zu weihen, und taufen zu laſſen: iſt unſre gütliche Bitte, wollet auf vermeldte Zeit um Gotteswillen bey uns ſamt andern guten Freunden erſcheinen, und Großpathe mit ſeyn. Wollet das Lohn von dem allerhöchſten Gott, und dem patrono S. Sixto und der heiligen Jungfrauen S. Julianen nehmen, ſo wollen

len wirs willig gerne verdienen. Datum Sonntag nach Egidii Anno 1516.

Curt und Clauß Vitzthum
von Eckſtett
ſamt den Altar=Leuten. "

Welche Barbarey! Schon in den Conſtitutionibus Caroli M. heißt es: Cloccas nemo baptizet, nec iis chartas propter grandinem appendat. Maximilian widerholte dieſes Verbot. Die Glockenweihe mag noch eher geſchehen ſeyn, als die Taufe derſelben; gleichwol iſt es eine übertriebene Ceremonie, welche wol unterbleiben könnte, und ohne Nuzen iſt. Eine Glocke, welche geweihet werden ſoll, wird frey aufgehenkt, alſo daß man um ſie herum gehen, und auch ihre innere Theile berühren kann; alsdenn werden einige Pſalmen geſprochen; hierauf Salz geweiht, mit Waſſer vermiſcht, und die Glocke mit dieſer Miſchung in= und auswendig abgewaſchen, mit Leintüchern getrocknet, und wieder einige Pſalmen geleſen. Auf dieß macht der Biſchoff mit geweihetem Oele ein Kreuzzeichen auf die äuſſere Seite

der

der Glocke, und nach wiedermaliger Leſung eines Pſalmen noch einige andre Kreuze an beſtimmten Oertern der innern und äuſſern Seite der Glocke, und ſpricht zugleich folgende Einweihungsformel: Es werde dieſe Glocke geheiliget und geweiht, o Herr! im Namen des Vaters, und des Sohnes, und des heiligen Geiſtes: zur Ehre des heiligen N. Heil dir! Nach dieſem wird wolriechender Rauch unter die Glocke gemacht, und die ganze Ceremonie mit Ableſung einer Stelle aus dem Evangelium beſchloſſen. Bey der Salzweihung, bey deſſen Vermiſchung mit dem Waſſer, bey der Salbung der Glocke mit dem Oele, und nachdem der Rauch unter die Glocke gemacht worden iſt, werden einige Gebete geſprochen, deren Inhalt dahinaus lauft, daß, wenn der Schall dieſer Glocke ertönet, der Glaube und die wahre Andacht in den Gemütern der Glaubigen, welche er zum Gottesdienſte rufen ſoll, rege gemacht; der Feind alles Guten vertrieben, feindliche Kriegsheere erſchreckt, Hagel, Blize, Sturmwinde, und alle Gewalt der Luft abgehalten werden mögen. Es heißt in einem

römiſchen Pontificale unter anderm ſo: — procul pellantur omnes inſidiæ inimici, fragor grandinum, procella turbinum, impetus tempeſtatum, temperentur infeſta tonitrua, ventorum flamina fiant ſalubriter & moderate ſuſpenſa, proſternat aëreas tempeſtates dextra tuæ virtutis. Nur der Unwiſſende ſchreibt den Glocken wegen ihrer Weihe eine ſolche Kraft zu, dadurch die böſen Geiſter, Gewitter u. d. abgetrieben werden. Weihen heißt nichts anders, als etwas von dem gemeinen Gebrauch abſondern, und zum Dienſte Gottes widmen. Ungereimt wäre es nun, wenn man eine Glocke gegen die böſen Geiſter und Gewitter Gott widmen wollte. Will man der Glockenweihe noch einen guten Schein geben, ſo muß man ſagen: Bey der Weihung der Glocken wird Gott gebeten, Er wolle die Gegend, aus welcher der Schall dieſer Glocke die Glaubigen zum Gottesdienſte zuſammenruft, vor den Gefahren, welche böſe Geiſter, Gewitter u. d. verurſachen können, bewahren.

Allein wozu dienen die mannigfaltige und gehäufte Ceremonien der Kirche! der vernünftige Katholik gibt ſelbſt zu, daß ſie zu tauſend Alfanzereyen dem Volke Anlaß geben, ſo lange ſie ihm nicht Stück für Stück erkläret werden; woher aber Zeit bekommen, um alle die Ceremonien der Kirche dem Volke zu erklären, da die Lehrer des Volks kaum Zeit und Gelegenheit bekommen können, ihm die Grundwahrheiten der chriſtlichen Religion zu erklären und annehmlich zu machen? Man werfe alſo lieber allen überflüſſigen Plunder der Ceremonien aus der Kirche, und dringe bey dem Volke auf Erleuchtung des Verſtandes, und Beſſerung des Herzens, ſo wird es ſelbſt einſehen, daß dem Satan durch den geweihten Glockenſchall das Gehör nicht betäubt werde, und die Bockreutereyen und Gabelfahrten nicht ſtatt haben können. Man geſtehe redlich ein, daß die Gewinnſucht die Lorettoglöckchen erdacht, und die Thorheit ſie in Gang gebracht hat. Man rede friſch von der Bruſt weg, daß Gewitteramulete, geweihte Kerzen, der Rauch des Oſterſonnabendholzes

und

und geweihte Palmenzweige nicht vermögend ſeyen, einen Menſchen oder eine Gegend vor dem Strahl zu ſchüzen, noch daß die ſogenannte Wettergerechte Geiſtliche ein Vermögen beſizen, den Lauf der Gewitter zu lenken, Bliz und Hagel nach Willkühr abzuhalten, und, mit einem Worte, den Gewittern zu gebieten. Erinnert ſich doch der Herr D. Fiſcher (*) in München eines Falls, daß der Strahl das heilige Gefäß, in welchem das hochwürdige Sakrament aufbewahret wird, eben in dem Augenbicke traf, als mit demſelben der Pfarrer dem Volke den Segen ertheilte. Ohnelängſt laß ich mit Mißvergnügen in der Erlanger Zeitung (1784. Num. 68.) daß die Gemeinde zu K. an der Donau nach dem Tode ihres Pfarrers die Regierung folgender maſen gebeten hat:

„ Alldieweilen wir in unſerm Dorfe gar zu ſtark mit Wettern heimgeſucht ſind: ſo thut uns ein

(*) S. deſſelben Beweiß, daß das Glockenläuten bey Gewittern mehr ſchädlich als nüzlich ſey. München 1784. S. 42.

ein wettergerechter Pfarrer ganz noth. Der Herr Xaveri, unſer alter Cooperator, iſt ſchon ſeit mehrern Jahren wettergerecht, und ſo lange er das Wetter geſegnet hat, iſts immer gut abgelaufen. Und nun kommt ein neuer Pfarrer her, der zwar ſchön gepudert, aber nichts weniger als wettergerecht iſt. Die ganze Gemeinde läßt alſo gehorſamlich bitten, den Herrn Xaveri uns zum Pfarrer zu geben, daß wir durch Wetterſchläge keine arme Leute werden. Womit wir uns nochmalen um den Herrn Xaveri bittend unterthänigſt empfehlen. — Richter und Gemeinde zu K. —" Die Bauren lieſſen ſich auch nicht eher beruhigen, als bis der neue Pfarrer an einem unſchädlich vorbeyziehenden Wetter ihnen zeigte, daß man auch gepudert das Wetter wegſegnen könne. Wenn wird doch das Volk verjährter Kindereyen ſatt werden?

Obgleich nun mit geweihten Glocken bisher gegen das Gewitter geläutet worden iſt: ſo hat doch daſſelbe, ſeine zerſtörende Kraft gezeigt, indem nach der Stuttgardter Zeitung 95. St. allein

in dem Sommer 1783. 96. Perſonen in Teutſchland und Frankreich ein Opfer dieſes Misbrauchs worden ſind.

Man beſchönige immer die Beybehaltung dieſer Ceremonie des Glockenläutens durch phyſikaliſche Erklärung ihres Nuzens: ſo wird man doch auch da ſtecken bleiben. Der Klang der Glocken, ſagt man, treibe durch ſeine Ausbreitung in der Luft die Wolken weg, und nöthige die Gewitter eine andere Richtung zu nehmen. Es iſt wahr, der Schall iſt eine zitternde Bewegung der Luft: iſt es aber möglich, in ſolcher Entfernung, in welcher die Wolken ſtehen, eine ſo ungeheure Menge von Dünſten zu bewegen? Man hänge in der Entfernung von 5—600. Schuhe von einer Glocke eine Pflaumfeder an einen ſeidenen Faden, und ſchlage an die Glocke: ſo wird auch bey dem ſtärkſten Klang nie eine Bewegung der Feder wahrzunehmen seyn. Auch wenn es nur ſchneyet: ſo wird der Ton der Glocken weniger gehört.

Es iſt nicht wahr, wenn man behauptet, daß die Glocken durch das Läuten elektriſch werden.

den. Alle Metalle werden bey Gewittern elektriſch, und geben die gewönliche elektriſche Zeichen von ſich, wenn ſie iſolirt ſind. Das Rathſamſte iſt alſo, das langwürige Läuten bey Gewittern abzuſtellen, wie es ſchon in manchen Gegenden Teutſchlands und neuerdings in ganz Frankreich abgeſtellt worden iſt, und Blizableiter einzuführen, dazu Hr. Hofrath **Böckmann** in ſeiner Abhandlung über die Blizableiter, Herr D. **Fiſcher** in der oben angezogenen Schrift, und Herr Prof. **Weber** zu Dillingen in ſeinem **Unterricht von den Verwahrungsmitteln gegen die Gewitter für den Landmann.** 1784. die gründlichſte Anweiſung gegeben haben.

Zwölftes

Zwölftes Stück.

Von den Urſachen des Aberglaubens ſamt dem Schaden, den er anrichtet.

Superſtitio error inſanus eſt, quos colit, violat.

Seneca.

Indem ich in dieſem lezten Stücke die Quellen kürzlich unterſuche, woraus der Aberglaube entſpringt, und den vielfachen Schaden anzeige, den er anrichtet: ſo ſuche ich die Vernunft loszubinden, die ſich in dem Volksglauben verwickelt hat, und die erſchlafte Kraft des Willens wiederherzuſtellen. Nun gibt es mancherley Urſachen des Aberglaubens, die erſte iſt die **Unwiſſenheit.** Wer z. B. in der Religion unwiſſend iſt, der läßt

läßt ſich Dinge aufbinden, die weder mit der Vernunft noch mit der heil. Schrift übereinkommen. Er bekennet zwar nur einen Gott, und weicht hierinn von dem Aberglauben der Heiden ab; aber er ſchreibt dieſem einzigen Gott zum theil eben die Fehler und Unvollkommenheiten zu, welche ihm die Heiden zuſchrieben. Viele glauben, daß Gott eben den Bedürfniſſen, Neigungen, Leidenſchaften und Begierden unterworfen ſey, welchen wir unterworfen ſind. Man kan einem Richter durch den Glanz des Goldes die Augen blenden, und durch güldne Ketten ſeinen Willen und ſeine Neigung auf gewiſſe Art feſſeln. Geſchenke, ſagt einer der alten Dichter, gewinnen Menſchen und Götter. Glauben nicht eben dieſes diejenigen, welche, wenn ſie eine groſſe Bitte vom Himmel erfüllt wiſſen wollen, demſelben koſtbare Opfer und Geſchenke bringen? Brigitte thut alles, was ſie kann, und will, wenn Gott ihren einzigen Sohn in den Pocken bey Leben erhält, den Altar und die Kanzel kleiden, und alle hohen Feſttäge, ſechs Jahre hintereinander, zwey groſſe Wachskerzen auf

den Altar ſchenken. Urſula hat ein anders Anliegen, und will in ein Waiſenhaus ein paar Ballen Leinwand ſchenken, wenn Gott ihre Bitte erfüllt. Der Wollüſtling bereichert die Tempel, der Ehrgeizige ſchmücket ſie aus, und der Geizige ſchläft auf der Erde, übernimmt Wallfahrten, hungert und geiſſelt ſich faſt zu tode, um nur die elende Verſicherung in ſich unterhalten zu können, daß er ſich um Gott und ſeine Ehre verdient mache, und alſo berechtiget ſey, von ihm mancherley Gnadenbezeugungen zu erwarten. — Arme kleiden, die Kirchen auszieren, ſind, wenn dieſe Werke aus reinen Abſichten geſchehen, fürtrefliche Handlungen; aber ſie werden verabſcheuungswürdige Werke, wenn man ſie deßwegen thut, um gleichſam den allerheiligſten und erhabenſten Gott zu bewegen, daß Er, ſeinen Eigenſchaften und der von ihm feſtgeſezten Heilsordnung zuwider, uns gewiſſe beſondre Gefälligkeiten erweiſen ſoll. Ehedem ward dieſer Grundſaz aufgeſtellt, und richtig befolgt: Je weniger ein Volk weiß, je leichter und gewiſſer glaubt es, was es glauben ſoll. Ich

muß

muß hier anführen, was der ſel. Canzler Mosheim Th. VIII. ſeiner Sittenlehre S. 50. ſagt: „wenn Reuchlin, Erasmus, und fürnemlich der groſſe Luther die Möncherey nicht mit ſo unüberwindlichen Waffen aufs herzhafteſte angegriffen hätten, ſo würde Europa in eine mehr dann heidniſche Blindheit, ſo wie in der Glaubens- alſo auch in der Lebenslehre, zurückgeſunken ſeyn.“

Aus der Unwiſſenheit in der Naturlehre entſpringen ebenfalls Thorheiten genug; daher ſchreibt man dem Glockenläuten die Kraft zu, Wetter, Geſpenſter und mancherley Teufeleyen abzutreiben; daher haben auch einige Pflanzen ſo wunderbare Kräfte erhalten: das Eiſenkraut verwahre die Haut dergeſtalt, daß ſie auch kein glüendes Eiſen verſehren könne; vermittelſt der Chriſtwurzel könne man Schlöſſer aufſpringen; die Alchimiſten meinen, durch die Eichenmiſpel Wunder thun zu können; und welches Glück weiſſagt nicht der Fund eines vielblätterigten Kleeblats? die Irrwiſche müſſen nichts gutes, nichts natürliches ſeyn, und ſelbſt der Laidige ſich mit im Spiel befinden; den feurigen

gen Drachen hält man für eine Erſcheinung des Böſen. — Alles dieß aus Mangel der Erkenntniß in den Werken der Natur.

Eine andre Urſache des Aberglaubens iſt die Leichtglaubigkeit der Menſchen, die etwas nicht lange unterſuchen, ob es wahr oder falſch ſey, ſondern unüberlegt glauben. Dieſer Fehler hängt den Menſchen von Jugend auf an. Man iſt in den erſten Jahren geneigt, alles zu glauben, was man hört. Das unerfahrne Herz weiß von keinem Argwohn, und meinet, die Aufrichtigkeit ſey eine allgemeine Tugend, und der ungeübte Verſtand, der noch keine Kraft hat, das Wahre vom Falſchen zu unterſcheiden, hält alles für Wahrheit, was dafür ausgegeben wird. Hiedurch geſchieht es, daß man oft in dem erſten Abſchnitt ſeines Lebens eine ſolche Menge von gedichten und irrigen Meinungen einſammelt, daß man in den übrigen dreyen Arbeit genug findet, ſich von dieſem Unrath zu befreyen, und nicht ſelten ein gut Theil davon mit aus der Welt nimmt. Läßt ſich vollends der Menſch bey mehrern Jahren von dem

Irrdi-

Irrdiſchen feſſeln: ſo hilft er ſich ſelbſt zu boden werfen, und gibt ſich dem Aberglauben preiß. Das erfuhr ohnelängſt nach dem Nürnbergiſchen Allerley 1782. S. 603. eine Geſellſchaft von Bauren, die ſich durch einen Betrüger verführen lieſſen, den Teufel vermittelſt des ſogenannten Chriſtophelgebets zu nöthigen, daß er Geld bringe. Der Betrüger erſchien nach einer monatlichen Beſchwörung unter der Maske des Teufels, und warf einen ganzen Plunder gelber Rechenpfenninge in die vom Mond beleuchtete Stube. Das vermeinte Geld wurde von den Beſchwörern haſtig aufgeleſen, in eine Küſte verſchloſſen, der Schlüſſel dem Tauſendkünſtler ausgeliefert, und ein Vierteljahrlang in Freuden gelebt. Länger ließ ſich der Betrug nicht ſpielen, der Betrüger entwich, und die leichtglaubigen Bauren machten bankerot.

Die dritte Urſache iſt die Neigung der meiſten Menſchen zum wunderbaren und ſeltenen. Mit dieſer Krankheit iſt beſonders der Pöbel angeſteckt. Es ſcheint ihm, wenn die Triebfedern nicht ſichtbar ſind, alles groß und erſchröcklich zu

 ſeyn.

ſeyn. Die ungekünſtelte Natur gefällt ihm nun nicht mehr; denn er iſt nur gar zu geneigt zu allem, was ſelzam, ebentheurlich und wunderbar iſt, er entſagt der Vernunft, er verliert in ſeiner Schwachheit den Gebrauch ſeiner Sinne, und wird, ſo zu reden, zu einem Steine, ſo bald er die Augen auf ein falſches und abgeſchmacktes Wunder geworfen hat. Noch in den neuſten Zeiten bey der barbariſchen Hinrichtung des Johann Calas rief der Pöbel zu Toulouſe den jungen Calas an, den man für einen Märtyrer der päbſtlichen Religion ausgab, betete auf ſeinem Grab, verlangte Wunder von ihm, und erzehlte auch wirklich, daß dergleichen geſchehen ſeyen. Zu einem Todten beten, Stücke von ſeinem Hemde umbinden, Waſſer mit Erde von ſeinem Grabe vermiſcht einnehmen, ſchreckliche Convulſionen — ſind lauter Umſtände, die immer bey einem göttlichen Wunder ſeyn können, welche beweiſen, daß noch Vornehme und Geringe in Abſicht der Religion an der Wunderſucht, mithin unter der Sclaverey des Aberglaubens, liegen. Bey Oporto in Spanien

war

war auf dem Gute des Don Meraldo ein Menſch, der von der Geburt an den Gebrauch ſeiner Arme nicht gehabt hatte, und deßwegen blos zur Aufſicht über andre Arbeiter gebraucht werden konnte; denſelben überfiel am 9. Sept. 1777. in dieſer Beſchäftigung auf dem Felde ein heftiges Ungewitter, vor welchem er ſich, wie man meiſtens den übeln Gebrauch hat, unter einen Baum flüchtete. Kaum war er da untergetretten, als ihn ein Stral zu boden ſtürzte. Die Arbeiter liefen ihm zu Hülfe; er kam wieder zu ſich, und empfand nicht nur keine Schmerzen, ſondern er konnte ſich izt auch beym Aufſtehen mit ſeinen Armen und Händen helfen. Das Volk rief: Wunder! Wunder! die Naturkündiger der Gegend finden in dieſem Vorfall eine neue Probe von dem Weſen der elektriſchen Materie, und ihrer Wirkſamkeit in dergleichen Fällen.

Die vierte Urſache liegt in der Schwäche des Körpers oder der Seelenkräfte. Der Unglauben, der Irrglauben und der Aberglauben, die in unſrer Welt ſo viele klägliche Begebenheiten

verurſachen, ſind von einer zwiefachen Art. Die eine Art dieſer groſſen Uebel gehört zu den Krankheiten der Seelen, die aus einer blinden und verderbten Vernunft von einem unartigen Willen entſpringen. Die andre Art kann zu den geheimen Krankheiten des Leibes gerechnet werden, die ſich für der Scharfſichtigkeit der beſten Aerzte verbergen, und den Geiſt, man weiß nicht wie, irre machen und anſtecken. Jene Gattung muß durch Schrift und Vernunft bezwungen und ausgetrieben werden; dieſe wird oft blos durch Sanftmut, durch Pflege und Gedult zu weichen genöthiget. Titius redet von nichts als Erſcheinungen und pflegt, ſeiner Meinung nach, eine immerwährende Gemeinſchaft mit dem Himmel und den Einwohnern deſſelben. Ein andrer läßt es ſich einfallen, daß ihn der Herr gerufen habe, die Welt zu beſſern, und ein neues geiſtliches Reich aufzurichten. Beyde ſind dem gemeinen Weſen ſchädlich. Man meinet, dieſe Verführer mit Gründen, mit Vernunftſchlüſſen, mit Stellen der heil. Schrift auf beſſere Gedanken zu bringen. Und hat man dar-

auf

auf gemerkt, daß ſie gewiſſen beſchwerlichen Zufällen des Leibes unterworfen ſind, und vielleicht durch eine undienliche Nahrung ſich ein unreines Geblüte zugezogen? Hat man auch darauf acht gehabt, ob ſie nicht natürliche Thoren, in deren Bildung die Natur einen Fehler begangen? Der Nervenbau der Kinder und Weibsperſonen iſt zärter und ſchwächer. Plato ſchreibt dieſen den Urſprung des Aberglaubens und der Schwärmerey zu, und Hippokrates bemerkt, daß die Geiſter-Erſcheinungen mehr Weibs- als Mannsperſonen verrückt machen.

Die fünfte Urſache findet man in der **Macht der Vorurteile**, die den Menſchen oft bis ins Grab nicht verlaſſen. Von den Eltern und Ammen werden ſie auf die Kinder, und von dieſen auf ihre Nachkommen gegen gute Waaren umgeſezt. Viele hundert Menſchen haben kurz vor ihrem Tode einen Mönchsrock angezogen, oder doch den Ihrigen befohlen, ſie nach ihrem Tode in eine Ordenskleidung einzuhüllen, in der Meinung, daß die Gerechtigkeit Gottes ihr Kleid ehren, und eines

Sünders, deſſen Körper in eines Franziſcaners oder Kartheuſers Kappe ſteckt, ſchonen werde. Je ſchmuziger und cyniſcher das Gewand iſt, deſto kräftiger und wirkſamer iſt es vor Gott. In manchen vorheiligen Ländern — wolverſtanden, nicht unter Joſephs Stab — werden die Leichname der Kezer auf den Schindanger verwieſen, eben als ob die Würmer ſo viele feine Lebensart hätten, daß ſie mit einem in geweihetem Boden verſenkten Körper ſäuberlicher verfahren als mit den andern, und eben als ob der ein näheres Recht zum Paradiß hätte, bey deſſen Leichbegängniß ſich eine Eskorte von Bettelmönchen findet, elende Singer die Luft durchheulen, und ein Duzend Brüderſchaftsheiligen den Sarg beläſtigen. Die Proteſtantiſche Religion machte die Menſchen von unzählichen abſcheulichen Vorurteilen frey, die ehemalen unter den Menſchen gewütet haben. Man ſchlachtet keinen Unſchuldigen deßwegen ab, weil er nicht blindlings das glauben will, was ſein Landesherr ſich in ſeiner wollüſtigen und weiblichen Unthätigkeit hat bereden laſſen. Man verbrennet keine

Hexen

Hexen mehr; man läßt ſich durch die Furcht vor Geſpenſtern nicht mehr martern; man läßt ſich nicht von der Geiſtlichkeit mit verbundenen Augen führen; man geiſſelt ſich nicht mehr zu tode; man wird ſelbſt gegen die Unglaubigen liebreicher, und erweißt ihnen als Menſchen alle geſellſchaftliche Pflichten. Dieſer Vorzug iſt für das ganze menſchliche Geſchlecht ſehr wichtig, und man fängt ſelbſt in den katholiſchen Staaten an, eine Unmenſchlichkeit gegen Unterthanen zu verabſcheuen, die nicht einmal das alte heidniſche Rom gegen fremde Nationen, die andre Gottheiten verehrten, ausgeübt hat.

In dem gemeinen Leben gibt es noch eine Menge andrer Vorurteile, gelingt es manchen in einer Sache ein paarmal nicht: ſo ſteckt weiß nicht was dahinter. Johann Keppler, der groſſe Aſtronom, ſtirbt unter währendem Drucke eines Buchs, das er geſchrieben hat. Jakob Bartſch, ſein Schwiegerſohn und treuer Nachfolger in den aſtronomiſchen Meinungen, ſtirbt auch darüber; und nun erſchrickt Ludwig Keppler, des Urhebers

Sohn, über dieſe Zufälle ſo ſehr, daß man tauſend Mühe gehabt hat, ihn zu vermögen, den Druck des Buches zu befördern. Er hat ſich gefürchtet, das Leben einzubüſſen, wie es ſein Vater und Schwager eingebüßt hatten, bis ſeine Stiefmutter, die mit vielen Kindern bey ihrer Armut überhäuft war, ihn endlich durch viel Bitten und bewegliche Vorſtellungen dazu gebracht hat.

Ganz neuerlich ergieng eine königlich-Preuſſiſche Verordnung, daß, um der Thorheit abhelfliche Maaſe zu geben, als könnte ein von einem tollen Hunde gebiſſenes Vieh vor dem Ausbruche der Wuth geſichert werden, wenn es mit dem Schwerdte eines Scharfrichters blutrünſtig gemacht werde, ſowohl der Eigenthümer eines ſolchen Stücks Vieh, der es zum Scharfrichter in die Cur gebracht, als dieſer auch ſelbſt, wenn er es annimmt, jeder eine Strafe von 5. Thl. erlegen müſſe.

Die ſechste Urſache liegt in den falſchen Begriffen der Religion, die von einer verkehrten Auslegung der heil. Schrift entſtehen. Ich habe oben ſchon Beweiſe hievon gegeben. Wer mit den

Juden

Juden glaubt, einige Sprüche der heil. Schriſt hätten eine beſondre Kraft, wenn man ſie an den Hals hänge; weil Salomon ſage: Hänge ſie an den Hals. Spr. 6, 21. und wer daher aus eben dem Grund den Anfang des Evang. Johannis am Halſe trägt, und das Fieber oder andre Krankheiten zu vertreiben, der handelt thörigt; ſo wie derjenige, welcher alſo ſchließt: Weil Chriſtus nicht hatte, da er ſein Haupt hinlegte, und die Apoſtel alles verlaſſen haben, um Chriſto leiblicher Weiſe nachzufolgen: ſo muß auch der Chriſt nichts eigenes haben, und wol gar ſeinen täglichen Unterhalt vor den Thüren ſammlen. In dem Bayriſchen Zuſchauer 1782. S. 481. ſteht: In die Gegend von T. kam neulich ein Frater Collector aus dem F. Orden und bettelte Butter und Schmalz. Unter andern beſuchte er ein Haus, wo zum Unglück alles auf dem Felde, und eben niemand zu Hauſe war, als die kleine Tochter. Da aber die Bäurin dieſe geiſtliche Execution, welche Sonntags vorher gewöhnlicher maſſen von der Kanzel herab verkündigt worden iſt, ſchon erwartete: ſo hinter-

ließ ſie ihrem Töchterchen ein halb Pfund Butter, mit dem Auftrag, ſie ſollte es dem Frater, wenn er kommen würde, geben. Der Frater kam, und das Mädchen vollzog den Befehl. Mit groſſen Augen und unter Schütteln des Kopfes beſah der Frater das halbe Pfund; wollte Anfangs ſeinen Augen nicht trauen, und ſchwieg lange Zeit. Iſt das alles? ſagte er haſtig; du haſt dich gewiß geirret, gutes Mädchen! deine Mutter gab mir ſonſt mehr. Das Mädchen aber verſicherte, daß ſie ihm mehr nicht geben könnte, und daß die Mutter mehr nicht, als dieſes halbe Pfund zurückgelaſſen habe. Hat denn deine Mutter, fuhr er fort, nicht mehr Butter im Hauſe? und als ihm das Mädchen geſtund, daß ſich in dem zugeſperrten Käſtchen, das ſie ihm wieß, noch welche befände, die ſie aber nothwendig brauchten, um am Abend für ihre Leute, welche von der Feldarbeit zurückkämen, kochen zu können: ſo drang er ſolange in ſie, bis das Käſtchen geöfnet wurde. Da ſtund der Frater hin, ließ ſich nichts merken, nahm die vierpfündige Butter heraus und zu ſich,

und ſtellte das halbe Pfund hinein, und nun — Gratias Deo! Es wurde Abend und die Mutter kam zu Hauſe mit den Arbeitern, und wollte kochen; allein die Arbeiter mußten ſich gefallen laſſen, hungerig zu Bette zu gehen; weil der Frater zur Sättigung derer, die nicht arbeiten, die Butter davon getragen hatte. Wie iſt es möglich, daß, da man die verächtlichen Schwärme von ungeſtimmen Bettlern zu öffentlichen Arbeiten anhält, man ſtarke, geſunde, wohlgenährte Leute in rauhen und unförmlichen Kleidern in den Häuſern der arbeitſamen Gliedern das Brod erbetteln ſieht? Wie iſt es möglich, daß Päbſte und Biſchöffe die freywillige Armut, als eine Zierde, als ein Merkmal der höchſten Tugend in die chriſtliche Kirche haben einführen können: Alle Sittenlehre, die den willkührlich übertriebenen Tugenden einen zu hohen Werth gibt, ſezt die wahre ſimple Tugend in eben dem Grade in unſrer Achtung herunter, und mindert zugleich den Abſcheu vor wirklichen Laſtern. Darüber werden der Phantaſt, der Tartüffe in den Augen des Volks die Heiligen, und

der

der redliche Handwerksmann, der Taglöhner, der in der Furcht Gottes redlich arbeitet und sichs ſauer werden läßt, um zur Erhaltung der allgemeinen Wolfart das Seinige beyzutragen, und aus ſeinen Kindern für die Welt wieder nüzliche Bürger zu machen, muß kriechen. Aus böſer Abſicht iſt nie, auch der unſinnigſte Aberglaube erdichtet; der Betrug kommt erſt hinten her, wenn der Stolz und der Eigennuz ihren Vorteil dabey ſehen und denſelben behaupten wollen. Und wenn die Zuſäze anfänglich noch ſo unſchuldig ſind: ſo werden ſie früh oder ſpat der Religion doch allemal gefährlich.

Nun auch kürzlich etwas vom Schaden, den der Aberglaube anrichtet. Er verdient alle unſre Aufmerkſamkeit. Ein jeder Irrthum iſt ſchon ſchädlich. Zwar hat man auch in politiſchen und häußlichen Fällen von dem Aberglauben Nuzen gezogen. Die Hiſtorie bietet tauſend und aber tauſend Beyſpiele des Nuzens dar, welchen die Fürſten aus dem Aberglauben der Völker gezogen haben, es ſey nun, daß mau dieſelben anfriſchen

oder

oder furchtſam machen wollen. Ein Delphiſches Orakel, eine Antwort der Auguren, die Erklärung eines Wunders ſind bey tauſend Gelegenheiten zu den Abſichten der regierenden Häupter von groſſem Nuzen geweſen. Ageſilaus hat ſeinem Kriegsheer durch Orakelſprüche Muth gemacht, und deßwegen ein Verſtändniß mit den Prieſtern gehabt, ſo daß er ſeiner Sache ſchon gewiß geweſen, ehe er noch gefragt hat. Ariſtander, der Wahrſager, thut dem Alexander mehr Dienſte, als einer ſeiner Feldhauptleute. Der Henker zu Paſſau ſchaft zu Anfang des vorigen Jahrhunderts durch ſeine Kunſt eine Menge feiger Memmen zu muthigen Kriegern um. Bey dem Attila war der Aberglaube ebenfalls einer ſeiner Kunſtgriffe. Er beredet ſeine Soldaten, er habe das Schwerdt des Mars gefunden, womit man ſtets ſiege. Alphonſus, der den Grund zur portugieſiſchen Monarchie gelegt hat, gibt eine Erſcheinung vor, und ſchlägt mit weniger Mannſchaft fünf Könige. Mehrere Beyſpiele führt Naudé in ſeinen Conſiderations ſur les Coups d'Etat an. Der abergläubige Dejota,

rus rettete ſein Leben, weil ihm der Flug eines Adlers ſeine Reiſe zu widerrathen ſchien; denn wenn er ſie fortgeſezt hätte: ſo wäre er unter dem Verfalle des für ihn beſtimmten Zimmers zerquetſcht worden. Viele haben durch eine abergläubiſche Furcht den Völkern eine Tugendliebe einzugeben ſich bemühet; etwas von einer Seite gewonnen, und noch einmal ſo viel von der andern verloren. Man vergolde dieſe Pillen, wie man will; ſie werden immer bitter bleiben. Wie viele Länder und Völker hat der Aberglaube in das äuſſerſte Elend geſtürzt? Läßt ſich der Menſch durch einen ungegründeten Glauben von gewiſſen böſen Thaten abhalten: ſo verführt ihn eben dieſer falſche Glaube andre Dinge mit Luſt und Eifer zu verrichten, die oft ihm und andern viel nachtheiliger ſind, als die, welche er unterläßt; und es iſt gewis, daß keine Leute kühner ſind, die heiligſten Pflichten, die ſelbſt die Natur einen jeden Menſchen lehrt, zu übertretten, als die, welche ſich zu einem unvernünftigen Gottesdienſte haben verleiten laſſen. Wie oft iſt das koſtbarſte Blut

eines

eines Regenten, eines Kindes, eines Vaters, eines Bruders, welches ſelbſt der Allerwildeſte durch ſein eigen Blut gerne erlöſen will, ohne alle Bewegung von ſolchen Leuten vergoſſen worden? Auch in häußlichen Fällen überwiegt der Schaden den Nuzen ungleich mehr, welches ich in der Folge zeigen werde.

Der Aberglaube ſchadet der Geſundheit des Menſchen. Es iſt bekannt, daß eine kindiſche Angſt und Unruhe, beſonders bey einem Kranken, die gefährlichſten Folgen nach ſich ziehen kann. Hört ein Kranker die Todtenuhr, oder die Glocke ins Läuten ſchlagen, oder einen Hund heulen, oder träumt ihm von Lichtern: ſo grämt er ſich das Leben ab. Was iſt gewönlicher, als daß man eine Aderläſe bis auf ein gutes Zeichen nach dem Plan der Aderlaßtafel verſchiebt, ob auch gleich ein hiziges Fieber auf dem Wege iſt, oder ein Steckfluß drohet? die Kraft der Arzney kann leicht dadurch verändert werden, wenn man die Furcht ſich einnehmen läßt, es ſey eine böſe Stunde oder übels Zeichen geweſen. Der Gebrauch der Amu-

lete, der Gift- und Schröckſteine, der Krampfringe, der Skapuliere, Ignatiusbleche, und ſonſtiger Angehänge kann eine Krankheit ſo zu Kräften kommen laſſen, daß der blinde Verehrer darüber entweder das Leben einbüßt, oder wenigſtens die üblen Folgen davon bey dem Arzte reichlich verzollen muß. Das iſt auch bey dem kranken Vieh wahr. Wenn daſſelbe z. B. kränkelt, oder eine Viehſeuche ins Dorf kommt: läßt man Meſſe über das kranke Vieh leſen, oder lauft zum Scharfrichter, erkauft ſich von ihm ein Stückchen von einem Strick, woran ein Miſſethäter erwürgt iſt, und ſtreicht das Vieh über den Rücken hinab; oder räuchert den Stall, um der Zauberey Einhalt zu thun; oder malt Trottenfüſſe an, und verſäumt dabey die ſchicklichen Mittel, um die Seuche abzuhalten. Eine Magd ſtieß einſt einem Vieh die Miſtgabel in hintern Fuß, daß ein Zinke brach, und ſtecken blieb. Sie furchte ſich es zu ſagen, gab Zauberey vor, und das Vieh gieng drauf. Ein anders Vieh ward in einen Stall geſtellt, worinn lange Zeit kein Vieh ſtand; es ſtellte ſich ungebärdig,

riß

riß mehrmalen vom Strick ab, und entlief; der blöde Hauſe vermuthete Zauberey, bis es dem Pfarrer einfiel, ſeinen Stall durchſuchen, und ein Brett an dem Ort abreiſſen zu laſſen, wo das Vieh angebunden war; man fand, daß ſich hinter demſelben ſchwarze übelriechende Vögel angehäuft hatten. So bald dieſe weggeſchaft wurden, war das Vieh ruhig.

Der Aberglaube, dieſes ſchädliche moraliſche Gift, hat auch einen nachtheiligen Einfluß in die Glücksumſtände, indem die Menſchen aus Trieb des Aberglaubens nicht nur Handlungen unterlaſſen, und damit ihr Glück verſcherzen, ſondern auch Handlungen fürnehmen, die ihren Glücksumſtänden ſchädlich ſind. Nicias, der athenienſiſche Admiral, läßt wegen einer unglückdrohenden Mondsfinſterniß die Segel wieder einziehen, und wird darüber von den Syrakuſanern tüchtig geklopft. Die Holländer wollen bey dem günſtigen Winde mit dem engliſchen Admiral Monk nicht ſchlagen, weil ſie den Tag für ſich unglücklich hielten, und verlieren zwanzig Schiffe. Der Ackersmann wartet zu ſeiner

Ausſaat auf ein glückliches Zeichen, und ſeine Erndte mißlingt. Ein gewiſſes wohlerzogenes und fleiſſiges Mädchen hat zwar mehrere Freyer nacheinander; ſo bald man ihnen aber ſagte, daß ihre Mutter in der Liſte der Hexen lief: wenden ſie ſich ab, und das Mädchen bleibt lange unverheurathet. Der furchtſame Kriſpin hört des Nachts ein polterndes Geſpenſte, und verhüllt ſich unter der Decke, des Morgens aber iſt ſein Wohnzimmer von diebiſchen Händen rein ausgeleert. In Ardivilliers, einer ſchönen Herrſchaft in der Picardie, iſt ein adeliches Schloß öfters voll Feuer und Dampf, und man hört darinnen alle Jahr gegen aller Heiligen ein abſcheuliches Geheul. In der Luft über dem Schloß ſahen die Bauren noch allerley Teufeleyen. Wer ſich ins Schloß zu gehen wagte, kam mit einer reichen Beute von blauen Striemen auf dem Rücken zurück; nur der Pachter gieng leer aus. Muß ſehen, ſprach der Herr des Hauſes, der von dem Kriegsdienſte zurückkam, muß ſehen, was das Ding iſt! Er nimmt noch ein paar beherzte benachbarte Aedelleute mit geladenen Piſtolen mit

ſich.

ſich. Der Geiſt erſcheint izt nur über dem Schlafzimmer des Offiziers. Anfangs ſehen ſie nichts als einen dicken Rauch, welchen einige Flammen, die abwechslungsweiſe aufſtiegen, verdoppelten; endlich etwas — kohlpechſchwarzes — abſcheuliche Bockshörner — hölliſcher Rauch. — Das muß der Böſe ſeyn, ſtammlet voll Angſt einer der Begleiter und bekreuzt ſich. Nein, ſagt der Offizier, der Geiſt verſteht ſein Handwerk nicht recht, daß er uns die Lichter nicht auslöſcht; ſchießt ſeine Piſtole loß und trift. Der Geiſt fällt nicht, weil die Kugel auf eine Büffelhaut gieng, er wendet ſich um und ſtellt ſich — erſchrickt — gibt Ferſegeld — wird ertappt. Der Pachter ſelbſt war der loſe Geiſt, der zwar begnadigt wurde, aber den ſeit fünf Jahren wegen geringeren Pachts erlittenen Schaden erſezen mußte; ſo lange trieb der Pachter ſein abgefeimtes Spiel. S. D. Haubers Magiſche Bibliothek. St. XX. S. 551. Die Eltern des ohnelängſt zu Glaris verhext geſchienenen Mädchens geriethen auch dem Viehdoktor, Jeminger zu Pfaffenhauſen, dem elendeſten Kerl auf Gottes

Erdboden, in die Häude. Er kam im Marktſchreyer-Pomp nach Glaris, gab Vomitife, legte Zugpflaſter auf den kontrakten Fuß, ließ Kräuterthee trinken, und trieb allerley Unweſen zum kranklachen. Endlich ſtrich er einige neue Louisd'or in Sack, und zog, woher er gekommen war. Er hatte den Leuten weiß machen wollen, die Stecknadeln ſeyen im Magen angewachſen, und wenn ſeine Kunſt nicht helfe, könne niemand als die Hexe ſelbſt helfen. Wunderbar, daß vernünftige Obrigkeiten ſolchen ausgezeichneten Beutelſchneidern den Paß nicht verlegen!

Ueberdiß zeigt ſich der Schade, den der Aberglaube anrichtet, auch darinnen, daß man darüber in Gefahr des Lebens kommen kann. Ein manches Kind, weil man es für beſchrieen und unheilbar hielt, ſtarb ohne Gebrauch ſchicklicher Arzneyen. Herr Prof. Niemaier in Halle zeigt in ſeiner Abhandlung über den Aberglauben bey Ertrunkenen, daß viele, die auf der Saale ertrinken, noch gerettet werden könnten, wenn nicht die ſchädliche Meinung bey dem Volke herrſchte: am Johannis-

tage

tage dörfe man niemand aus dem Waſſer ziehen, oder man müſſe erſt den Untergang der Sonnen erwarten; denn der Waſſergeiſt, der Nix, wolle ſein Recht haben. Wenn man ihm das nicht laſſe, gehe es einem das ganze Jahr nicht richtig auf dem Waſſer. Man könne ſelbſt bey dem Ausziehen eines Menſchen aus dem Waſſer Unglück haben, jeder aber ſey ſich doch ſelbſt der Nächſte. — Ein andrer gefährlicher Saz der Rockenphiloſophie iſt: wenn man dem Sterbenden das Hauptküſſen entziehe, ſterbe er bald und ſanft. Wiederum: wer einen Menſchen, der ſich ſelbſt erhenkt hat, vom Strick losmache, der werde unehrlich, und könne ſein Handwerk nicht mehr treiben. Ich habe aus dem Munde des Müllers ſelbſt gehört, daß in ſeiner eignen Mühle ein Knecht, den die Ordnung traf, das Eis von den Rädern abzuſtoſſen, ins Waſſer fiel, und unter ein Rad kam, welches bälder in Gang zu kommen anfieng, als er vermuthet hatte. Seine Mitknechte hätten ihn zwar plözlich aus dem Waſſer gezogen, aber ſich geweigert, ihn ferner anzurühren, und in das Bett zu bringen,

unter dem Vorwande, ſolches müßten die unehrlichen Weinzieher thun. Nach vielen Verſprechungen, die er ihnen gethan, ſey der Unglückliche an den beſtimmten Ort gebracht, und glücklich gerettet worden.

Wie viele zufrüh Begrabenen hätten auf das von ihnen im Grab gemachte Geräuſch noch beym Leben erhalten werden können, wenn nicht die Geſpenſterfurcht den Pöbel ſtumm und hirnloß machte? Ich ſollte ganz nichts von jener traurigen Epoche anführen, worinn mit den Hexen auf mehr als heidniſche Weiſe mitgeſpielt worden iſt; jedoch nur ein Stückchen: Der Zahnarzt Johann Plan hielt einen jungen Menſchen, der im Taſchenſpiel zu einer Fertigkeit gekommen iſt. Er bediente ſich deſſelben zu Schwerſenz in Polen, um durch ſeine Kunſt die Leute herbeyzunöthigen; inzwiſchen geht er, der Meiſter ſelbſt, den Jahrmärkten nach, und ſuchte ſich durch Zahnausreiſſen die nöthige Nahrung zu verſchaffen. Bey ſeiner Zurückkunft nach Schwerſenz ſieht er mit Erſtaunen ſeinen jungen Künſtler am hellen lichten Galgen hangen, und

zwar

zwar mit ſeiner Spieltaſche um den Hals. Der junge Taſchenſpieler, der auf öffentlichem Markte Vögel, Eyer u. d. vor aller Menſchen Augen ſchuf, wurde in polniſchen Bock geſpannt und ſo lange derb durchgeprügelt, bis er ſich als Zauberer bekannte, worauf er nach Ordnung und Recht gehenkt wurde. Der Zahnarzt befürchtete für ſich, den Meiſter, was ärgers, entweicht heimlich und kommt durch Umwege nach Breßlau. Sero ſapiunt Phryges. Hauberiſche Bibliothek. St. XII.

Eine andre gewiſſe Folge des Aberglaubens iſt die **Verſündigung**; der Abergläubiſche verſündigt ſich gegen Gott, gegen ſich ſelber und gegen die bürgerliche Geſellſchaft. Indem er alles von willkührlichen Zeichen und zufälligen Urſachen erwartet: ſo ſcheint er den Zuſammenhang der Dinge, die Ordnung der Natur, die Weißheit der Vorſehung zu läugnen. Er iſt eben ſo gut, als der Ungläubige ein Atheiſte, indem er ſich Gott und ſeine Regierung auf eine unwürdige Weiſe vorſtellt. Und wer beleidigt das höchſte Weſen mehr, derjenige, der ſein Daſeyn ganz läugnet, oder der demſelben

unan-

unanſtändige Handlungen und ſchlechte Eigenſchaften zuſchreibt? Lieber will ich, ſagt Plutarch hierüber, daß man mein Daſeyn gänzlich verkenne, als daß man mich für einen böſen, ſchlechten und dummen Mann hält. Auch bey den gewöhnlichſten Geſchäften und Angelegenheiten wird ſich der Abergläubiſche etwa aus Mangel der Einſichten oder auch aus Eitelkeit und hoher Selbſtſucht bereden, daß der Himmel gar wol um ſeinetwillen den Lauf der Dinge ändern, und ihm einen übernatürlichen Wink geben könne, wenn es darum zu thun iſt, dieſe oder jene Auswahl zu treffen. Wie unglücklich iſt er indeſſen nicht bey einer ſolchen abergläubiſchen Verfaſſung der Seele? Immer ſchwebt er zwiſchen Furcht und Hofnung, und alle Klugheit, aller Verſtand, die ihm der Schöpfer gegeben, ſind für ihn ohne den geringſten Gebrauch. Jeder lerne nun vernünftig denken und handeln, und erinnere ſich an ſeine verdrüßliche Erfahrung, die er gehabt hat, ſo oft er etwas blindlings, und ohne Ueberlegung unternommen; er wird bald die eigentliche Urſache des erlittenen Schadens zu ſeiner Warnung auf die

Zu

Zukunft mit eignen Augen entdecken. Da wäre dann gewiß nichts natürlichers, als wenn man den Irrenden an einigen Beyſpielen begreiflich machte, wie theuer ſie für ihre Trägheit büſſen müßten, und wie ſie am Ende nichts als Schaden und Schimpf davon hätten, daß ſie ſo leichtſinnig und kindiſch alle alte Sagen der Spinnſtuben noch immer mehr glaubten, und ſich davon nicht abbringen laſſen wollten. So würden z. B. Diebe und Verführer ihrer Töchter und Mägde ſich nicht ſo häufig zu Werken der Finſterniß entſchlieſſen, wenn ſich ſolche böſe Menſchen mehr für der Herzhaftigkeit im Dorfe fürchten müßten. So aber verlieſſen ſich ſolche boshaften Leute auf die gemeine Geſpenſterfurcht dergeſtalt, daß ſie wol wußten, daß ſo leicht niemand Entſchloſſenheit und Muth beſäſſe, wenn er ſie gleich im Finſtern ſchleichen oder ein Geräuſch machen hörte, auf ſie loszugehen, ſondern daß vielmehr alle Leute im Hauſe, und ſelbſt Männer als für einem Geſpenſte unter die Bettdecke furchtſam verkriechen würden. So würde auch mancher Mann, der von beyderley Eltern unterſtüzt,

ſtürzt, einen recht guten Anfang gehabt hätte, nicht zu Grunde gegangen, ſondern in blühendem Zuſtande ſeyn, wenn er an ſtatt zu Segenſprechern, Schazgräbern, Wahrſagern und andern Betrügern ſeine Zuflucht zu nehmen, nur für allen Dingen in ſeinem eignen Hauſe mit ſeinem Eheweibe eine genaue Unterſuchung der nächſten wahren Urſachen des Verfalls angeſtellt hätte; denn da würde er bald erfahren haben, daß die Schuld an ihnen beyden, und an ihrer nachläſſigen Aufſicht über ihr Geſinde läge; daß ihre Kinder darum ſo ſiech wären, und nicht wüchſen, weil ſie unordentlich und übermäſſig viel äſſen, und alſo jene alte Frau im Dorfe, auf welche ſein Weib als auf eine Hexe einen ſo unchriſtlichen Argwohn geworfen hätte, ſo wenig hieran Schuld wäre, als daran, daß ſeine Milchkammer im ganzen Dorfe die ſchlechteſte wäre, weil nemlich ſeine Gefäſſe am unreinlichſten, ſeine Kühe und Schafe aber im Füttern, in der Reinigung und Wärme des Stalls am ſchlechteſten gehalten würden; denn eben deßwegen weil mancher Haußwirt ſo wenig einen Ueberſchlag macht,

daß

daß er im Herbſte weit mehr als er ſollte, zu Geld macht, und auf einen Früling und Graswuchs zuverſichtlich rechnet, muß er ſein Vieh im März und April kümmerlich halten, oder wol gar, wenn er ihm nichts einſtecken kann, daſſelbe verkauffen. Da nun dadurch auch ſeinen Feldern die Nahrung entzogen wird: ſo kann man es ihm kaum verzeihen, daß er das Elend, worein er ſinkt, der Zauberey und andern eben ſo falſchen und läppiſchen, als weit hergeſuchten Urſachen aus einem altvetteliſchen Aberglauben zuſchreibt, da er doch nur die Augen aufthun und ſehen ſollte, wie er mit ſeinem Weibe, und wie hingegen ſeine wolhabende Nachbare ihre Wirtſchaft führten.

Ich wiederhole nochmals, was ich ſchon mehrmalen von der Sorgfalt gegen die Kinder geſagt habe, daß die Eltern ſie beſtändig unter den Augen haben. Es gibt zwar unter den Hausgenoſſen würdige, ehrliche und verſtändige Perſonen; aber man wird mir auch eingeſtehen, daß, überhaupt zu reden, ihr Gemüt ſo niedrig ſey, als ihr Stand. Es ſind gröſtentheils Leute, die ſchlecht erzogen

ſind,

ſind, die ſehr enge Einſichten haben; niederträchtige Seelen, die, anſtatt daß ſie für die Kinder eine zärtliche Sorge haben ſollten, viehiſch handeln, indem ſie weder die Natur noch die Vernunft leitet. Sie wollen ſich Furcht verſchaffen und Gehorſam haben, es koſte, was es wolle; darum gebrauchen ſie die gehäſſigſten Liſten, ſie jagen den Kindern tauſenderley Schrecken ein und bereden ſie, daß bey dem geringſten Ungehorſam ein grauſames Scheuſal bereit ſtehe, ſie aufzufreſſen; oder ſchmeicheln ſie ihnen, und helfen ihnen in ihren Thorheiten durch, und ſind wahre Verderber, die oft den Untergang und die äuſſerſte Beſchimpfung eines ganzen Geſchlechts verurſacht haben. Man laſſe alſo ſeine Kinder nie aus den Augen, und entferne ſie von böſen Einblaſungen, die unglücklicher Weiſe die angenehmſten ſind, und alle gute Lehren auslöſchen.

Jedermann verlaſſe die unreinen Pfützen des Aberglaubens, und ſeze ſein Vertrauen allein auf den, deſſen Blick die Welten durchſchauet, und deſſen Allmacht Himmel und Erde trägt.

* * *

Die unvermuthete Heyrath.

(Aus den Briefen über die Geſpenſterfurcht. Halle. 1784.)

Ein junger Mann in England wollte einen Edelmann, der ſein Verwandter war, beſuchen. Als er auf ſeinem Landgute ankam: fand er alle Zimmer des Hauſes bereits von Fremden beſezt, die ſich eingefunden hatten, um dem Hochzeitfeſte von einer Tochter des Edelmanns anzuwohnen. Ein einziges Zimmer war noch übrig; allein der Herr des Hauſes ſagte, daß er ihm nicht zumuthen wollte, es zu beziehen, weil es ſeit einigen Tagen erſchrecklich darinnen umgieng. Der Fremde, der eben nicht furchtſam, aber deſto neugieriger war, das Geſpenſt in der Nähe zu ſehen, ließ ſich das nicht abſchrecken. Er bat ſich aus, daß man es ihm einräumen möchte, und nachdem er die nöthigen Maasregeln genommen, und ſich inſonderheit mit einer brennenden Nachtlampen verſehen hatte, legte er ſich ruhig zu Bette.

Ungefähr eine Stunde, nachdem ſich alles im Hauſe ſchlafen gelegt, öfnete ſich die Thüre, eine weiſe Frau trat herein, ſezte ſich neben das Camin, und wärmte ſich an den Kohlen deſſelben, die noch nicht ganz ausgebrannt waren. Nachdem ſie eine Zeitlang ſo geſeſſen hatte: näherte ſie ſich dem Bette, hob die Decke auf und legte ſich hinein. Der Fremde, etwas betretten, machte ihr Plaz, und entfernte ſich bis an den äuſſerſten Rand des Bettes, um ſeinen Schlafgeſellen ohne Gefahr beobachten zu können. Er fand bald, daß die Erſcheinung athmete, daß ſie warm und mit ihm von gleichem Fleiſch und Bein, kurz, daß es eines von den jungen Frauenzimmern ſey, die mit ihren Eltern bey ſeinem Vetter zum Beſuche waren. Indem er ſie näher beobachtete: ward er einen Ring an ihrem Finger gewahr, und, um den andern Tag ſeinen ſchönen Schlafgeſellen deſto leichter entdecken zu können, zog er ihr den Ring ab. Nachdem die Erſcheinung eine Zeitlang neben ihm geſchlafen hatte, ſtand ſie auf, und gieng zur Thür hinaus. Der Fremde

konnte die Zeit kaum erwarten, da die Geſellſchaft ſich zum Frühſtück verſammlete. Gegen elf Uhr hatten ſich endlich alle Gäſte, die jungen Frauenzimmer nicht ausgenommen, in dem Geſellſchaftszimmer eingefunden. Der Fremde wandte ſich alſo, ehe man ſich niedergeſezt hatte, an die jungen Damen und fragte ſie, ob keine unter ihnen ihren Ring vermiſſet habe? Ich habe den Meinigen, fieng eine an, dieſen Morgen eine ganze Stunde vergebens geſucht. Es iſt mir unbegreiflich, wo er kann hingekommen ſeyn, da ich mich ſehr wol beſinne, daß ich ihn geſtern Abends nicht vom Finger genommen habe. Erkennen Sie dieſen für den ihrigen? fragte er ſie, indem er ihr den Ring überreichte. Sie erkannte ihn, und der Fremde mußte erzehlen, wie er dazu gekommen ſey. Man kann leicht denken, mit wie viel Schaam und Beſtürzung die junge Dame der Erzehlung zuhörte. Sie konnte die Augen nicht aufheben, und betheurte mit Erröthen, daß ihr von dem allen, was der Herr erzehle, nichts bewußt ſey.

Die Entwickelung des Schauſpiels machte endlich ihr Vater, indem er ſich mit dieſen Worten an den Fremden wandte: Meine Tochter hat nun ſchon eine Nacht an Ihrer Seite zugebracht. Ich habe ihr eine Ausſteur von ſo viel tauſend Pfund beſtimmt; würden ſie ſich es gefallen laſſen, ſie damit fernerhin zu ihrer Bettgeſellſchaft zu nehmen? Der liebenswürdige Fremde ließ ſich das nicht zweymal anbieten, er ergrif ohne Bedenken die Hand der jungen Dame, und die Geſpenſtergeſchichte endigte ſich mit einer Heyrath.

Entſtellende Druckfehler:

S. 7. lin. 16. lies: fragt.

S. 46. lin. 3. lies: aus dem Schooſe der Nacht-Dämmerung.

S. 60. lin. 15. lies: indem bisher bey ihnen Philanthropine noch Kontreband geweſen ſind.

S. 78. lin. 11. lies: Nichtgelehrte, Menſchen.

S. 111. lin. 8. lies: die Sonne tritt,

S. 206. lin. 17. lies: phantaſtiſche.

S. 215. lin. 3. fehlt folgendes: Democritus affirmat, has ipſas beſtiolas enecari, ſi mulier, quæ in menſtruis eſt, ſolutis crinibus & nudo pede unamquamque aream ter circumeat, poſt hoc enim decidere omnes vermiculos, & ita emori.

S. 376. lin. 8. lies: ſechs Tage vor dem erſten Junius.

S. 391. lin. 22. lies: hiſtoriam.

S. 425. lin. 21. lies: ac tori.

S. 429. lin. 8. lies: puerosque.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Keller, Ernst Urban

Gegen den Aberglauben

Stutgart 1786

Phys.m. 120-5/6
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10132725-2
VD18 15353494